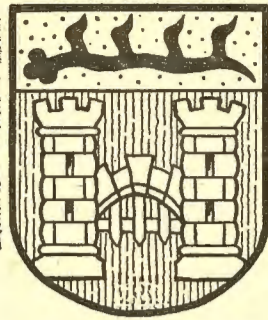




Heimatkundliche Blätter



für den Kreis Balingen

5. Jahrgang

Samstag, 25. Januar 1958

Nummer 1

Der Albtrauf als Wanderungsgrenze

Erstabdruck in dem 1. Vierteljahreshft der „Jahrbücher für Statistik und Landeskunde von Baden-Württemberg“

Ein Beitrag zur Frage der naturräumlichen Grenzen der Binnenwanderung
von Dr. Adolf Leidlmair, Tübingen

Zweifellos gehört heute die Frage nach der Verteilung der Bevölkerung zu den wichtigsten Problemen von Wissenschaft und Praxis. Hierzu drängt das rapide Anwachsen der gesamten Menschheit in den letzten Jahrzehnten schlechthin, im besonderen aber die gefährliche Zusammenballung in bestimmten Räumen als Folge der politischen Entwicklung der letzten Jahre. Die Bevölkerungszahl und deren Verteilung sind ein Ergebnis des natürlichen Bevölkerungswachstums, wie es durch die Bilanz von Geburten und Todesfällen bestimmt wird, und darüber hinaus der Wanderungen. Die Wichtigkeit der letzteren hat gerade die jüngste Vergangenheit gelehrt.

Seit langem gehört es zum besonderen Aufgabengebiet der geographischen Forschung, Intensität, Ursachen und Verlauf der Wanderungen aufzuzeigen. Vor allem war es Friedrich Ratzel¹⁾, der immer wieder betont hat, daß „die Bewegungen der Menschen auf der Erde darzustellen und die Gesetze dieser Bewegungen zu erforschen, Sache der Anthropogeographie sei“ (Politische Geogr. S. 85), denn „wie die Voraussetzung des Verständnisses der Tier- und Pflanzengeographie die Einsicht in die Wanderungen der Pflanzen und Tiere ist, so gehört zur Anthropogeographie die Lehre von den Völkerbewegungen“ (Anthropogeogr. S. 117). Die Gesetzmäßigkeit dieser Bewegungen, von der Ratzel spricht, wird nur bei den älteren Massenwanderungen, den Völkerwanderungen, von der physisch-geographischen Seite her bestimmt, in dem Meere, Gebirge, Wüsten und Flüsse mehr oder weniger starke Wanderungsgrenzen oder zumindest Leitlinien bildeten. Mit zunehmender Entwicklung von Kultur und Zivilisation, und damit von der Massen- zur individuellen Wanderung, verlieren die natürlichen Wanderungsgrenzen und -schränken an Kraft und an ihre Stelle treten immer mehr solche anthropogener Art. Dazu gehören in erster Linie die politischen Grenzen und die siedlungspolitische Einstellung der einzelnen Staaten, die durch eine einwanderungsfreundliche Haltung oder durch gewaltsame Aussiedelung bestimmte Wanderungsrichtungen erzeugen können. Nicht zuletzt wirkt die Anordnung von wirtschaftlichen Prosperitäts- und Krisengebieten wanderungsorientierend.

So ist es verständlich, daß die Frage der physiogeographischen Wanderungsgrenzen vom Blickpunkt der Ausbreitung des Menschen über die Erdoberfläche behandelt wurde (z. B. von Hettner²⁾, S. 100 ff.), bzw. vom Standpunkt der allgemeinen Siedlungsgeographie (z. B. von Richthofen³⁾, S. 73/74). Auch der politischen Geographie wurde sie ein besonderes Anliegen, und wiederum war hier Ratzel mit seinen Worten Wegweiser: „Die Gesetze des räumlichen Wachstums der Völker sind im allgemeinen dieselben, wie die des räumlichen Wachstums der Staaten“ (Anthropogeogr. S. 239). Denselben Sach-

verhalt kennzeichnet die Feststellung Haushofers⁴⁾, daß bei einem besonders sinnfälligen Zusammenfallen naturräumlicher Grenzen an sich noch zur Grenzüberschreitung befähigte Einwanderer von der Ratsamkeit des Haltmachens häufig in der Geschichte überzeugt werden (S. 73).

Im Hinblick auf die gegenwärtigen Wanderungen hat schon im Jahr 1927 H. Grothe⁵⁾ die Forderung nach deren kartographischer Darstellung im Zusammenhang mit den „Momenten der physischen Geographie“ erhoben und damit die Notwendigkeit der Behandlung von naturräumlichen Wanderungsgrenzen betont (S. 39). Jedoch ergeben sich bei allen derartigen Untersuchungen aus der oben erwähnten Tatsache, daß die Ströme der modernen individuellen Wanderungen meist von anthropogenen Gesetzen diktiert werden, größte Schwierigkeiten. Nur auf dem Gebiete der Binnenwanderung besteht Aussicht, die Wirksamkeit solcher Grenzen aufzudecken, da hier die Dominanz der politischen Grenze als Wanderungsschranke ausgeschaltet werden kann. Als Beweis dafür können mehrere stadtgeographische Untersuchungen (z. B. A. Wille⁶⁾) gewertet werden, denen es gelungen ist, das Zuwanderungsgebiet einer städtischen Siedlung auch mit Hilfe von naturräumlichen Grenzen abzuzeichnen (vgl. S. 122/124). Eine wichtige Voraussetzung dafür ist eine gewisse wirtschaftliche Aufgliederung, denn sofern die zentralen Funktionen für ein größeres Gebiet in einem einzigen Ort konzentriert sind, wird dessen Anziehungskraft so groß sein, daß sich alle Wanderungsbewegungen ohne Rücksicht auf natürliche Grenzen allein dorthin richten.

Die folgende Darstellung stützt sich auf die Ergebnisse einer bevölkerungsgeographischen Studie für die Zwecke der amtlichen Kreisbeschreibung des Raumes um Balingen. Der politische Kreis gliedert sich deutlich in zwei natürliche Großeinheiten: den westlichen Teil bildet die flachwellige Liasplatte des „Kleinen Heubergs“, den östlichen die Abdachung der Schwäbischen Alb, die hier durch die tiefeingeschnittenen Täler der Schmiecha und Bära deutlich gegliedert ist⁷⁾. Beide Einheiten trennt der markante Stufenrand des Albtraufes. Der Verlauf einer naturräumlichen Grenze erster Ordnung (7. Kartenbeilage) quer durch den Kreis macht dieses Gebiet besonders geeignet, der Frage nachzugehen, ob diese Grenze auch als Wanderungsgrenze fungiert oder nicht. Dazu kommen als weitere günstige Momente die Existenz zweier Industriebezirke, eines solchen in der Nachbarschaft der Schmiecha mit Onstmettingen, Tailfingen, Ebingen und Bitz und eines zweiten auf dem „Kleinen Heuberg“ um Balingen. Sicher ist dieses zweite Revier um Balingen gegenüber dem ersten nur von sekundärer Natur. Von einer völligen wirtschaftlichen Ausgeglichenheit des Kreises kann keine Rede sein, da der Albanteil we-

sentlich stärker industrialisiert ist, und am „Kleinen Heuberg“ etliche Gemeinden eine noch vorwiegend landwirtschaftliche Struktur bewahrt haben. Trotzdem genügt das Vorhandensein eines zweitrangigen Industriegebietes um Balingen, um einer einseitigen Wanderungsorientierung entgegenzuwirken. Dies um so mehr, als die Industriepunkte der ebenfalls westlich des Albtraufs liegenden Nachbarkreise Rottweil und Hechingen in dieselbe Richtung wirken. Wäre nur die äußerst aktive Industriegasse an der Schmiecha allein vorhanden, und gäbe es nur hier in weitem Umkreis Arbeitsmöglichkeiten für die überschüssige Bevölkerung anderer Gebiete, so müßte mangels der früher geforderten wirtschaftlichen Aufgliederung jede ansonst noch so starke Grenze der Wanderungen ihre Wirksamkeit verlieren.

Die zahlenmäßige Entwicklung der Bevölkerung des heutigen Kreises Balingen ist zeitlich und räumlich durchaus nicht einheitlich verlaufen. Vor allem bilden die Jahre um 1870 eine deutliche Zäsur. Während in den Jahrzehnten vorher im Durchschnitt alle Orte ihre Einwohnerzahlen nur langsam oder gar nicht erhöhten und allenthalben die Abwanderung beachtliche Verluste brachte, schälten sich nachher bestimmte Wachstumszentren heraus, die im Zusammenhang mit der Industrialisierung nun in die Lage versetzt wurden, die einheimische Bevölkerung zu ernähren und sich schließlich selbst zu Zuwanderungsgebieten entwickelten. Beispiele dafür sind der oben erwähnte Industriebezirk von Onstmettingen, Tailfingen, Ebingen und Bitz und die Gemeinde Balingen. Im ersten Fall wuchs die Bevölkerung von 11 281 Einwohner im Jahr 1871 auf 31 618 Einwohner im Jahr 1939, das sind 280 v. H. des Standes von 1871. Die Einwohnerzahl von Balingen betrug im Jahr 1939 6 285, d. h. 166 v. H. der vom Jahr 1871 (3786 Einwohner). Wie entscheidend die Zuwanderung für diese Entwicklung war, ergibt sich daraus, daß der Wandergewinn für das Gebiet Onstmettingen, Tailfingen, Ebingen und Bitz in der ganzen Zeitspanne 5309 und für Balingen 932 betrug. Im Vergleich zu diesen aktiven Zentren des Bevölkerungswachstums blieben die übrigen Orte des Kreises durch fortgesetzte Wanderungsverluste in ihrer Entwicklung weit zurück. Dies gilt für weniger

¹⁾ Fr. Ratzel, Anthropogeographie, 1. Teil, 2. Aufl. Stuttgart 1899. - Politische Geographie oder Geographie der Staaten, des Verkehrs und des Krieges, 2. Aufl. München 1903.

²⁾ A. Hettner, Allgemeine Geographie des Menschen, I. Band, Stuttgart 1947.

³⁾ Ferd. v. Richthofen, Vorlesungen über allgemeine Siedlungs- und Verkehrsgeographie, hrsg. v. O. Schlüter, Berlin 1906.

⁴⁾ K. Haushofer, Grenzen in ihrer geographischen und politischen Bedeutung, Stuttgart 1927.

⁵⁾ H. Grothe, Die Möglichkeit kartographischer Darstellung der Wanderungsbewegungen. Vorschläge zu einem Aus- und Einwanderer-atlas der Völker. Archiv für Wanderungswesen 1. Jahrg. 1929, S. 39-41.

⁶⁾ A. Wille, Die Stadt Rosenheim, ihre Erscheinung und Raumbeziehung, Forschungen zur deutschen Landeskunde, Band 51, 1951.

⁷⁾ Fr. Huttenlocher, Die landschaftliche Feingliederung von Württemberg-Hohenzollern. Württemberg-Hohenzollern in Zahlen, 3. Jahrg., 1948, S. 10-21.

industrialisierte Gemeinden der Alb und vor allem für die stärker agrarisch gebliebenen Orte des Albvorlandes. Als Beispiele dafür seien die Gemeinden Dautmergen, Dormettingen, Dotternhausen, Leidringen, Täbingen und Schömberg genannt, deren Einwohnerzahl von 4795 (1871) auf 4202 (1939) = 87 v. H. von 1871 gesunken ist, was durch einen Wanderungsverlust von 2686 Menschen bewirkt wurde. Diese wenigen Zahlen beweisen eindeutig, daß die Bevölkerungsentwicklung dieses Gebietes nicht von Unterschieden des Geburtenüberschusses, sondern nur von solchen der Wanderungsintensität bestimmt wird. Bewußt wurde das Jahr 1939 und nicht 1950 zum Vergleich gewählt, um ein durch die Bevölkerungsver-schiebungen der Nachkriegszeit verzerrtes und, wie die derzeitige Entwicklung bereits beweist, nur kurzfristig zutreffendes Bild zu verhindern.

Nicht nur hinsichtlich der räumlichen Einengung der Abwanderungsgebiete, sondern

serer Themenstellung. Nur in wenigen Fällen stimmen Abwanderungsort und Geburtsort überein. Vor allem bei der stärker fluktuierenden nichtbäuerlichen Bevölkerung wird der letztere vielfach von Zufälligkeiten bestimmt, wie sie sich aus der momentanen Berufsausübung der Eltern ergeben. In der Frage der feineren physiogeographischen Gliederung der Wandergebiete können derartige, sich häufende Zufälligkeiten zu schweren Irrtümern führen oder klare Grenzziehungen überhaupt unmöglich machen. Die Lage der Wanderwege und deren relative Begrenzung kann nur auf Grund der tatsächlichen, letzten Zu- und Abgänge, d. h. der amtlichen Meldestatistik, erkannt werden.

Diese Methode wird dadurch erleichtert, daß auch die moderne Wanderungsstatistik auf dem polizeilichen Meldewesen aufbaut, und die entsprechenden Angaben daher bei den statistischen Ämtern ausgewertet werden können. Ziel der amtlichen Statistik ist

beitung aller Gemeinden eines Gebietes nur schwer möglich, so daß sich die Untersuchung auf typische Beispielsgemeinden beschränken muß. Im folgenden wurde daher die Zuwanderung nach dem schon mehrfach erwähnten Ebinger Industriebezirk (Bitz, Ebingen, Onstmettingen, Tailfingen) und nach Balingen, sowie die Abwanderung aus dem flächenmäßig geschlossenen Abwanderungsgebiet der Gemeinden Dautmergen, Dormettingen, Dotternhausen, Leidringen, Schömberg und Täbingen nach Herkunfts- und Zielorten untersucht. In zeitlicher Hinsicht war die Beschränkung auf die Jahre 1948—51 notwendig, da weiter zurückreichende Erhebungen nicht vorhanden sind. Die Auszählung der An- und Abmeldungen wurde mit bestimmten Einschränkungen durchgeführt. So wurden bei der Zuwanderung jene Heimatvertriebenen, die aus Gebieten außerhalb des Landes oder aus ihrer alten Heimat selbst kamen, nicht mitgerechnet, da es sich hier in den meisten



auch bezüglich der Abwanderungsrichtung bildet die Zeit um 1870 eine markante Grenze. Vor der Reichsgründung bestand ein Gutteil der Abwanderung in der Form der Auswanderung, vor allem nach Nordamerika. Die entsprechenden Werte dürften kaum weniger als die Hälfte des gesamten Wanderungsverlustes betragen haben. Nach 1870 tritt die Auswanderung stark zurück, und wenn auch zwischen 1880 und 1890 und nach dem ersten Weltkrieg wiederum ein Aufleben der Amerikawanderung erkenntlich ist, so erscheint nun doch die Binnenwanderung innerhalb des Südwestraums als der weitaus bedeutendste Faktor.

Um hier Richtung und Wanderungsgrenzen feststellen zu können, ergeben sich wie in allen Fragen der Binnenwanderung auch für unsere Problemstellung methodisch zwei Wege, nämlich die Auswertung der Geburtenstatistik mit den Angaben der Geburtsorte einer bestimmten Gruppe, etwa der Einwohnerschaft einer Siedlung, mag in mancher Hinsicht brauchbare Werte liefern (vgl. Hecke 8, S. 81), vor allem, wenn es sich darum handelt, etwa die Psychologie einer Großstadt auf Grund der Zuwanderung aus größeren Abwanderungsgebieten zu erklären (vgl. Brepohl 9). Wenn im folgenden der Meldestatistik der Vorzug gegeben wird, so ergibt sich die Notwendigkeit dazu aus un-

in erster Linie die Bevölkerungsfortschreibung, die Feststellung der Mobilität der Bevölkerung und schließlich der Wanderungsrichtung. Die letztere kann mit Hilfe der amtlichen Veröffentlichungen nur grob nach den verschiedenen Ländern und Kreisen erfaßt werden, ohne daß hier der Einfluß bestimmter natürlicher Schranken sichtbar wäre¹⁰⁾. Dies erklärt sich aus dem Übergreifen der größeren Verwaltungsgebiete über verschiedene naturräumliche Einheiten. Geographisch brauchbare Ergebnisse können daher nur mit Hilfe der Gemeindestatistik gewonnen werden, deren Bearbeitung oder gar Veröffentlichung wegen der Fülle des Materials von den amtlichen Stellen nicht bei allen Statistiken geleistet werden kann. So müssen schon aus diesen Gründen die detaillierten Erkenntnisse einer modernen Binnenwanderungsforschung der Landeskunde überlassen werden, ganz abgesehen davon, daß brauchbare Schlüsse nicht ohne weiteres aus einer mechanischen Auswertung der Statistik gezogen werden können. In vielen Fällen wird eine Bereinigung des Zahlenmaterials notwendig sein, die von dem allen geographischen Faktoren Rechnung tragenden Landeskundler geleistet werden kann.

Die Masse des unschriftlich vorhandenen Materials (Meldescheine) macht die Bear-

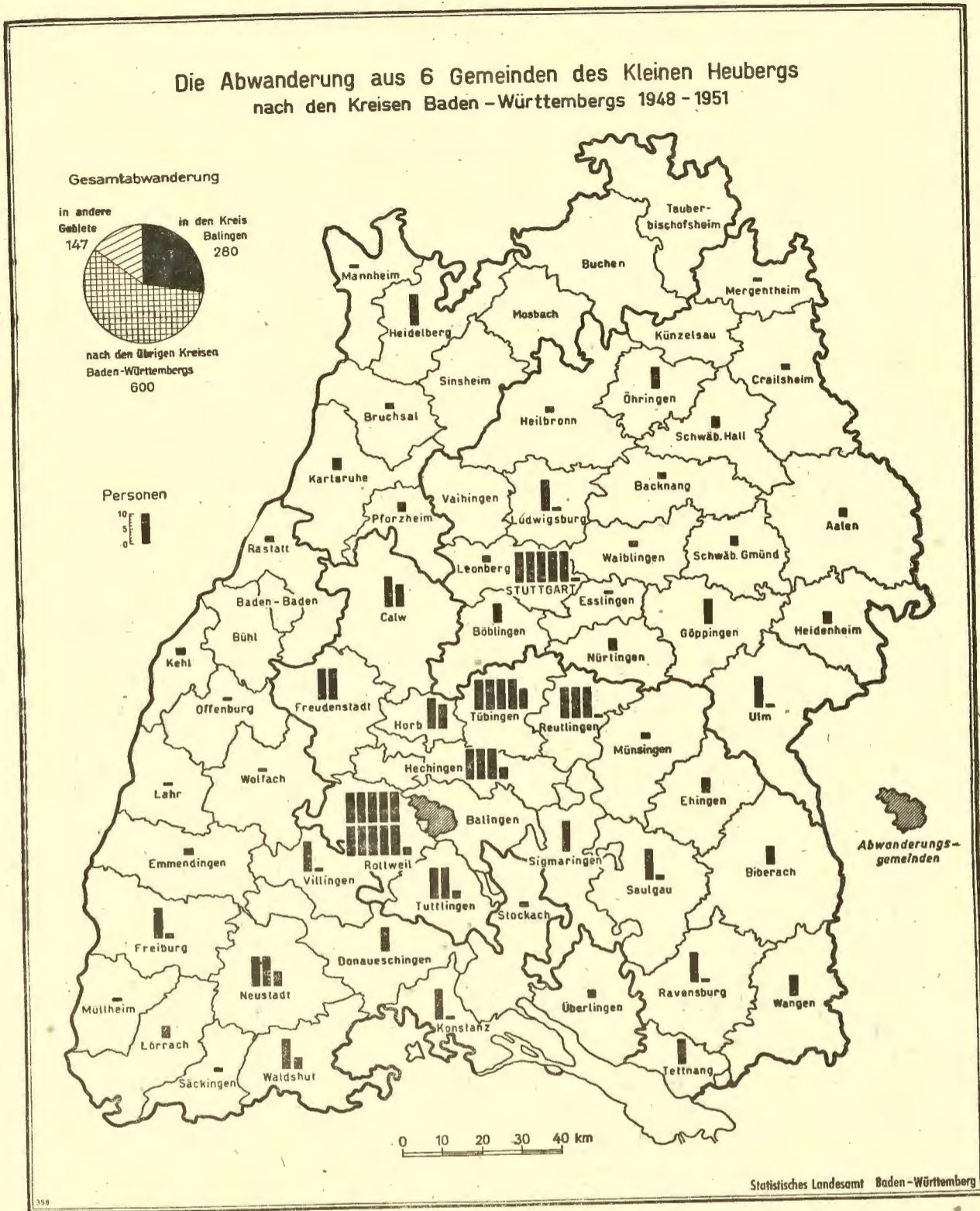
Fällen um eine „gelenkte Wanderung“ handelt, die ohne Rücksicht auf irgendwelche geographische Grenzen erfolgt. Bei den Abmeldungen hingegen sind die Heimatvertriebenen ohne Ausnahme mitgezählt, da hier die Verlegung des Wohnortes meist freiwillig geschieht und von den gleichen Motiven bestimmt wird wie bei der Stammbevölkerung.

Zunächst ergibt die Meldestatistik der sechs Abwanderungsgemeinden 1027 Abmeldungen, wovon 280 (27,3 v. H.) auf die Kreisbinnenwanderung (innerhalb des Kreises), 600 (58,4 v. H.) auf die Landesbinnen-

⁸⁾ W. Hecke, Die Bevölkerungszuwanderung in den Großstädten Wien und Berlin, Dt. Archiv f. Landes- u. Volksforschung 5. Jg., 1941, S. 80-87.

⁹⁾ W. Brepohl, Der Aufbau des Ruhrvolkes im Zuge der Ost-Westwanderung, „Soziale Forschung und Praxis“ Bd. 7, Recklinghausen 1948.

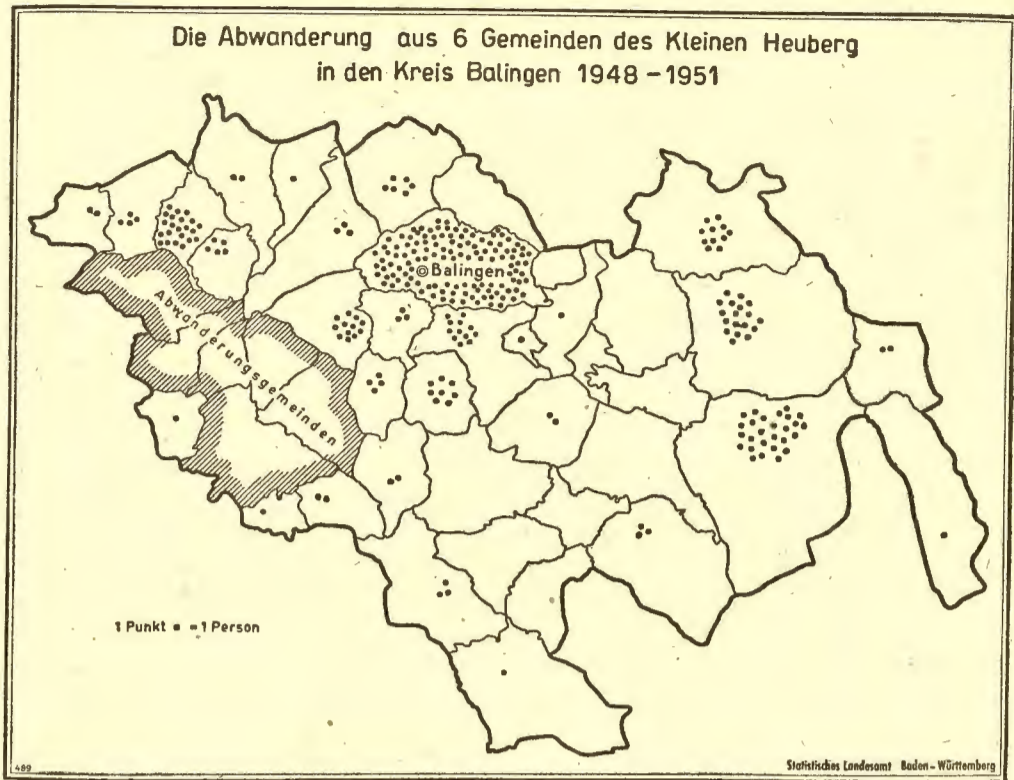
¹⁰⁾ Vgl. hierzu Bruno Lessing, Die Binnenwanderung in Württemberg-Baden im Jahr 1950, Stat. Monatshefte Württemberg-Baden 5. Jg., 1951, S. 294-296; J. Malecki, Stand und Möglichkeit der Wanderungsstatistik; Raum und Gesellschaft (Forschungs- und Sitzungsberichte der Akademie für Raumforschung und Landesplanung) Bd. I, 1950, 1. Lfg., S. 40-45; O. Roscher, Die Binnenwanderung in Bayern 1950; Bayern in Zahlen, 5. Jg., 1951, S. 165-167; H. Schubnell, Bevölkerungszunahme und Wanderungsbewegung in Baden nach dem Krieg; Statistik in Baden Jg. 1949, S. 12-33; Die Wanderbilanz zwischen den Ländern des Bundesgebietes; Wirtschaft u. Statistik Jg. 2, NF., 1950, 7, S. 252 ff.



wanderung (Baden-Württembergs) und 147 (14,3 v. H.) auf andere Gebiete entfallen. Innerhalb der Landesbinnenwanderung steht der Abzug in den benachbarten Kreis Rottweil mit 103 Fällen (17,3 v. H. der Landesbinnenwanderung) weitaus an der Spitze, mit deutlichem Abstand folgen die Kreise Stuttgart (51=8,5 v. H.), Tübingen (46=7,6 v. H.) und Hechingen (34=5,6 v. H.). Wie das Schaubild zeigt, liegen also die Wanderziele dieser typischen Gemeinden des „Kleinen Heubergs“, wie diese selbst, westlich des Albtraufes, der sich somit schon jetzt als Wanderungsgrenze erweist. Nur zum Teil erhält diese Grenze ihre Wirksamkeit durch das im Südosten der Alb liegende ober-schwäbische Gebiet, das infolge seiner stärker agrarischen Struktur von sich aus wenig Anregungen als Wanderzielgebiet bietet.

Daß wir es hier mit einer natürlichen Wanderungsgrenze zu tun haben und nicht allein mit einer die Wanderungsrichtung beeinflussenden Veränderung des allgemeinen Wirtschaftscharakters, ergibt sich aus der Betrachtung der Kreisbinnenwanderung. Von den 280 Personen, die innerhalb des Kreises abgewandert sind, wählte der überwiegende Teil (75,2 v. H.) einen Ort westlich des Albtraufes als Zielort und hier wieder meist Balingen (120 Personen = 42,8 v. H. der gesamten Kreisbinnenwanderung). Nur 45 Abmeldungen (16 v. H. der Kreisbinnenwanderung) weisen nach Tailfingen und Ebingen. Dies kann nicht die Folge der größeren Entfernung sein, denn zur gleichen Zeit betrug die Umzüge in das wesentlich weiter entfernte Stuttgart mehr. Auch wirtschaftliche Gründe, denen wir bei der Be-

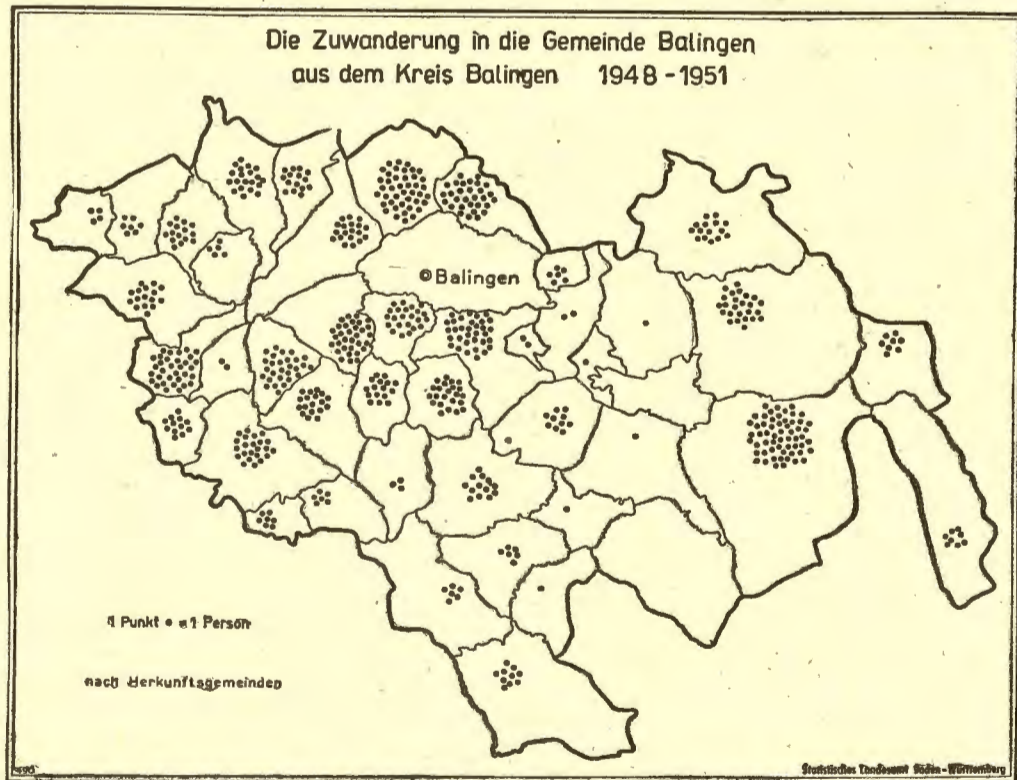
trachtung der Landesbinnenwanderung eine gewisse Berechtigung einräumen mußten, spielen hier keine Rolle, beweisen doch die beiden Orte Ebingen und Tailfingen durch ihren starken Zuzug aus anderen Gebieten, daß sie hinreichende Arbeitsmöglichkeiten bieten können. Der Albtrauf erweist sich demnach als eine so kräftige Wanderungsschranke, daß die arbeitssuchende Bevölkerung des „Kleinen Heubergs“, soweit sie in der nächsten Umgebung kein Unterkommen findet, eher in die weiter entfernten Gebiete des mittleren Neckars geht als in das nähere und ebenfalls Arbeitsgelegenheiten bietende Ebingen oder Tailfingen. Die Gegenprobe kann leicht durch eine Untersuchung der Zuwanderung nach Balingen oder in den Ebingen Industriebezirk erbracht werden. In Balingen betrug die

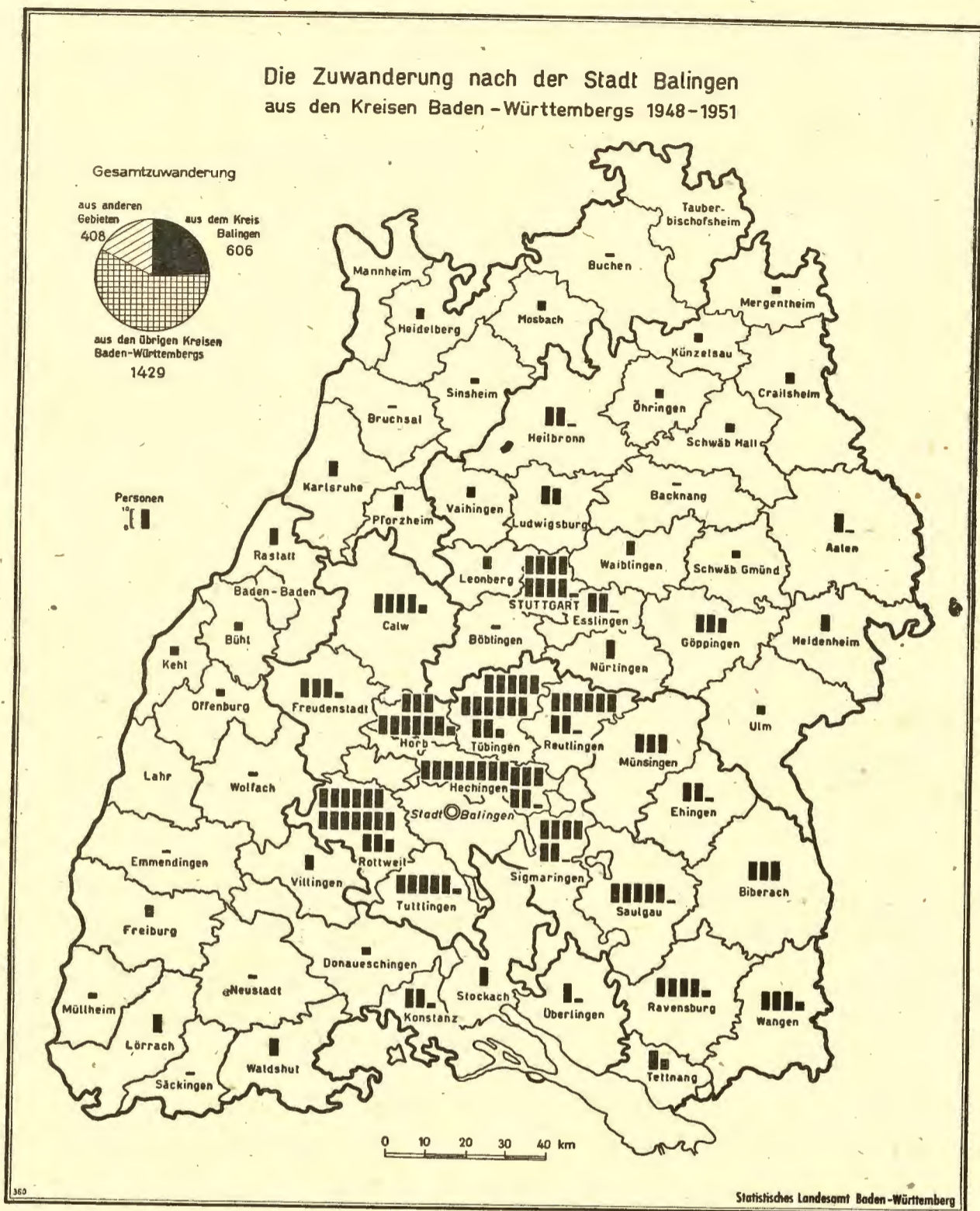


Zuwanderung 1948 - 1951 2443 Menschen, wovon 606 (24,8 v. H.) aus dem Kreis, 1429 (58,4 v. H.) aus Baden-Württemberg und 408 (16,8 v. H.) aus anderen Ländern kamen. Die wichtigsten Ergänzungsräume außerhalb der Kreisgrenzen liegen in den Gebieten von Rottweil, Hechingen und Tübingen, die fast 30 v. H. aller kreisfremden Zuwanderer stellten. Die Hauptwanderungsrichtung verläuft demnach von Norden und Westen nach Balingen, während der Zustrom von Osten, von den Kreisen jenseits des Albraufes, so unbedeutend ist, daß die Nachbarkreise Sigmaringen und Saulgau kaum 8 v. H. innerhalb der Landesbinnenwanderung ausmachen (vgl. Bild). Wie sich die gleiche Tat-

wanderung widerspiegelt, beweist das Schaubild „Die Zuwanderung in die Gemeinde Balingen aus dem Kreis Balingen“. Hier liegt das Balinger Einzugsgebiet durchaus am „Kleinen Heuberg“, denn 71,6 v. H. aller kreiseigenen Zuwanderer kommen aus dieser Gegend. Die Schärfe der Wanderungsgrenze wird kaum durch den starken Wanderungsstrom zwischen Ebingen und Balingen abgeschwächt. Die Abwanderung von Ebingen, das selbst den stärksten Wandergewinn des Kreises seit Jahren hat, nach Balingen ist anderer Art. Hier spielt der normale Bevölkerungsaustausch zwischen den beiden wichtigsten Verwaltungs- und Wirtschaftszentren, der sich vielfach in Versetzungen von Beamten und Facharbeitern

äußert, die entscheidende Rolle, eine „gelenkte Bewegung“, die unabhängig von Grenzen aller Art verläuft. Die Zuwanderung in den Ebinger Industriebezirk (mit Bitz, Onstmettingen und Tailfingen) erreichte in den Jahren 1948 bis 1951 eine Summe von 5710. Davon entfielen 626 (10,9 v.H.) auf den Kreis, 3919 (68,5 v.H.) auf Baden-Württemberg und der Rest von 1165 (20,6 v. H.) auf andere Länder. Im Gegensatz zu Balingen liegen hier die Herkunftsgebiete eindeutig südöstlich des Traufes, vor allem in den Kreisen Sigmaringen und Saulgau, die zusammen über 16 v. H. der nicht im Kreis aber innerhalb Baden-Württembergs beheimateter Zuwanderer stellten. Innerhalb des Kreises liegt wieder-





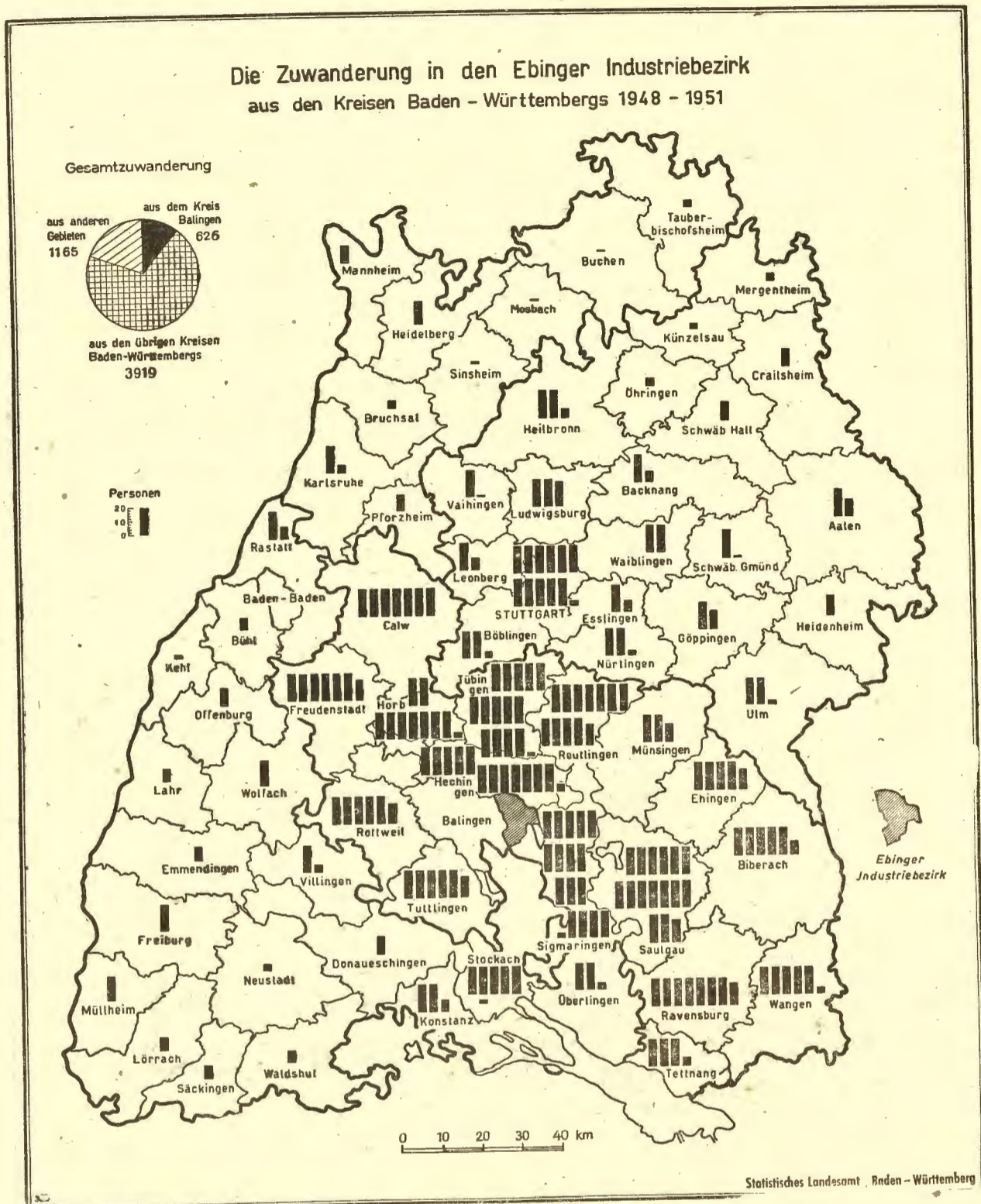
um das Einzugsgebiet Ebings im Südosten des Albtraufes, wobei sich die Ausnahmestellung Balingens aus den gleichen Gründen erklärt, wie der Wanderstrom von Ebingen nach Balingen.

Dem Einwand, daß die eben gewonnenen Ergebnisse nur eine wenig typische Momentaufnahme zeigen, kann durch andere Untersuchungsmethoden, die zu den gleichen Ergebnissen gelangen, begegnet werden. Eine gewisse Bedeutung zur Rekonstruktion der Wanderungsrichtung gewinnen die Auswanderungslisten, die für Teile des heutigen Kreises Balingen aus dem vorigen Jahrhundert erhalten sind. Wenn auch ihr Wert in erster Linie in der Erkenntnis der effektiven Auswanderung liegt, so erlauben sie zumindest für die Zeit vor 1870 gewisse Rückschlüsse auf den Verlauf der

Binnenwanderung im Gebiet des neuen Bundeslandes, da auch die Abwanderung über die innerdeutschen Staatsgrenzen, also in das benachbarte Baden, Bayern und Preußen (Hohenzollern) verzeichnet ist. Für 16 Gemeinden des „Kleinen Heubergs“, deren Auswanderungslisten, allerdings nicht vollständig, für die Jahre 1820-70 vorliegen, ergibt sich eine Gesamtabwanderung von 1321 Personen¹¹⁾. Über zwei Drittel davon gingen nach Nordamerika. Unter den europäischen Zielländern stehen Baden und Frankreich, d. h. das Elsaß, weit an der Spitze, während die Abwanderung in das benachbarte Bayern nicht einmal 1 v. H. aller Fälle ausmacht. Die Wanderziele lagen also auch in früheren Zeiten in weitaus den meisten Fällen im Westen und nur ausnahmsweise östlich der Alb. (Die starke

schwäbische Auswanderung nach Südosteuropa, vor allem des 18. Jahrhunderts, kann diese Feststellung kaum erschüttern, da diese Bewegung von der habsburgischen Siedlungspolitik bewußt in bestimmte Bahnen gelenkt wurde und nicht einen natürlichen Bevölkerungsaustausch widerspiegelt.) Dieser aus den Auswanderungslisten gewonnene Beweis kann — und dies sei nachdrücklich betont — allerdings nur zur Unterstreichung der früher gewonnenen Erkenntnis dienen, nicht aber als für sich allein gültiges Argument. Zu dieser Einschränkung zwingen die Lückenhaftigkeit und die nicht völlig präzisen Ortsangaben der Quellen.

¹¹⁾ Quelle: Staatsarchiv Ludwigsburg, F 197 Akt. B. 53, 54; F 200 Akt. B. 39; F 203 Akt. B. 81.



Aufschlußreicher, schon allein wegen der über einen längeren Zeitabschnitt reichenden exakten Angaben, ist die Frage der Heiratsbeziehungen, vor allem hinsichtlich der Absteckung der Heiratskreise, worunter wir die Herkunftsgebiete der Ehepartner eines bestimmten Ortes verstehen. Alle Zuheiraten, sind ja ein Beitrag zur Wanderung, sonderlich der Binnenwanderung. J Schwidetzky¹²⁾, der wir die grundlegenden Untersuchungen in dieser Frage verdanken, hat schon auf die allerdings beschränkte Bedeutung gewisser Naturgrenzen für die Heiratsbeziehungen hingewiesen (S. 320: die von den Menschen gesetzten Grenzen sind stärker als die von der Natur gesetzten). Für unser spezielles Thema möge die Auswertung der Eheregister der beiden Altvorlandgemeinden Binsdorf und Leidringen

genügen, die einen Überblick über die Zeit von 1800 bis 1951 gestatten. In beiden Orten ist die Summe der Eheschließungen (Binsdorf 796, Leidringen 967) so groß, daß Fehlschlüsse aus Gründen einer zu kleinen Zahl nicht angenommen werden können. Wie in allen bäuerlichen Gemeinden ist auch hier der Heiratskreis relativ eng, d. h. die Heiratsbeziehungen innerhalb des Ortes sind am stärksten. Sowohl in Binsdorf als auch in Leidringen macht der Anteil der ehelichen Verbindungen, bei denen beide Partner aus dem gleichen Ort stammen, bei weitem mehr als die Hälfte aus (unter Berücksichtigung der Lücken in den Eheregistern). Dieser hohe Durchschnittswert ist allerdings durch die Verhältnisse früherer Jahrzehnte bedingt. Als wirksamste Heiratsgrenze müssen sowohl für das katholische Binsdorf als

auch für das protestantische Leidringen die konfessionellen Grenzen angesehen werden, jedenfalls weit mehr als die politischen Grenzen, wie sie vor 1870 noch zwischen Württemberg, Baden und Hohenzollern gültig waren und für die Eheschließungen wie für jede Art von Abwanderung manche Schwierigkeiten brachten. Die politische Grenze wog bei der Gattenwahl kaum schwerer als die räumliche Entfernung. Die Mehrzahl der von außen Einheiratenden kommt aus einem verhältnismäßig engen Raum, so zur Hälfte aus einem Kreis, dessen Halbmesser etwa 10 km beträgt und den wir als den engeren Heiratskreis bezeichnen können. Diese Grenze erhält eine

¹²⁾ J. Schwidetzky, Heiratskreise in Oberschlesien. Ztschr. f. Rassenkunde Jg. 6, 1937, S. 311-331.



gewisse Realität durch den über diese Fläche wirkenden bäuerlichen Gesichtskreis, wie er durch wirtschaftliche und gesellschaftliche Beziehungen bestimmt wird. Die Ausgliederung dieses engeren Heiratskreises ist methodisch zur Untersuchung des Albraufes als Heiratsgrenze notwendig, da dadurch alle jene Ehen, die aus Gründen der engeren räumlichen Beziehungen und nicht wegen der Lage der Herkunftsorte diesseits des Traufes geschlossen wurden, ausgeschaltet werden können. Innerhalb des weiteren Heiratskreises stammen in Leidringen kaum 2 v. H., in Binsdorf allerdings

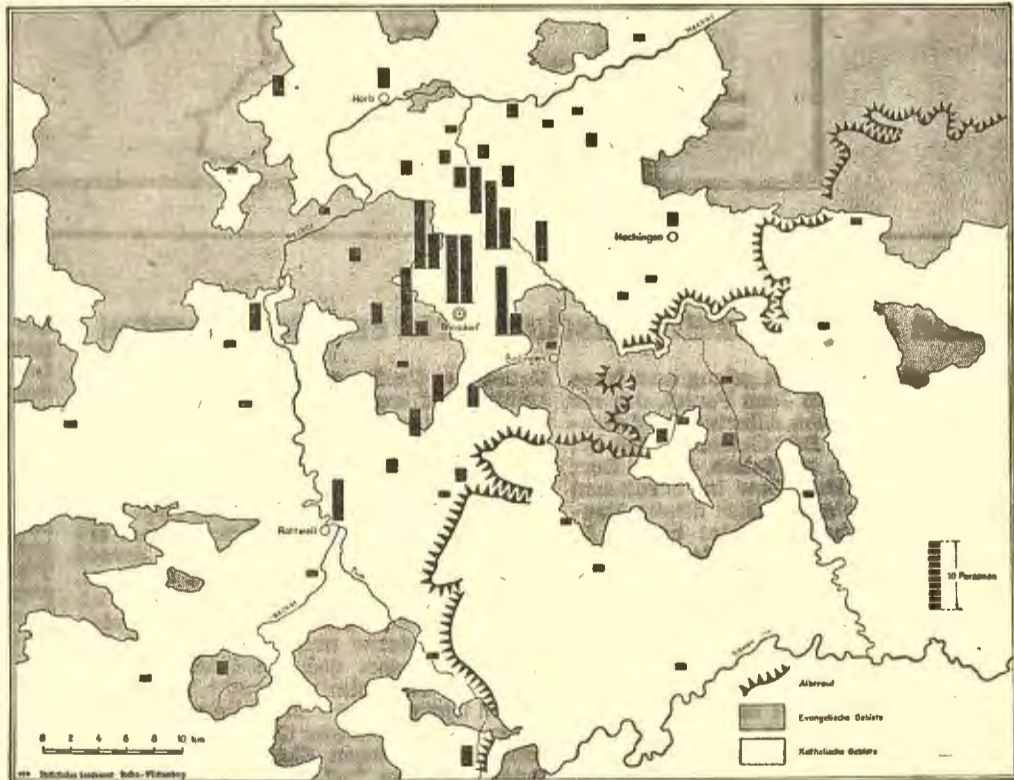
32 v. H., das ist ein schwaches Drittel aller Ehepartner aus Orten jenseits des Albrandes. Weniger typisch sind in diesem Zusammenhang die Angaben für Leidringen, da der Albrand vielfach Konfessionsgrenze ist und sich hier weniger eine physio- als vielmehr anthropogeographische Heiratsgrenze auswirkt. Auffälliger sind die zwar höheren Werte für Binsdorf, die aber trotzdem schwächere Heiratsbeziehungen zwischen dieser katholischen Gemeinde und den ebenfalls katholischen Gebieten im Südosten der Alb bezeugen. Wir können darin nur einen weiteren Beweis für die Bedeu-

tung des Albraufes auch als Heiratsgrenze erblicken.

Zuletzt wird diese Tatsache noch durch die Richtung der Pendelwanderung im Raume Balingen-Ebingen unterstrichen. Die Pendelwanderung spielt hier als spezifische Form des Arbeitseinsatzes eine besondere Rolle. Um eine kartographisch lesbare Übersicht zu erhalten, beschränken wir uns bei der Erörterung der Pendelwanderungsrichtung auf die Darstellung der vier wichtig-

¹⁸⁾ Die Angaben stützen sich auf unschriftliche Aufzeichnungen des Stat. Landesamtes Baden-Württemberg, Außenstelle Tübingen.

BINSDORF: Herkunftsorte der in die Gemeinde einheiratenden Personen 1800-1951



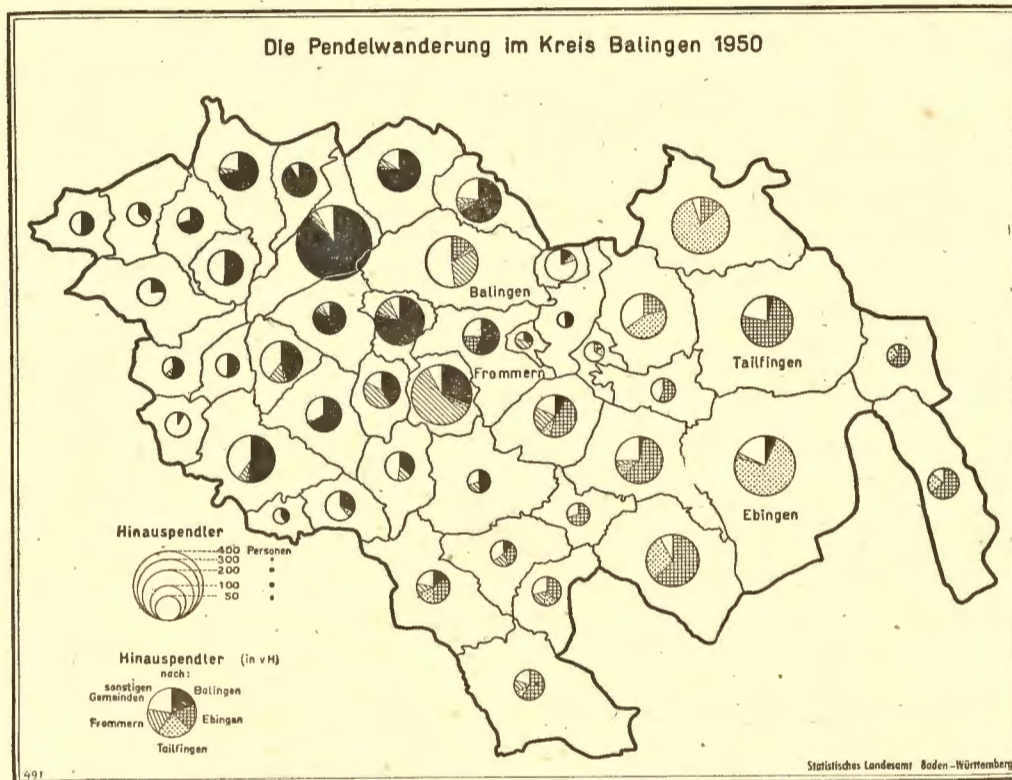
sten Pendlerzentren des Kreises Balingen: Balingen, Ebingen, Frommern und Tailfingen¹⁵⁾. Ihr jeweiliges Einzugsgebiet nach dem Stande von 1950 ist durch die nach Zielorten aufgegliederten Hinauspendler der Einzelgemeinden leicht abzugrenzen. In voller Deutlichkeit zeigt das Schaubild „Die Pendelwanderung im Kreis Balingen“, daß die beiden wichtigsten Pendlerzentren im östlichen Kreisgebiet, Ebingen und Tailfingen, ihren Hauptzustrom ebenfalls aus dem östlichen Kreisgebiet erhalten, wobei besonders Ebingen noch einen kräftigen Pendlerzustrom aus dem benachbarten Kreis Sigmaringen empfängt, vor allem von Straßberg und Frohnstetten (13 v.H. aller Hereinpendler). Auf der anderen Seite beherrscht Balingen unbedingt den gesamten „Kleinen Heuberg“, ohne nennenswert über die Kreisgrenze hinausgreifen zu können. Frommern, das zwar über 600 Pendler aufnimmt, den ersten drei Orten jedoch entschieden nachsteht, erhält seine Pendler aus der näheren Umgebung, wobei jedoch seine Einflußsphäre gegen Osten stark eingeeengt ist. Die Stellung der Gemeinde Frommern im Rahmen der Pendelwanderung ent-

spricht also durchaus ihrer topographischen Lage im Albvorland.

Nach dieser Betrachtung der Wanderungsgrenzen von verschiedenen Seiten, vom Standpunkt der Binnenwanderung selbst, der Heiratsbeziehungen und schließlich der Pendelwanderung kann kein Zweifel mehr bestehen, daß der Albtrauf heute noch, im Zeitalter der schrankenlosen Verkehrerschließung, eine wichtige Rolle als Wanderungsgrenze spielt. Die europäische Wasserscheide zwischen Rhein und Donau hat also auch im Bereich der Anthropogeographie ihre Gültigkeit, indem sie nicht nur die Gewässer, sondern auch die Ströme des modernen, individuellen Bevölkerungsaustausches scheidet. So reizvoll auch die Frage ist, ob ähnlich wie in hydrographisch-morphologischem Sinne sich auch auf diesem Sektor das rhenanische System in seiner Gesamtheit als das stärkere erweist, so müssen wir sie einstweilen noch offen lassen. Manche Anzeichen, wie die allgemeine Wirtschaftssituation, mögen dafür sprechen, denn den entscheidenden Faktoren aller Wanderungsbewegungen, den industriellen und

politischen Schwerpunkten des neuen südwestdeutschen Bundeslandes im Neckargebiet und am Rhein, haben die Landschaften im Südosten der Alb nichts Gleichwertiges entgegen zu setzen, wenn man von der Ausnahme Ulm absieht. Erst spätere Vergleichsuntersuchungen über einen weiteren Raum werden jedoch hier gültige Schlüsse erlauben.

Auf alle Fälle darf das Problem der natürlichen Wanderungsgrenzen nicht nur theoretisch-geographisches Interesse beanspruchen. Seine Bedeutung liegt ebenso auf dem Gebiete der Landesplanung und Verwaltungsgliederung. Unterschiedlich orientierte Wanderungsströme müssen zu Unterschieden in der Bevölkerungsstruktur führen. So ist die starke konfessionelle Auflockerung von Ebingen nur auf den Bevölkerungszustrom aus den vorwiegend katholischen Gebieten der Donau und Oberschwabens zu verstehen. Weder der Anteil der Flüchtlingsbevölkerung nach 1945, noch die so oft vermutete höhere Geburtenrate des katholischen Elements können dafür verantwortlich gemacht werden.



Das älteste Bauwerk von Menschenhand?

Schon die Steinzeitmenschen verwendeten Zement

Ein sensationeller Fund gelang dem französischen Archäologen Jean Perrot, der zur Zeit für das israelische Altertumsamt Grabungen durchführt. Der Gelehrte stieß bei seinen Forschungen in Mallah, einem Dorf in der Nähe des Hule-Sees im nördlichen Israel, auf das wahrscheinlich älteste Bauwerk, das Menschen errichtet haben. Es handelt sich um eine gemauerte Gruft, die etwa aus dem 10. Jahrtausend vor Christus stammt und sich inmitten von primitiven Gräbern der mittleren Steinzeit, aus der sogenannten natufischen Periode, befindet.

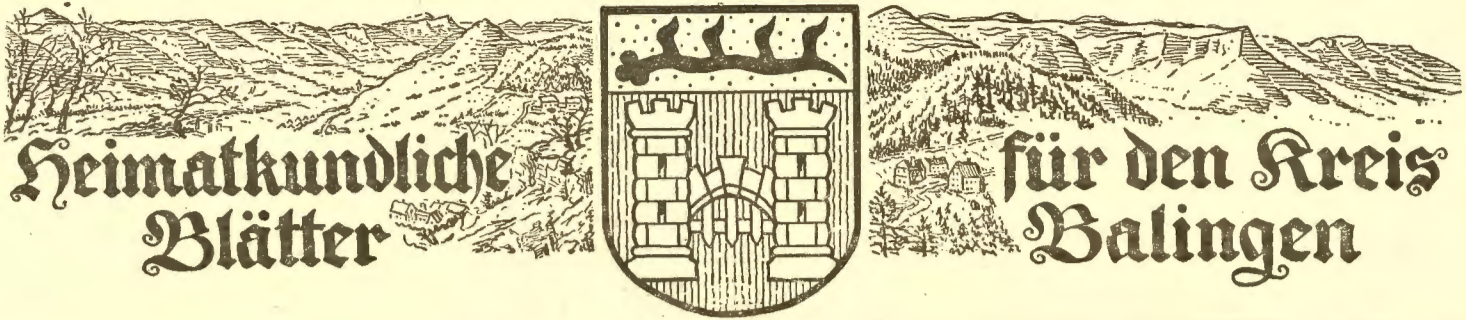
Die Grabstätte besteht aus einer Art rundem Becken, das zirka 1 Meter tief und 6 Meter im Durchschnitt mißt. Die Wände des Beckens bestehen im untern Teil aus sorgfältig gesetzten Steinen, während sie weiter oben aus einem unbekanntem zementartigen Mörtel gebildet sind. Auf dem

Grund der Gruft wurde ein Skelett in hockender Stellung gefunden, dessen Schädel eine Krone aus Muscheln trägt, womit offenbar der Rang eines so bevorzugt Bestatteten angedeutet werden sollte. Das Grab ist mit einem Pflaster großer Steine bedeckt, auf dem sich ein Grabhügel (aus zwei konzentrischen Kreisen mächtiger Blöcke) erhebt. Reste einer Mauer lassen darauf schließen, daß, angelehnt an das Grabmal, früher ein kleines Gebäude gestanden ist. In unmittelbarer Nähe der Gruft befinden sich eine Zisterne und ein Feuerplatz, die vermuten lassen, daß die Grabstätte für Riten des Ahnenkults besucht wurde. Im weiten Umkreis der Fundstelle wurden ferner zahlreiche einfache Gräber entdeckt, die außer menschlichen Skeletten Steinwerkzeuge und zum Teil auch Knochen früherer Haustiere enthielten. Die frühe Datierung

des Fundes wurde dadurch bestätigt.

Perrots Entdeckung ist darum von so großer Bedeutung, weil man den Menschen der mittleren Steinzeit bisher nur als Höhlenbewohner kannte, dem das Bauen noch unbekannt war. Die Natufier waren die ersten Menschen, die Steinwerkzeuge benutzten und Haustiere zähmten. Jetzt aber scheint der Beweis erbracht, daß diese Zivilisationspioniere aus grauester Vorzeit auch die ersten Steinbauten errichtet haben und dabei einen Zementmörtel benutzten, der in zwölf Jahrtausenden nicht zerbröckelte. Vielleicht berechtigt der Fund bei Mallah sogar zum Schluß, daß die Natufier schon über eine Stammesorganisation verfügten, so daß die Anfänge des monarchistischen Systems so weit zurückdatiert werden könnten.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebingener Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Die Entwicklung der Grundherrschaft im Raum Balingen

Von Dr. Wilhelm Foth

Die Rechtsverhältnisse des Mittelalters unterscheiden sich von denen unserer Tage in grundlegender Weise. Während heute öffentliches Recht, Privatrecht und Kirchenrecht säuberlich voneinander geschieden sind, bilden diese im Mittelalter eine kaum aufzulösende Einheit.

Der weitaus größte Teil der Bevölkerung lebte damals als Bauern. Diese unterstanden den mannigfachsten Herren: Landesherren, Grundherren, Leibherren, Zehnherrn, Pfarrherren usw. meldeten die verschiedenartigsten Ansprüche an. Die größte Bedeutung, wenigstens ursprünglich, hatte für den Bauern sicher die Grundherrschaft. Ihre Rechte und Wandlungen näher zu beleuchten, ist die Aufgabe des folgenden Aufsatzes.

Die St. Galler Fronhöfe in Frommern und Truchteltingen in ihrer Blütezeit

Auch in den ältesten Urkunden erfahren wir nichts von einer ursprünglichen Gemeinwirtschaft der Sippe, wie sie von manchen Forschern angenommen wird, sondern im Gegenteil erscheinen unsere Dörfer als bewohnt von abhängigen Bauern mittlerer und großer Grundherren. So übergab z. B. 768 ein Amalpert sein Haus in (Ober- oder Unter-) Digisheim, ferner 9 Hufen mit ihren Hörigen an das Kloster St. Gallen. In ähnlicher Weise schenkte 793 Peratoldus u. a. Güter in Ebingen, Lautlingen, Pfeffingen, Tailfingen, Zillhausen, Laufen, Frommern, Waldstetten, Endingen, Heselwangen und Margrethausen ebenfalls dem Kloster St. Gallen.

Zeigen so diese Urkunden den Übergang von Gütern von einem Grundherren an einen anderen, so erlauben doch erst die Güterverzeichnisse des genannten Klosters, die um 1200 begonnen und bis ins 14. Jahrhundert fortgeführt wurden, ein genaueres Bild von der grundherrlichen und wirtschaftlichen Struktur unserer Dörfer zu entwerfen; sie geben uns zugleich die Möglichkeit, auf noch ältere Verhältnisse zu schließen.

Besonders umfangreich waren die St. Galler Besitzungen in Frommern und in Truchteltingen, wo es jeweils den größten Hof des Dorfes, den Fronhof, in Eigenbewirtschaftung übernahm. Ob diese Höfe als Einheit vom Kloster erworben worden waren oder ob sie erst aus den verschiedensten Bestandteilen vom Kloster geschaffen wurden, ist in der Forschung umstritten. Die übrigen nicht zum Fronhof gehörenden St. Galler Güter, auch die in den Nachbardörfern, wurden an Hörige ausgegeben, die zu Abgaben und Frondiensten auf dem Fronhof verpflichtet waren. Die Leitung des Fronhofs hatte ein Villicus, ein Maier, der den Hof mit Hilfe von Knechten und Mägden und der Frondienst leistenden Hörigen umtrieb, die Abgaben der an die Hörigen ausgegebenen Güter einzog und sie zusammen mit dem Ertrag des Fronhofs dem Kloster ablieferte. Der Villicus übte über die zum Fronhof gehörigen Untertanen die niedere Gerichtsbarkeit aus, d. h. er hatte die Zwing- und Banngewalt und durfte

leichtere Vergehen selbst abstrafen, wozu sich die Untertanen dreimal jährlich zu versammeln hatten. In beiden Dörfern ließ das Kloster eigene Kirchen, die seinem Heiligen, dem St. Gallus, geweiht waren, errichten. Es übte über sie natürlich das Patronat, das Besetzungsrecht, aus; dadurch fiel auch der Zehnte in beiden Dörfern dem Kloster zu.

Bei den vom Fronhof Frommern abhängigen Gütern wurde um 1200 zwischen Mansen, Buringeshuben und Schupposen unterschieden. Die drei Mansen wurden wegen ihrer Nähe zum Fronhof stark zu Frondiensten herangezogen. So mußte der eine Bauer jährlich 18 Juchart (etwa 18 ha) für den St. Galler Fronhof pflügen, 4 Mann zur Getreide- und 2 zur Heuernte dorthin abstellen, sowie 2 Malter Getreide und einen Wagen Wein nach Radolfzell, dem Bodenseehafen des Klosters, führen. An Naturalabgaben hatte er jährlich 6 Ellen Tuch und einen Malter Weizen zu entrichten. Auf den anderen Mansen hafteten ähnliche Verpflichtungen.

Ferner gab es 9 Schupposen, die alle zur Stellung von Männern für die Ernte und zur Ablieferung von Frucht verpflichtet waren. Unter diesen Schupposen befanden sich übrigens auch 2 Tabernen, d. h. Wirtschaften.

Hatten die Mansen und Schupposen also vor allem Frondienste zu leisten, so waren diese bei den Buringeshuben schon vollständig durch Naturalabgaben abgelöst. So hatte jede jährlich 2 Ferkel, 1 Schwein, 12 Ellen Tuch und 1 Gefäß Honig abzuliefern.

Vom Fronhof war ferner eine Mühle abhängig, die jährlich ein Schwein und 16 1/2 Malter Getreide sowie Futter fürs Zugvieh zu entrichten hatte. Die Güter auf den umliegenden Dörfern waren dem Frommerner Fronhofsverband sinnvoll eingefügt. Die 7 Buringeshuben in Laufen hatten ihre Frondienste bereits mit Geld abgelöst; an Naturalabgaben hatten sie Schweine, Eier, Tuch und Honig abzuliefern. Ähnlich war es bei den 3 1/2 Buringeshuben in Endingen und der einen in Zillhausen, wobei die Hörigen in letztgenanntem Dorf außerdem noch zur Fahrt von zwei Mühlsteinen nach Frommern verpflichtet waren. Während die einzige Schupposse in Balingen nur Geld und Weizen abzugeben hatte, waren die zwei in Weilheim wegen ihrer größeren Nähe zum Fronhof auch zur Erntearbeit verpflichtet. Der Inhaber des bei Margrethausen abgegangenen Hofes Käsental hatte Käse, Hafer und Weizen zu liefern.

Das Bild, das der St. Gallische Fronhof in Truchteltingen um 1200 bietet, ist ganz ähnlich. Es gab dort 7 1/2 Buringeshuben und 7 1/2 Mansen. Die Buringeshuben waren zu Frondiensten bei der Frühjahr- und Herbstbestellung, bei der Heu- und Getreideernte, sowie zum Getreideführen nach Radolfzell verpflichtet. Dazu mußten sie je 2 Hammel, ein Schwein, ein Gefäß Honig und 12 Ellen Tuch abliefern. Den Mansen waren dieselben Leistungen auferlegt, nur gaben sie anstelle des Schweins und des

Honigs 4 1/2 Malter Weizen. Von den 7 vorhandenen Schupposen leisteten 5 Frondienste, während die beiden anderen dafür Geldabgaben leisteten. Die beiden Tabernen in Truchteltingen und Pfeffingen gaben je ein Ferkel.

Die Bedeutung der Fronhöfe

Wir sehen also, daß diese Fronhofsverbände mächtige Wirtschaftskörper waren, denn die oben angeführten Abgaben waren nur aus den vom Fronhof abhängigen Gütern zu leisten. Die Erträge des Fronhofs selbst, die sicher sehr bedeutend waren, fielen dem Kloster natürlich ebenfalls zu; der Villicus erhielt ein festes Gehalt. Die Erträge des Fronhofs selbst sind in den Verzeichnissen leider nicht aufgeführt.

Daß aber Grundherrschaft im eigentlichen Sinn weit mehr bedeutet als das, was man heute unter Pacht versteht, kann man aus den sonstigen Rechten ersehen, die dem Fronhof bzw. seinem Herrn zustanden. Der Maier übte die Niedergerichtsbarkeit aus, zu der auch das Zwing- und Bannrecht gehörte, d. h. die Aufsicht über die Flur, was bei der damaligen Dreifelderwirtschaft von größter Wichtigkeit war. Zum Fronhof gehörten auch die mit Bannrechten ausgestatteten Betriebe wie Mühle und Wirtschaft; auch das Kirchenpatronat stand dem Eigentümer des Hofes zu. Ferner half ihm das ganze Dorf (mehr Güter als die aufgezählten dürfte es damals in Frommern nicht gegeben haben) bei der Bebauung des Fronhofes durch umfangreiche Dienstleistungen. Dazu befanden sich eine ganze Anzahl von Einzelgütern auch der umliegenden Dörfer in Abhängigkeit von den Fronhöfen in Frommern und Truchteltingen.

Wie groß waren nun die Fronhöfe in ihrer Blütezeit selbst? Darüber liegen, wie schon oben angedeutet, keine zeitgenössischen Nachrichten vor. Es ist jedoch möglich, sie aus Nachrichten des 15. und 16. Jahrhunderts zu erschließen, wenn auch bis dahin gewisse Einbußen eingetreten sein mögen.

Der Frommerner Fronhof ist der weitaus größte Hof des Dorfes; er hat insgesamt 64 Juchart (ha), darunter in jeder der 3 Zelgen 11, 16 oder 18 Juchart aneinander, jedesmal genannt die „Braitin“; ferner gehörten 12 Mannsmahd Wiesen dazu, von denen ein Teil „des Herren Brül“ heißt.

Damit ist bereits das Charakteristische erwähnt: Noch zu Beginn der Neuzeit hat der Fronhof eine die übrigen Güter überragende Größe; seine Güter sind nicht so stark auf die einzelnen Gewanne zersplittert, sondern befinden sich in wenigen großen Stücken meist in unmittelbarer Nähe des Dorfes, seine Äcker tragen mit Vorliebe die Bezeichnung „Braitin“, die Wiesen die Bezeichnung „Brül“.

Forscht man nun in den Lagerbüchern genauer nach, so findet man in einer ganzen Reihe von Orten ähnliche Höfe wie den in Frommern, freilich nicht immer unter der Bezeichnung „Fronhof“. In Engstlatt z. B. heißt er „Selhof“ (von „terra salica“ — Herrenland), in Ostdorf „Kelhof“ (weil von einem Verwalter, einem „Keller“ bebaut); oft begegnet uns auch die Bezeichnung

„Maierhof“ oder „Großer Hof“. In Truchteltingen verbirgt sich der alte Fronhof des Klosters St. Gallen unter der Bezeichnung „Hundshof“.

Die folgende Aufstellung soll eine Vorstellung von der Verbreitung und der

Größe dieser alten Fronhöfe geben. Sie wurde im wesentlichen aufgestellt nach dem Lagerbuch für das württembergische Amt Balingen von 1560 und muß sich dementsprechend auf die württembergischen Orte beschränken.

legenen Lias oder Schwarzjura bandartig von Südwesten nach Nordosten schützend überlagert, der in unserer Gegend im Gebiet der Südwestalb seine größte Breitenausdehnung (über 10 km) hat und als „Kleiner Heuberg“ bezeichnet wird. An der Stadtmühle bei Balingen erreicht er den tiefsten Punkt mit 497 m, während im Westen Brittheim auf denselben Schichten 694 m hoch liegt. Die geologische Grundlage für die Ausbildung der Landschaftsformen ist also die unter einem Neigungswinkel von 2,5 Grad nach Osten einsinkende Schichtenfolge des Schwarzen Juras, in der sich übereinander zwei parallel geschaltete aber ungleich schmale ebene Bänder abheben, die einen Höhenunterschied von 60 bis 80 m aufweisen: die Angulaten-Arietenskalke (Lias α) (s. Heimatblätter Nr. 1/1954) und der Posidonienschiefer (Lias ϵ : Schömberg, Dotternhausen, Bronnhaupten, Heselwangen). Dazwischen liegen die bewegten Formen des mittleren schwarzen Juras mit ihren langgezogenen, niedrigen Hügeln (Balingen „Heuberg“ usw.). Im Binsdorfer-Rosenfelder Raum bewirken zahlreiche Wasserläufe eine starke Zerlappung der unteren Ebene.

Die Böden des untersten wie des obersten Schwarzen Juras haben größtenteils ein an Feinbestandteilen reiche, gut krümelnde Erde, die sich bei der vorherrschenden dunklen Farbe leicht erwärmen. Teilweise sind sie sogar noch mit Lösslehm (wie bei Ostdorf) überdeckt. Hinzu kommt, daß Kalk, Phosphor von Wirbeltierresten und Schwefelsäure in erheblichen Mengen vorhanden sind, so daß ein lohnender Getreidebau betrieben werden kann. Die Hänge mit den Tonen und Mergeln eignen sich für den Wiesenbau oder werden als Weide genutzt, tragen aber heute keine einzige Siedlung.

Überblicken wir vom Plettenberg oder Schaffberg das gesamte Gebiet, so schauen wir trunkenen Auges entzückt auf die gesegneten Fluren hinab mit ihren zahlreichen, einst reichen Bauerndörfern und gewerblichen Städten, die sich auf den Ebenen und in den Flußtäälern häufen. Beim Blick nach Osten über die Albhochfläche fällt der Gegensatz auf: eine geringe Zahl von Siedlungen. Nur wenige Dörfer und Höfe sind in der leicht welligen Weißjurlandschaft, die 900—1000 m hoch liegt, sichtbar.

Vorgeschichtliche Besiedlung

Soweit der Schwarze Jura reicht, finden sich Anzeichen alter Besiedlung. Eine wesentliche Rolle spielte die Bedeckung des Landes mit Wald. Eine eigentliche Besiedlung war erst möglich, als die nach der Eiszeit entstandene Walddecke in einem, warmen und trockenen Klima lichter geworden war (die Trockenzeit ist durch die Erforschung der Torflager nachgewiesen). Auf den Kalkböden des Schwarzen Juras begann etwa im 5. Jahrtausend v. Chr. der Wald abzusterben. Eine offene Landschaft mit Gras und Gestrüpp und den eigenartigen Pflanzen der Steppenheide war an seine Stelle getreten. Der Wald war bis auf kleine Reste zusammengeschrumpft. Ein Raum, den bis dahin nur einzelne Horden durchstreiften, die durch Jagd und Wildfrüchte ihren Unterhalt fanden und in Höhlen lebten (Steinbeilfunde bei Balingen, Weilheim, Heselwangen, Leidringen usw.), konnte jetzt Bauern ernähren; die Jungsteinzeit war angebrochen (um 2500 v. Chr.). So mögen die ersten Bauern den fruchtbaren Löß- und Steppenboden um das heutige Ostdorf bebaut haben, wo Gefäßreste und Feuerstellen nachgewiesen sind. Das Land gewann durch die stolzen Hütten der Jungsteinzeitbauern ein neues Aussehen.

In den folgenden Siedlungsepochen mehrten sich die Spuren, wie die Funde der beiden schweren, gerippten Bronzeringe im „Rohrloch“ bei Balingen und die Grabhügel aus der Bronzezeit (2000—800 v. Chr.) zei-

Ort	Name des Hofes	Größe	Bezeichnende Flurnamen
Dürrwangen	Fronhof	unbekannt	Braitin
Engstlatt	Selhof	156 Ju, 48 Mm, Gr. Wald	Brüel
Erzingen	Großer Maierhof	87 Ju, 17 Mm, 42 Ju Holz	Brüel
Frommern	Fronhof	64 Ju, 12 Mm	Braitin, Brüel
Meßstetten	„Hof“	50 Ju, 35 Mm, 1 Holz	Breite
Oberdigisheim	Maierhof	74 Ju, 43 Mm, 4 Ju Wald	Priel, Braitin
Onstmettingen	Maierhof	zerstückelt, über 44 Ju	Brüel, Braite
Ostdorf	Kelhof	192 Ju, 30 Mm, 30 Ju Wald	Briel, Braite
Pfeffingen	Höldlinhof	52 Ju, 23 Mm	Brüel
Streichen	Maierhof	48 Ju, 18 Mm, 18 Ju Wald	Braite
Tieringen	„Lehen“	48 Ju, 31 Mm	Brüel
Truchteltingen	Hundshof	120 Ju, 34 Mm, 2 Hölzer	Hofacker, Braite
Weilheim	Endinger Hof	53 Ju, 17 Mm, 38 Ju Wald	Braitin, Brüel
Winterlingen	Großer Hof	58 Ju, 21 Mm, 1 Holz	Briel

Abkürzungen: Ju = Juchart Acker Mm = Mannsmahd Wiesen

Häufig lasten auf diesen Höfen auch noch um 1560 besondere Rechte und Pflichten: So bestand in Oberdigisheim für den Maierhof die Verpflichtung, einen ins Dorf kommenden Amtmann zu speisen, sowie seine Pferde und Hunde zu füttern. Der Selhof in Engstlatt war seinem Grundherrn, dem Kloster Alpirsbach zur Stellung von zwei Herbergen mit Futter und Mahl verpflichtet.

Der Verfall der Fronhofsverfassung

Die beherrschende Stellung der Fronhöfe, die wir aus den St. Galler Lagerbüchern ersehen haben, blieb aber nicht für dauernd erhalten. Vom Verfall geben die St. Galler Verzeichnisse aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts für Frommern ein bezeichnendes Zeugnis.

Die Frondienste waren restlos abgelöst; die einzige Naturalabgabe bestand noch in Getreide. Der Keller (Verwalter) mußte den 4. Teil der Erträge des Hofes dem Kloster abführen. Ferner waren 17 Schupposen vorhanden, also wesentlich mehr als früher; sie waren wohl zum Teil durch Teilung der Mansen und Buringeshuben entstanden. Jede von ihnen hatte, abgesehen von zwei Ausnahmen, 3 Malter Weizen abzugeben. Daneben werden etwa 60 Hörige namentlich aufgezählt, denen Klosterland als Lehen ausgegeben war, wofür sie jährlich meist nur wenige Viertel Getreide zu entrichten hatten. Der fortschreitenden Güterzersplitterung sollte durch das Gebot, eine Manse höchstens in zwei Teile zu zertrennen, Einhalt geboten werden.

Der Truchtelfinger Fronhof bietet nach den Verzeichnissen des 14. Jahrhunderts ein ähnliches Bild: Die Frondienste waren restlos verschwunden bzw. mit Geld abgelöst, ebenso die Abgabe von Ferkeln, Honig usw.; neben Geldzinsen waren nur noch Getreideleistungen zu finden.

Ist aus diesen Quellen der Verfall der Fronhofsverfassung deutlich zu ersehen, so erheben sich doch mehrere Fragen: War dieser Verfall allgemein oder nur auf die St. Galler Fronhöfe beschränkt? Wo sind

die Ursachen für diesen Vorgang zu suchen?

Zur ersten Frage ist zu bemerken, daß dieser Vorgang keineswegs auf die St. Galler Höfe beschränkt war, sondern daß er überall vor sich ging, wobei allerdings der Ablauf in den einzelnen Gegenden verschieden schnell war.

Die Gründe dürften vor allem im allmählichen Übergang von der Natural- zur Geldwirtschaft am Ende des Hoch- und im Spätmittelalter zu suchen sein. Auch die Herren der Fronhöfe trachteten nach Bargeld, weshalb sie die Ablösung der Frondienste durch Geld zuließen. Das letzte Zeugnis von Frondiensten zugunsten der Grundherrschaft im Balingen Raum stammt von 1382. Damals verschenkte Wildmann von Weilersburg einige Güter in Tailfingen, die neben Abgaben auch 3 bzw. 6 Tage „Dienst“ zu leisten hatten. Auch dieser Frondienst ist aber in den nächsten Jahrzehnten abgelöst worden.

Durch die Ablösung der Frondienste fehlten aber den Herren der Fronhöfe die Arbeitskräfte, um die Höfe im Eigenbau bewirtschaften zu können, so daß sie schließlich gezwungen waren, diese gegen Zins zu verleihen.

Andere Gründe spielen wohl allerdings auch noch eine Rolle. Geld ließ sich nämlich besser zum Grundherrn befördern als Naturalien, vor allem wenn diese leicht verderblich waren wie Eier und Fleisch. Die Verwaltung der Fronhöfe, die oft vom Zentrum der Grundherrschaft weit abgelegen waren, war schwierig, schwieriger als der jährliche Einzug von Zinsen und Getreideabgaben.

Das Endergebnis war, daß alle Güter in „Lehen“ umgewandelt wurden, die der Grundherrschaft zu keinen weiteren Leistungen, besonders nicht Frondiensten, verpflichtet waren als zu den jährlich zu entrichtenden Hellerzinsen und Fruchtgülden. Der Grundherr wurde reiner Gülteneinpfänger, sofern er nicht ausnahmsweise noch gewisse Gerichtsbefugnisse behielt wie z. B. das Kloster Alpirsbach in Engstlatt.

Fortsetzung folgt!

Die Schwarz-Jura-Ebenen als Siedlungsland im Wechsel der Zeiten

Von Fritz Scheerer

Landschaftsform und Bodenart haben zu allen Zeiten einen großen Einfluß auf die menschliche Besiedlung. Vielseitig sind die Beziehungen und Zusammenhänge. Die Oberflächenformen und das Klima bedingen eine besondere Art der Pflanzenwelt und wirken über diese auf die Besiedlung und auf die wirtschaftliche Tätigkeit der Bewohner ein. Diese merkwürdigen Bezie-

hungen in gedrängter Form für unsere Schwarzjura-Landschaft aufzuzeigen, soll in den folgenden Ausführungen versucht werden.

Die Landschaft

In unserer engeren Heimat wird die östlich des Neckars ansteigende bewaldete Keuperstufe von dem 500—700 m hoch ge-

gen. Schon um 2000 v. Chr. müssen die sog. Glockenbecherleute (so genannt nach den eigenartigen Tongefäßen), die das Kupfer kannten, in der Dormettinger Gegend gesiedelt haben, wie ein Grabfund beweist. Daß in unserem Raum bisher verhältnismäßig wenig Funde aus der Bronzezeit gemacht wurden, mag mit dem Zurücktreten des Ackerbaus gegenüber der Viehzucht zusammenhängen und daß die waldarmen Hochflächen der Alb (Degerfeld usw.) reichliche Weideflächen boten. Erst in den Trokenzeiten um 1200 mögen das fruchtbare Albvorland und die Täler aufgesucht worden sein. Aus dieser Zeit muß auch der Balingener Fund stammen.

Seit der mittleren Hallstattzeit (Hallstatt 800—400 v. Chr.) scheint die Besiedlung dichter geworden zu sein. Die Spuren werden zahlreicher und vielseitiger. Die vielen Grabhügel um Schömberg, Dotternhausen, Dormettingen, Waldhof, Roßwangen, Balingen, deren Zahl einst viel größer gewesen sein muß, deuten auf eine Reihe von Siedlungen auf der höher gelegenen Schwarzjura-Ebene hin (s. Aufstellung in den Heimatblättern 1956 Nr. 8, die allerdings lückenhaft ist). Daß wir diese Grabhügel vor allem an der Grenze Schwarzjura und Braunjura finden, mag zum Teil damit zusammenhängen, daß im Braunjura die Wiesen oder der Wald beginnen und hier die Hügel geschützter waren wie auf dem Ackerfeld.

Um das Jahr 400 v. Chr. besetzten die Kelten unsere Gegend. Aus dieser Zeit stammen annähernd quadratische Schanzen von rund 100 m Größe, die Viereckschanzen, die gegen die anrückenden Römer errichtet wurden. Wir finden sie so am Rande unseres Gebietes, in Richtung Rottweil (Arae flaviae). Beim Vayhinger Hof im Flurteil „Heidenstädtle“ befanden sich in geringem Abstand zwei solcher Schanzen.

Bleibende Züge vermochten diese vorgeschichtlichen Siedlungsperioden jedoch der Landschaft nicht zu verleihen. Dies änderte sich erst mit der Besetzung des Landes durch die Römer. Im Jahr 73/74 eroberte ein starkes Truppenaufgebot das obere Neckargebiet, legte bei Rottweil einen starken Stützpunkt an und überzog in den folgenden Jahren das umgebende Land mit mehreren, teilweise noch heute benutzten Straßen („Herchenweg“ beim Waldhof, Straße vom Häsenbühl über Dautmergen und den „Herchenstein“ bei Täbingen nach Rottweil). An weithin sichtbarer Stelle des Kleinen Heubergs (662 m), an dem Straßenknotenpunkt (Rottweil-Rottenburg, Sulz Inzigkofen), auf dem Häsenbühl erhob sich bei dem Kastell ein mächtiges Denkmal (Ausgrabungen Dr. Paret's 1953). Welch reges Leben mag damals auf dieser Höhe und den geradlinig verlaufenden Straßen geherrscht haben, von Fuhrleuten, Steinmetzen und Bildhauern! Das hochragende Denkmal war auch später ein Grenzpunkt, noch heute verläuft die Markungsgrenze Binsdorf-Geislingen über die Fundamentgrube. Neuartig wirkten die roten Ziegeldächer auf den Gutshöfen in Leidringen, auf den „Saibswiesen“ zwischen Binsdorf und Erlaheim und in Weilheim. Unsere Gegend nahm Teil an der römischen Weltkultur; Handel und Gewerbe blühten.

Dieses friedliche Leben wurde im 3. Jahrhundert durch die Germanen gestört. Um 260 n. Chr. brachen die Alemannen ins Land und schufen den grundlegenden Siedlungsrahmen, in dem das landschaftsgestaltende Wirken der folgenden Geschlechter in Wirtschaftsform und Siedlungsbild sich bewegte. Im 5. Jahrhundert zerbrach das römische Reich und um diese Zeit sind die meisten unserer Dörfer entstanden, vor allem die mit „ingen“ und wahrscheinlich im 6. Jahrhundert die mit „heim“. Das zeigen uns die Reihengräberfelder mit ihren West-Ost gerichteten Skeletten des 6. und 7. Jahrhunderts, die in fast allen „ingen“-Orten nachgewiesen sind. Auf den günstigen Böden

der Liasebenen folgen beinahe lückenlos nacheinander von Süden nach Norden: Vayhinger Hof (urspr. Dorf Vogingen), Täbingen, Dautmergen (1275 Tutmaringen), Dormettingen, Leidringen, Isingen, Erzingen, Geislingen, Endingen, Balingen, dazu die beiden „heim“-Orte Brittheim und Erlaheim, so daß im reinen Liasgebiet von den heutigen Siedlungen nur noch Bickelsberg, Rosenfeld, Binsdorf, Schömberg, Ostdorf und Engstlatt verbleiben.

Eine Siedlungslücke scheint nur um Schömberg zu bestehen, und auch diese war nicht vorhanden, was Reihengräberfunde beweisen. Die heute zur Markung Zepfenhan gehörende Domäne Sonthof bildete bis 1838 eine eigene Markung und ist der Rest eines Dorfes „Sunthain“ (1262 wird Albert von Sunthain genannt), d. h. Südheim. An der Bundesstraße zwischen Schömberg und Neukirch findet sich der Flurnamen „Norden“ (Nordheim) und in der Südwestecke der Markung Schömberg das Gewann „Osterösch“ (= Osten). Dies liegt allerdings nicht im Osten von Schömberg, vielmehr östlich von Sonthof. Es würde nur noch Westheim fehlen und dies müßte Zepfenhan sein (ähnliche Verhältnisse sind in der Gegend von Schw. Hall). Die 1841 abgebrochene Urkirche zu Sonthof, das später Klostergutshof des Cisterzienser-Frauenklosters Rottenmünster war, hatte als Kirchenpatron den heiligen Martin. Urkundlich werden Nord- und Ostheim nicht genannt, so daß angenommen werden darf, daß sie frühzeitig abgegangen sind. Ihre Bewohner werden von der Marktsiedlung Schömberg angezogen worden sein. Der Flurnamen „Stocken“ nordwestlich Schömberg weist ebenfalls auf eine abgegangene Siedlung (Stockheim) hin. Damit wäre diese Siedlungslücke geschlossen.

70 Prozent der Ortsnamen dieses Raumes endigen so auf „ingen“ oder „heim“ und nehmen in ihrer Gesamtheit betrachtet die für den Ackerbau günstigen Böden ein. Wir können sie daher wohl größtenteils als die Ursiedlungen betrachten. Die reichen Beigaben in den Gräbern zeugen vom Wohlstand ihrer Bewohner (Balingener Rundfibel usw.).

Mit sachkundigem Blick haben die Führer der alemannischen Sippen das Gelände ausgewählt und bauten darauf ihre Hütten aus Stroh und Lehm mit Strohdach. Sie trieben zunächst vorwiegend Viehzucht. Wir kennen die Namen dieser Führer, die sich im Raum Balingen, Geislingen, Endingen, Erzingen um 500 mit ihrer Gefolgschaft endgültig niederließen: Balgo, Giselo, Ando, Arzo usw.

Die wachsende Bevölkerung machte den allmählichen Ausbau der Marken der Urdörfer und Gehöfte nötig. Die Gruppe der Ortsnamen mit „hausen“, „stetten“ und „hofen“ deuten auf eine Siedlungsverdichtung der altbesetzten Gebiete. Von diesen Orten sind aber Hofstetten (mit Gräberfeld, Markung Binsdorf), Anhausen bei Ostdorf und Stetten beim Südbahnhof bei Balingen (Gräberfeld) wieder abgegangen. Von Anhausen ist der Name nur noch erhalten im Anhauser Berg bei der Giessmühle. Auch von der Nikolauskapelle zu Anhausen, die im 15. Jahrhundert öfters genannt wird, ist nichts mehr vorhanden. Teilweise greifen die „hausen“-Orte auch schon nach Lage und Raum in den Braunen Jura über wie Dotternhausen. Diese Orte mögen im 7. Jahrhundert gegründet worden sein. Später kamen noch Engstlatt, Rosenfeld, Bickelsberg und wahrscheinlich auch Binsdorf und Ostdorf hinzu. Rodesiedlungen aus dem Mittelalter auf „reut“, „brand“ usw. sind im ganzen Raum nicht vorhanden, da nichts mehr zu roden und bis zum Jahr 1000 das ganze Gebiet dicht besiedelt war. Von den oben aufgeführten Orten werden am frühesten urkundlich genannt: Isingen und Dormettingen 786, Endingen und Heselwangen 793.

Die Alemannen siedelten anfangs nicht immer in geschlossenen Dörfern, sondern öfters in Gehöftegruppen, wie die 3 Reihengräberfelder Balingens beweisen; auch wurde manchmal der ursprüngliche Siedlungsplatz verlegt, um eine leichter zu verteidigende Lage zu erhalten. So wird „Balingen“ nach der Stadtgründung 1255 zwischen den Mündungsarm der Steinach und die Eyach verlegt und das Dorf bei der Friedhofkirche aufgegeben.

Fortsetzung folgt!

St. Michael zu Burgfelden

Von Dipl.-Ing. R. Kerndter

„Burgfelden“, heißt es in einer alten Urkunde, ligt uf den bergen an ainem Ungeschlachten Rauwen orth. . . die äckher sind mit steinrügeln ganz überzogen. . . und ligen mehrertheils öde und wüst.“ Und dennoch muß dieses „Burchveld“, das vermutlich erstmals 1064 in einer von Heinrich IV. bestätigten Urkunde genannt wird, früher eine nicht unbedeutende Rolle gespielt haben. Zum kleinen Dorf erweiterte sich Burgfelden erst um 1400, und die drei Höfe, die zu einem Herrschaftssitz gehörend die Siedlung ausmachten und für die in Notzeiten die benachbarte Schalksburg die Fluchtburg bildete, waren freilich kein so bedeutendes Zentrum, daß dort die Erbauung der wehrhaften Leutkirche St. Michael gerechtfertigt gewesen wäre. Zu dieser Kirche brachte man die Täuflinge und die Toten aus den Dörfern Pfeffingen, Laufen, Streichen, Zillhausen, ferner aus Oberwammental und dem jetzt abgegangenen Aufhofen. Man erhebt also mit Recht die Frage, warum die Burgfelder Kirche so groß gebaut und mit kunstgeschichtlich so bedeutenden Fresken ausgeschmückt wurde. Diese Fresken wurden in jüngster Zeit behutsam restauriert, nachdem ihre Zerstörung schon 1892 eingesetzt hatte, als man die Kirche wegen Baufälligkeit abzubauen begann: Man entdeckte die romanischen Wandgemälde, deren Beziehungen zu der um 1100 florierenden Reichenauer Malerschule unzweifelhaft erschienen, aber man

tat nichts zu ihrer Erhaltung, ja man ließ die Kirche längere Zeit ohne Dach, so daß die Fresken ganz den Unbilden der Witterung ausgesetzt waren. Ich habe mich mit der Farbthematik der Burgfelder Fresken an anderer Stelle schon auseinandergesetzt und in meiner Heimatgeschichte aus dem 11. Jahrhundert „Burgfelden“ die ganze Problematik um Sankt Michael auch dichterisch angegangen. Die Farbgebung durch die mittelalterlichen Maler gründete sich kurz gesagt noch auf das Wissen um die kosmische Hintergründigkeit der Farbe, so daß der Gang durch die Farbstufen einer symbolischen Lebensreise gleichkommt.

Neues Licht in die Frage der Baugegeschichte der St. Michaelskirche in Burgfelden und der örtlichen dynastischen Verhältnisse brachten die von Professor Dr. G. Scheja mit Tübinger Studenten unternommenen Ausgrabungen, über die er unlängst einen allgemeinen Bericht gab und deren wissenschaftliche Ergebnisse er noch ausführlich veröffentlichen wird. Ich gehe, seinen Darstellungen folgend, auf einige wesentliche Punkte jenes Berichtes ein.

Von der Zollerthese war man schon abgekommen, St. Michael zu Burgfelden war nicht die Hauskirche der Zollern und eines der Gemälde bezog sich nicht, wie ursprünglich vermutet, auf die Ermordung der beiden Zollerngrafen Burchard und Wezil, von der 1061 die Chronik des Hermannus Contraktus berichtete. H. Jänichen hat

glaubhaft gemacht, daß Burgfelden schon um 700 eine Urfarre war und eine einem bedeutsamen Adelsgeschlecht zuzuordnende Kirche besaß. Die Art, wie man die Grabung von 1896 in der Burgfelder Kirche auswertete — man öffnete ein Plattendgrab mit Doppelbestattung und fand dabei, für alemannische Reihengräber charakteristisch, als Beigabe ein Goldblattkreuz und ein Kettchen — befriedigte Prof. Scheja nicht und er führte deshalb eine neue Grabung durch, die im Chor einsetzte. Man stieß dabei auf eine Rundummauerung jenes Plattengrabs, die westwärts in Zungenmauern überging und deren Öffnung den Zugang zu einer Apsis um das Grab herum bildete. Der nördliche Teil der hufeisenförmigen Apsis tangierte beinahe die Nordmauer der Kirche, aus Symmetriegründen kann man annehmen, daß die jetzige Südwand ursprünglich mehr nördlich lag, so daß das Langhaus eine schmale Saalkirche war. Eine Bestätigung bildet die Rekonstruktion der Traufkante bzw. Dachschräge der Westwand, die ursprünglich mehr westwärts stand. Es würde zu weit führen, auf baugeschichtliche Einzelheiten hier einzugehen. Prof. Scheja weist darauf hin, daß in

Burgfelden die alte Kirche niedergelegt und mit einem verlängerten flachen Chorschluß dann wieder aufgebaut wurde. Der Turm wurde um 1050 an die zweite Kirche angebaut, die jetzt vorhandene Kirche St. Michael ist die dritte mit nach Süden vorgeschobener Langwand. Konrad Hecht schnitt bei einer Grabung 1942 die Fundamente der ursprünglichen Westwand an. Die außer jenem Plattengrab noch gefundenen Gräber sind jünger und der zweiten oder dritten Burgfelder Kirche zuzuordnen.

Prof. Scheja erwog verschiedene historische Möglichkeiten, kam aber bezüglich der ersten Kirche zu dem Schluß, daß es eine Urfarrkirche und Herrenhofkirche war. Das Grab in der Apsis war ein sog. Stiftergrab, die Grabbeigaben verweisen auf die erste Hälfte des 8. Jahrhunderts. Es handelt sich um die Zeit der ersten christlichen Generationen im schwäbischen Raum. Sankt Michael zu Burgfelden ist also ein einzigartiges Relikt vergangener Zeiten, das den Geschichtsforscher und Kunsthistoriker immer wieder beschäftigt und es verdient, von Heimatfreunden in ständig erneuerter Begegnung erlebt und gewürdigt zu werden.

Das Ochsenberg-Massiv

Von Hans Müller

(Schluß)

Etwas tiefer liegen dicke Steinbänke (Baldarus-Bank), gut zu sehen am Holzabfuhrweg zwischen Schnecklesfels und Martinskopf. Alle diese Gesteinsarten lassen das Wasser durchrieseln. Es wird erst in der Nähe des unteren Waldrandes aufgehalten von graugrünligen, bei Nässe schmierigen Mergeln und tritt in (meist gefaßten) kleinen Quellen zutage. (Beim Giggentäle 860 m, im Raidental 850, am Klarahof 855, beim Eck 880, beim Rick 880, am Kugelwäldle 890, am Ochsenhof-Brunnenhalde 880 und am Braunhartsberg in 890 und 910 m Höhe, also die Neigung der Alb anzeigend in einem sogenannten Quellhorizont.) Die Mergel (Aptychenmergel) bedecken weithin die Verebnungen und Terrassen, und zwar, wie die Wasserleitungsgrabungen neuestens dartun, in einigen Metern Mächtigkeit. Sie bedeuten für diese Ebenheiten Fruchtbarkeit und etwas Feuchtigkeit, so daß sogar richtige Wiesen möglich sind. Der untere Steilabfall ist in hiesiger Gegend so viele Male aufgeschlossen (Steinbrüche über der Petersburg, an der Klarastraße, Zeppelinstraße, Panoramastraße, bei Truchteltingen, im Rossental), daß man kein Wort weiter zu verlieren braucht. Daß eine geradezu mauerartige Schichtung steile Hänge und darüber Ebenheiten erzeugen muß, ist völlig klar. Man kann durch die Oberkanten der Steinbrüche eine gedachte Ebene legen und bekommt auf diese Weise wieder ein Bild von der Neigung der Alb. (Wohlgeschichtete oder Bimammatuskalke) — An der Truchteltinger Straße in Ebingen oder in Truchteltingen selber sehen wir hinter den Häusern in die gebankten Kalke nach unten immer dicker werdende Mergelbänder eingeschlossen. Würden wir in die Tiefe gehen, so müßte der Kalk abnehmen, die Mergel (Impressa-Schichten) hingegen zunehmen und immer mehr das Wasser stauen. Das tun sie auch, denn die Schmiecha versickert ja nicht. Im Gegenteil, sie bekommt noch unterirdische Zuschüsse an Sickerwasser und Grundwasser. Natürlich hat sich die Talsohle ihr eigenes Schwemmland mitgebracht. Dieses Schwemmland und die Mergel sind im Ebinger Paß derart undurchlässig, daß (allerdings unter Mitwirkung anderer Ursachen) ein richtiges Ried mit schwarzer Moorerde entstanden ist. Man könnte hier einen sehr schönen Park mit Moorbirken, Erlen, Weiden, Pappeln usw. anlegen. In diesen unteren Mer-

geln gab es einst ganze Serien von Talquellen, teils Schuttquellen, die unter dem Geröll fließen und dann erst zutage treten oder auch ungesehen dem Grundwasser zutage kommen. Ebingen hatte einst mehrere Weiher! — Die Eyach, deren tiefere Lage wir schon als einen Vorteil erkannten, genießt noch weitere Erleichterungen ihrer abtragenden Arbeit dadurch, daß sie das größere Gefälle hat und sich aus diesen beiden Gründen bis in den obersten Braunjura (Ornatenton) eintiefen konnte, der so weich ist, daß sie nun erst recht leichtes Spiel hat. Die Einwohner von Margrethausen konnten vor einigen Jahrzehnten die Auswirkungen in unliebsamer Weise erfahren, als die Heubelwand (Abb. 3 untere Pfeile) abstürzte und mehrere Wohnhäuser bedrohte. Diese Heubelwand ist schon unterster Weißjura und somit ein Absturz „im unteren Stockwerk“ im Gegensatz zum Glinkenwasen, Lehlingsheim und Braunhartsberg, wo die oberen dicken Bänke und die Riffe betroffen worden sind. Aber in allen Fällen ging die Sache so vor sich, daß unterlagernde Mergel vom Wasser herausgewaschen worden waren, so daß die darüberliegenden Kalke das Übergewicht bekamen wie an so vielen Stellen der Alb. Bruchlinien und Erdbeben sprechen mit. Über dem Trautenhart, wo die Martinshalde zum Rossental umbiegt, bereitet sich übrigens schon wieder so etwas vor: Felsen haben sich abgelöst und Klüfte sind sichtbar wie am Hangenden Stein oder am Gespaltenen Fels, nur noch nicht so groß und tief.

Der Baulehrling in der Landschaft

Viele Menschen-Generationen sind schon über diese Höhen gegangen. An der Heidensteinhöhle, am Schnecklesfels und auf dem Katzenbuckel sind vorgeschichtliche Funde gemacht worden. Der Mensch hat sich noch der Landschaft angepaßt und ist in ihr gar nicht sehr aufgefallen. Eines Tages kamen die Römer. Erstaunt und zorn erfüllt mögen keltische Bewohner von den Höhen herabgesehen haben auf das entstehende Kastell, auf die schnurgeraden Militär- und Handelsstraßen, auf das steinerne Landhaus auf der heutigen Flur Steinhaus oder die streifenden Posten am Menesteig. Die quadratischen und geradlinigen Formen waren zum erstenmal etwas Naturwidriges in der Landschaft. Dann besetzten und besiedelten die Alamannen das Land. Sie haßten jeden rö-

mischen Stein und bauten wieder mit Holz. Als im 7. Jahrhundert drüben auf der Burgfelder Verebnung das Kirchlein entstand, da waren sie zuerst mißtrauisch, bis sie erkannten, daß der Geist die Natur fortzusetzen vermag. Das halbe Dutzend -ingen-Orte rund um den Ochsenberg bekam dann auch seine Kirchen. Im Rossental floß noch der Reichenbach, und wo oben die drei Tälchen auseinanderzweigen, entstand der Weiler Reichenbach, der dem Kaiser Otto dem Großen gehörte, genau wie Bergheim drüben über dem Tennental. Beide Orte sind verschwunden. Drunten in Margrethausen stifteten die Tierberger ein Frauenkloster und auf dem Kugelberg errichteten sie Burg Wildentierberg neben dem Wachtfels, dessen Name ja für sich selber spricht. Ihre Nachfolger, die Staufenberger, wurden Besitzer des Ochsenhofes und der Weide ringsum. So kam es, daß ein Drittel des Ochsenberg-Massivs heute zu Margrethausen gehört, ein zweites zu Truchteltingen und erst das dritte zur Großen Kreisstadt Ebingen. Seit dem ersten Burgfelder Kirchlein ist schon viel gebaut worden, annehmbare Zweckbauten, viel in die Unnatur, wenig in die Übernatur hinein.

Lieber Zeitgenosse! Du mußt nicht gerade die Schuhe ausziehen, aber doch etwas behutsamer und gedankenvoller auftreten, wenn du dich da oben von einer Erholungsreise erholst. Es ist ein kleiner Vor-Himmel, zu dem der Lärm der Industrie kaum heraufdringt. Vielleicht erfaßt einmal ein Botaniker den ganzen Pflanzenreichtum des Gebietes. Oder sollte es nicht möglich sein, daß ein fleißiger Bastler in verlängerten Wochenenden ein großes, schönes Relief davon herstellt und dem Museum schenkt? Oder ein Kamerajünger eine vollendete Bilderreihe? Nicht daß wir uns damit das hinaufklettern ersparen wollten, sondern erst recht dazu angereizt werden!

Anekdoten aus Frommern

Ein tüchtiger Landwirt ging nach Balingen auf den Markt und wollte ein schönes Rind kaufen. Der Kauf wurde getätigt und als er nach Hause kam und richtig nachsah, hatte er einen jungen Ochsen im Stall. Einige Zeit später passierte dem gleichen Landwirt ein weiteres Malheur. Er ging wieder auf den Markt und sein Augenmerk war auf das Geschlecht abgestellt. Er brachte ein schönes Rind heim, dem allerdings nach einigen Tagen der angeleimte Schwanz abfiel.

Die Gemeinde Dürrwangen hatte ein weißes Bock zu verkaufen. Die Nachbargemeinde Laufen wollte einen schwarzen Bock haben. Daraufhin entschlossen sich die Dürrwanger, den Bock schwarz zu bemalen. Auf dem Weg nach Laufen regnete es in Strömen und als die Laufener ihren Bock in ihren Stall brachten, war er wieder weiß. Seitdem nennt man die Dürrwanger „Geißenschmützer“ und die Laufener „Scheckmanna“.

Der Ölerschwarz (Spitzname des Landwirts Ludwig Luippold) hatte es versäumt, eine kleine Schuldigkeit beim Finanzamt zu begleichen. Daraufhin kam der Gerichtsvollzieher. In der Annahme, es sei ein Vertreter, sagte Ölerschwarz: „I kauf nonz ond brauch nonz, du brauchschd gar it auspacka, da kaast glei wieder gau“ (gehen).

Der Name „Holwegfischer“ soll davon herrühren, daß in einem Bach, der durch den Holweg in die Eyach einmündet, anstelle von Forellen ein Aal vermutet wurde. Nach näherer Untersuchung war es ein Spaltklotz.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

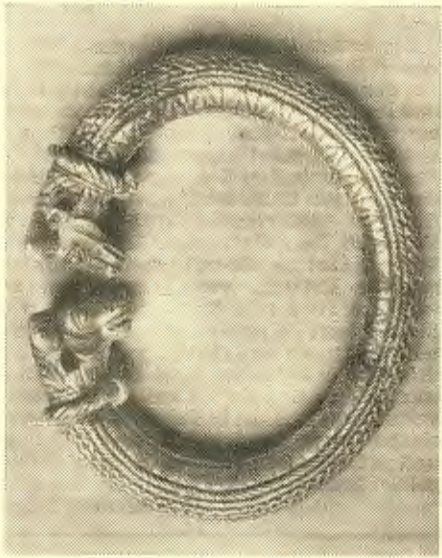
Keltische Befestigungsanlagen in unserer Heimat

(vgl. „Keltisches Erbe in Mitteleuropa“, in den Heimatkundlichen Blättern 1957, S. 148)

Von Rektor Kurt Wedler

Als um das Jahr 1000 v. Chr. die Illyrier aus dem Südosten das Eisen nach Mitteleuropa brachten und sich mit den Schnurkeramikern und den Glockenbecherleuten vermischten, da schlug wohl die Geburtsstunde der Kelt en, dieses seltsamen Volkes, das mit den Grund legte zu unserer abendländischen Kultur, das aber selbst im Dunkel der Zeit verschwand. Sie breiteten sich bis zum 1. Jahrhundert v. Chr. über ganz West- und Südeuropa aus und wagten sogar den Sprung nach Kleinasien (Galatien) hinüber. Aber wegen ihrer starken Neigung zur Assimilation verloren sie nach der Unterwerfung durch die Römer in Norditalien und Gallien rasch ihre Eigenart und wurden romanisiert. Nur in der Bretagne, in Schottland und Irland hat sich noch etwas von ihrer Eigenart und Ursprünglichkeit erhalten. In Irland war es vor allem die Buchmalerei, die von dort aus auf die frühmittelalterliche Buchmalerei im mitteleuropäischen Raum eingewirkt hat.

Die Kelten sind, wie die nordeuropäischen Germanen, indogermanischen Ursprungs, tragen aber labilere und mehr nach außen gerichtete Charakterzüge wie diese. Wir haben Berichte über sie von Herodot, Livius, Posidonius und vor allem von Julius Cäsar (De bello Gallico). Die bedeutendsten Quellen aber sind die Bodenfunde unserer Heimat. Wer kennt nicht den prachtvollen, silbernen Halsring (Torques) von Trichtingen, der in Stuttgart aufbewahrt wird, und die



kleinen Goldschälchen (Münzen), die man wegen ihres Glanzes auch Regenbogenschüsselchen nennt? Man fand sie z. B. in großer Zahl am sog. Goldberg, am Südrand des Hörnles bei Dettingen a. d. Erms. Schwerter, Helme, Lanzen und Schilde findet man beinahe in jedem Heimatmuseum, denn die Kelten waren ein streitbares Volk. Poseidonius sagt: „Für

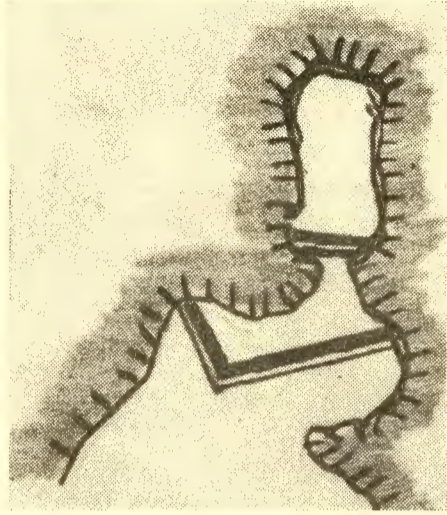
Wegfahrt und Kampf haben sie Zweigespanne. Auf den Wagen stehen Lenker und Fahrer, im Wagengefecht schleudern sie den Speer, dann steigen sie ab zum Schwertkampf.“ Ihre Schmuckliebe artete oft in Prunksucht aus und wurde von Griechen und Römern spöttisch getadelt, und auch ihre Tracht ging auf das Imposante. Bronzeringe, Glasarmringe, Glasperlen, Gewandhaften, Bronzespiegel, Gürtelhaken, Sieblöffel u. a. kann man in den Museen bewundern. Eine großartige Schau war im Sommer und Herbst 1957 in der Ausstellung in Schaffhausen zusammengetragen, die einen Überblick über die ganze keltische Epoche im europäischen Raum gestattete. Sie machte all das wieder lebendig, was man da und dort las und hörte über dieses eigenartige Volk, das einst unsere Heimat besiedelte.

Keltische Fürstensitze waren der Hohenasperg, die Heuneburg und die Baumburg bei Hundertingen, der Goldberg im Ries und vielleicht auch der Hohenneuffen. Diese Herrrensitze stammen aus der 1. Hälfte der Eisenzeit, der Hallstattzeit, die man von 800 bis 400 v. Chr. festsetzte. Ihren Namen hat sie nach dem Fundort Hallstatt in Oberösterreich. Mit diesen befestigten Burganlagen stehen die mächtigen Grabhügel im Zusammenhang, wie z. B. das Klein-Aspergle und der größte Grabhügel Deutschlands, der 13,9 m hohe Hohmichele bei Hundertingen. Andere Fürstengräber mit Kopf- und Armreifen, Prunkwagen, Schmuck, Waffen und Bronzebecken fand man bei Gammertingen, Cannstatt und Dußlingen.

Aus der Hallstattzeit stammen auch die kreisförmig oder oval angelegten Ringwälle, die als Schutzburgen in unruhigen Zeiten zu deuten sind. Hier sammelten sich die keltischen Bauern mit ihrem Vieh, um vor den Feinden sicherer zu sein.

Stärkere Befestigungs- und Verteidigungsanlagen wurden von den Kelten, vor allem gegen eindringende Germanen ab 150 v. Chr., auf den von Natur schon geschützten Randbergen der Schwäbischen Alb angelegt, so auf dem Dreifaltigkeitsberg, Schafberg und Lochenstein, dem Gräbelesberg und der Schalksburg, dem Rusenschloß bei Blaubeuren und dem Rosenstein, um nur einige zu nennen. Unser Gräbelesberg, der vor allem von Laufen her einen so imposanten Eindruck macht, hat seinen Namen von den noch deutlich sichtbaren Gräben und Wällen, die das, nach drei Seiten steil abfallende Bergplateau nach rückwärts sicherten. Besonders eindrucksvoll ist dabei die äußere, abgewinkelte Schanze, die als erstes Bollwerk, von Fels zu Fels geführt, den Feind abhalten sollte.

Auch auf dem Dreifaltigkeitsberg sind mehrere Abschnittswälle und Gräben, in denen man Knochen und Scherben der Hallstattzeit fand, noch deutlich zu erkennen. Ebenso boten sich den Kelten natürlich unsere freistehenden Hegauberge für ihre befestigten Anlagen an. Aus der späteren Keltentzeit, der La Tène Zeit, nach einem Fund-



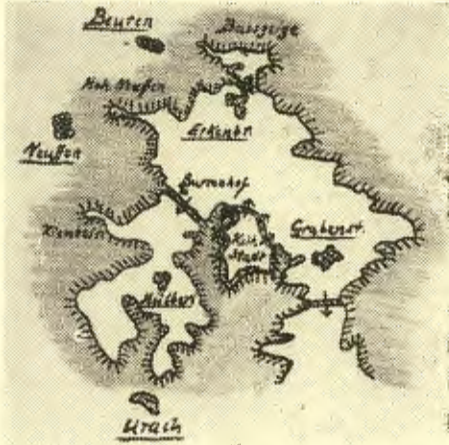
Gräbelesberg über Laufen a. Eyach - 1:25 000

ort am Neuenburger See benannt, stammen die vielen Viereckschanzen, von denen man in Süddeutschland etwa 200 fand, im früheren Württemberg allein 50 bis 60. Man hat sie als durch Wall und Graben geschützte Gutshöfe gedeutet, wahrscheinlich waren es aber Fliehburgen, 100 m im Quadrat nach dem Muster der römischen Kastelle angelegt. Sie stammen aus der Zeit der Berührung der Kelten mit den Römern, also aus dem 2. bis 1. Jahrhundert v. Chr. Genannt seien aus der näheren Heimat Weiden bei Sulz, Neukirch bei Rottweil, Aldingen bei Spaichingen, Neuhausen bei Tuttingen, Obermarchtal, Wilflingen und Heiligkreuztal (allein 5 Schanzen) bei Riedlingen und Einsiedel bei Tübingen.

Ebenfalls aus der La Tène Zeit stammen die großangelegten gallischen Städte, die oppida, wie sie Cäsar nennt, von denen unser Land drei aufzuweisen hat. Es sind dies „Burgstall“ bei Finsterloh über dem Taubertal im Kr. Mergentheim mit einem Gesamttraum von 123 ha, der sog. „Heidengraben“ hinter dem Hohenneuffen mit einer Fläche von sogar 150 ha und die Doppelanlage Altenburg-Rheinheim bei Waldshut. Auch bei Kelheim a. d. Donau und an anderen Orten lagen solche keltischen Städte, die wohl zu den bedeutendsten Kulturäußerungen dieses Volkes gehörten.

Wir wollen uns mit der uns am nächsten liegenden keltischen Stadt, dem Heidengraben, noch etwas näher befassen. Wandert man von Urach das Elsachtal hinauf der Falkensteiner Höhle zu und steigt von dort den Fußweg hinauf auf die Hochfläche, so findet man einen etwa 300 m langen Wall und Graben wie an unserem Gräbelesberg. Unweit liegt Grabenstetten, das seinen Namen von diesem und dem noch längeren Graben westlich des Dorfes erhalten hat. Ein dritter Graben ist südlich des Burrenhofes zu sehen und ein vierter nördlich Erkenbrechtsweller, der die „Baßgeige“ vom Albmassiv trennt. Heidengraben werden diese Anlagen genannt, und sie stammen — wie wir schon hörten — aus der späteren Keltentzeit, der La Tène Zeit. Betrachten

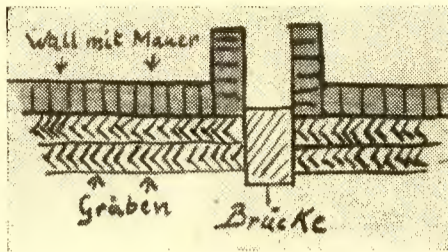
wir dieses ganze Gebiet, zu dem die Markungen Grabenstetten, Erkenbrechtswiler und Hülben (von „Hüle“ = natürliche oder künstlich angelegte Wasserstelle) gehören, auf der Karte, dann fällt uns auf, daß diese Hochfläche nur südlich von Grabenstetten in der Breite des Heidengrabens mit dem übrigen Albmassiv zusammenhängt und sonst steil in die Vorebene oder die tief eingeschnittenen Täler abfällt. Eine über 2000 ha große, von Natur aus geschützte Hochfläche bietet sich hier der Besiedlung an, und die Kelten bauten dort oben, westlich von Grabenstetten und südostwärts vom Burrenhof ihre großangelegte Stadt mit einer Gesamtfläche von 150 ha. Diese Stadt stand mit dem vermutlichen Fürstensitz auf dem Hohenneuffen durch eine Straße in Verbindung und war durch das schon angegebene Grabensystem noch besonders gesichert.



Keltenstadt mit Heidengräben bei Grabenstetten
1:100 000

Am Burrenhof konnte der Zipfel von Hülben abgeriegelt werden, ebenso südlich von Grabenstetten das schmale Verbindungsstück zur Albhochfläche. Die Stadt selbst war nach Norden durch einen besonders starken Wall und tiefen Graben geschützt, die sich vom Kaltental in einem Bogen zum

Lauereck hinüberzogen. An manchen Stellen waren die Gräben doppelt geführt. Der Wall war mit einer Mauer aus Stämmen, Steinen, Flechtwerk und Erde verstärkt, die 4 bis 6 m hoch war. Die drei Tore wurden besonders gesichert, wahrscheinlich durch ein Holzkastenwerk, und waren vermutlich ständig bewacht.



Tor einer keltischen Stadt

Der steile Talrand war mit einer Pfahlmauer aus Pfählen und Flechtwerk geschützt. Bewohnt waren diese Städte in erster Linie vom Adel und von den Priestern (Druiden). In Zeiten der Kriegsnot dienten sie auch als Zuflucht für die Bauern der Umgebung, die dann zugleich zur Verteidigung herangezogen wurden. Die Häuser der Stadt waren aus Holz und Lehm gebaut und hatten nur selten ein Steinfundament. Ein selbständiger Markt gehört zu jeder dieser Städte.

Leider sind die Funde des Heidengrabens wie die in unserer engeren Heimat aus der Keltenzeit nur gering. Die Bauten aus Holz und Lehm konnten den Jahrhunderten nicht standhalten, und vermutlich war der Abzug der Kelten nach Gallien kein überstürzter. Aber im Vergleich und in der Zusammenschau mit ähnlichen Anlagen Süddeutschlands kann man sich ein Bild machen über diese großzügigen Wohnplätze und Befestigungswerke des einst so mächtigen keltischen Volkes. Manches muß in der Keltenfrage noch geklärt werden, vieles wird der Schleier der Vergangenheit für immer zu decken, doch stets wird der Reiz des Seltamen und des Eigenartigen die Menschen zur Beschäftigung mit diesem Volk anlocken.

verlangt, den der neue Inhaber zahlen mußte. Auch die Ebinger Klausie forderte von ihren Lehenleuten zu Meßstetten bei Tod Handlohn und Weglösin. Dem Kloster Beuron hatte bei Tod eines seiner Lehenträger dessen Nachfolger den doppelten Zins zu reichen; trat jedoch eine Änderung durch Kauf oder Tausch ein, so sollte kein Handlohn gegeben werden. In Winterlingen erhielt dasselbe Kloster bei Wechsel des Trägers seine von 4 Maiern besessenen Hofes 21 Gulden gezahlt. Ein besonderes Recht hatte sich in Engstlatt für die Verleihung des dem Kloster Alpirsbach gehörenden Selhofs, des Rangendinger Hofes und des Reblingutes erhalten: Die Träger sollten diese Höfe jeweils nach Ablauf von 12 Jahren neu von den Amlteuten empfangen und ihnen dabei einen Handlohn in der Höhe eines Jahreszinses geben.

Wie sehr das Lehensverhältnis als das eigentlich normale und übliche betrachtet wurde, und wie damit das Wort „Lehen“ seine eigentliche Rechtsbedeutung, nämlich ein zu verleihendes oder verliehenes Gut zu bezeichnen, in der Mitte des 16. Jahrhunderts verloren hatte, zeigen die sechs sogenannten „eigenen Lehen“, die einigen Ebinger Kaplaneien in Lautlingen gehörten und als „der Pfründen Eigentum und Erbgut“ bezeichnet wurden. Dabei ist zu bemerken, daß sonst nur ein an einen Bauern ausgegebenes Lehen als dessen Erbgut bezeichnet wurde, die Kaplaneien also hier als Eigentümer und Besitzer zugleich gekennzeichnet sind. Die Inhaber dieser Pfründen hatten das Recht, diese Güter entweder selbst zu bebauen oder sie zu verleihen; 1565 waren diese „eigenen Lehen“ gegen einen Zins an Lautlinger Einwohner auf Lebenszeit ausgegeben.

Neben diesen Gütern, die von irgendwelchen Grundherrschaften weltlicher oder geistlicher Art zu Lehen gingen, sind, wenn auch in weit geringerem Umfang, eigene Güter zu finden. Grundsätzlich hatten sie früher einem Grundherrn unterstanden, bis der Träger die auf dem Gut lastende Gültigkeit abgelöst hatte; oft, aber nicht immer, blieb eine geringe Abgabe an die Herrschaft Württemberg als Vogtrecht, d. h. für den Schutz durch Württemberg, bestehen. So erhielt die herrschaftliche Kellerei in Balingen Vogtabgaben aus Scheuern, Häusern, Äckern und Wiesen, die in den Fronhof in Dürrwangen, dessen Grundherr die Frühmeßkaplanei gewesen war, gehört hatten.

Die ersten Nachrichten über die Eignung von Gütern im Balinger Gebiet stammen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. So überließ im Jahr 1348 Graf Heinrich von Hohenberg Heinrich dem Schmied von Unterdisgheim, einem Bürger zu Rottweil, den Bannwartenhof zu Tieringen, der später an den Heiligen in Meßstetten verkauft wurde. Im Jahr 1360 eignete Graf Heinrich von Veringen dem Rottweiler Bürger Konrad Tod ein Gut zu Winterlingen. Die umfangreichste Eignung von Lehengütern fand wohl im Jahr 1530 in Tailfingen statt, als die dortigen Lehensleute des Klosters Stetten die Zinsen und Gülten von etwa 70 Juchart Acker ablösten, die deshalb besonders wertvoll waren, da sie keinen Zehnten zu geben hatten. Auch in Laufen befanden sich eigene Güter, die dem Kloster St. Georgen, und in Zillhausen, die dem Kapitel Ebingen gehört hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Entwicklung der Grundherrschaft im Raum Balingen

Von Dr. Wilhelm Foth

(Fortsetzung)

Zur Größenbestimmung von Jauchart und von Mannsmahd ist folgendes zu bemerken: Beide Maße, — Jauchart, das besonders für Acker und Wald, Mannsmahd, das besonders für Wiese verwendet wurde — haben keine genaue festgelegte Größe, da die Feldvermessung im Mittelalter noch nicht bekannt bzw. üblich war. Ihre Größe schwankt je nach Gegend und Ortschaft zwischen 1 bis 2 1/2 Morgen, d. h. etwa von 31,5 bis 79 a. Für den Raum Balingen dürfte die durchschnittliche Größe bei 1 bis 1 1/2 Morgen liegen; die im 1. Teil des Aufsatzes vorgenommene Gleichstellung mit Hektar ist also zu hoch gegriffen.

Die „Grundherrschaft“ des Spätmittelalters und der beginnenden Neuzeit

Betrachtet man die Grundherrschaft nicht lediglich als Großgrundbesitz, sondern als Herrschaft, d. h. rechtmäßige Ausübung von Schutz und Schirm über Grund und Boden und die darauf sitzenden Leute, so ist die Entwicklung des Grundherrn zum bloßen Gülteneempfänger eine Verfallserscheinung: Der Grundherr sank, in modernen Begriffen ausgedrückt, von der öffentlich rechtlichen in die privatrechtliche Sphäre herab. Gleichzeitig hatte dies eine bedeutende Machtsteigerung des Orts- bzw. Landesherrn zur Folge, da dieser jetzt Gerichtsbefugnisse über sämtliche Einwohner erhielt, und zugleich die „Grundherren“, die jetzt eher den Namen Großgrundbesitzer verdienen würden, völlig von seiner Gunst abhängig wurden, konnten sie doch ohne ihn

gegen widerspenstige Lehensträger überhaupt nicht mehr einschreiten.

Mit dem Verfall der Fronhöfe setzte außerdem eine starke Zersplitterung der Grundherrschaft ein, die durch die immer zahlreicher werdenden Neugründungen von Klöstern, Kaplaneien, Spitälern usw., die alle nach „grundherrlichen“ Rechten strebten, begünstigt wurden. Dadurch bietet sich zu Beginn der Neuzeit in der Güterverteilung ein Bild größter Buntheit dar. Manche dieser Grundherrschaften traten nur ganz vorübergehend in unserem Gebiet auf, andere dagegen trieben über lange Zeiträume hinweg eine planmäßige Erwerbspolitik und richteten für ihre Güter im Balinger Raum besondere Verwaltungsstellen ein, wie z. B. das Kloster Alpirsbach seine Balinger Pflüge. Diese Verhältnisse für die einzelnen Grundherrschaften und für die einzelnen Dörfer zu schildern, ist aber hier aus räumlichen Gründen unmöglich und muß späteren Veröffentlichungen überlassen werden.

Im württembergischen Gebiet von Balingen-Ebingen wurde der weitaus größte Teil der Güter von den betreffenden Grundherren als Erblehen ausgegeben, die ohne Handlohn und Weglösin vererbt werden durften. Jedoch finden sich auch Ausnahmen: Bei den Widumhöfen (Pfarrhöfen) in Endingen und Erzingen wurde Handlohn

Ergötzliches aus der Heimat

Einem Landwirt in unserem Kreis, den die Jugend ab und zu neckte, wurde mit Schneebällen ein Fenster eingeworfen. Der Mann machte Krach und als seine Frau dies hörte, rief sie ihm zu: „Ma, do muß a Lädle namache lau“. Seine Antwort war: „Was Lädle, Lädle namache, d' Hütte brenn i an.“

Die Schwarz-Jura-Ebenen als Siedlungsland im Wechsel der Zeiten

Von Fritz Scheerer

Besiedlung im Mittelalter und in der Neuzeit.

Nach 700 hörte die Belegung der Gräberfelder auf, denn die Toten werden bei den damals entstehenden christlichen Kirchen bestattet. Die Anfänge des Balingener Friedhofes mögen in diese Zeit zurückgehen. Diese Friedhöfe, die einst als wirkliche Kirchhöfe das heimatliche Gotteshaus umgaben, sind in den letzten 150 Jahren vielfach von der Kirche weg in die Umgebung der Ortschaften verlegt worden. So hatte Eendingen bis 1842, Erlaheim bis 1854 einen „Kirchhof“. Die Kirche selbst hat viel zur Belebung des Landschaftsbildes und zur Charakterisierung des Ortsbildes beigetragen. Anfangs sind nicht in allen Orten Kirchen vorhanden; vielmehr bestanden Urkirchen, die von den Nachbarorten besucht wurden (die neue Kreisbeschreibung führt solche Beispiele an).

Burgen fehlen naturgemäß dieser ebenen Landschaft fast völlig. Nur die Herren von Bubenhofen bauten auf einem Vorsprung im Rosenfelder Tal ihre Stammburg und im 15. Jahrhundert eine bei Grosselfingen (die Haimburg), die aber nie größere Bedeutung erlangten. Das Schloß in Geislingen, einst von zwei Wassergräben umgeben, das Zollerenschloß in Balingen (Obervogtswohnung) und das Schloß in Dotternhausen sind teils späteren Ursprungs.

In den letzten Jahrhunderten wurden auf den entfernter gelegenen Markungsteilen Höfe angelegt. So entstand der Waldhof auf Markung Geislingen, dessen Felder fast durchweg auf Posidonienschiefer liegen, während der nahe gelegene „Hartwald“ auf einer dem Schiefer aufgelagerten Kuppe auf unterstem Braunen Jura (Opalinuston) stockt. Die vielen Höfe um Isingen und Leidringen gehen auf dieselbe Zeit zurück. In dem Bestreben, die Landwirtschaft aus dem Stadtbereich hinauszulegen, entstehen heute neue Höfe (Balingen). Eine Ausnahme macht die heutige Staatsdomäne Bronnhaupten, das in einer Urkunde vom Jahr 1388 als Dorf und schon 1140 urkundlich genannt wird, als ein gewisser Hug dem Kloster St. Georgen seinen Besitz zu „Brunnehoubiton“ übergibt.

Im 14. und 15. Jahrhundert muß teilweise eine negative Siedlungsperiode eingesetzt haben, in der einzelne Wohnplätze verödeten und abgingen (s. oben). Nur vereinzelt mögen kriegerische Ereignisse die Ursache sein. Der allgemeine Grund scheint in der durchgreifenden Umwandlung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, im Aufkommen neuer Siedlungsformen, besonders von befestigten Städten zu liegen. „Das Bevölkerungsbedürfnis der aufblühenden Städte, das Streben nach Zusammenlegung kleiner Siedlungen zu größeren, geschützten Einheiten scheint eine Art Landflucht hervorgerufen zu haben, die durch die Unsicherheit der damaligen Zeit begünstigt wurde“.

Die landwirtschaftliche Bevölkerung war in den einzelnen Siedlungen von dem damals üblichen Handwerk durchsetzt. Dies trifft besonders für die Städte zu, in denen aber auch die Landwirtschaft eine ganz bedeutende Rolle spielte. Zwischen den Städten und Bauerndörfern bestand eine wirtschaftliche Verbundenheit, in der die gegenseitigen Produkte und Bedürfnisse im Austausch einander ergänzten. Die Landwirte lieferten landwirtschaftliche Erzeugnisse, die Stadt gewerbliche. Die bedeutenden Balingener Märkte weisen auf ein großes landwirtschaftliches Hinterland hin. So wurden 1862 auf der Schranne in Balingen 13 853 Zentner Getreide gehandelt. In einer Urkunde von 1347 wird einer eigenen „Balgin-

ger Messen“ gedacht, und die Fruchtbarkeit des Bodens wird schon in alter Zeit gerühmt. Auch die Viehzucht war bedeutend, so daß die zahlreichen Märkte immer gut besucht waren. Mehrere Fleischbänke unter den Metzgerlauben in Balingen werden 1473 erstmals genannt.

Am Anfang des 19. Jahrhunderts und teilweise schon einige Jahrzehnte vorher war infolge des starken Geburtenüberschusses eine Übervölkerung eingetreten. 1834 betrug in der Schwarzjurazone die mittlere Bevölkerungsdichte 104, 1852 gar 111 Einwohner auf 1 qkm. Der heimatliche Nährboden setzte der starken Vermehrung eine obere Wachstumsgrenze, die Anreiz und Nötigung zu neuen Erwerbsquellen erweckte oder aber zur Auswanderung zwang. So entwickelte sich seit Ende des 18. Jahrhunderts im Anschluß an die pflanzlichen Produkte eine mannigfaltige Hausindustrie, die als Keimzelle der heutigen Industrialisierung angesehen werden kann. Die Industrie bewirkte in der Kulturlandschaft eine neue starke Wandlung, die heute noch nicht abgeschlossen ist. Neue Orts- und Stadtteile entstanden, rein bäuerliche Gemeinden wurden zu Industriegemeinden, was sich auch in der Bauweise der Häuser auswirkte (Geislingen, Engstlatt).

Die geographischen Momente, wie Bodenschätze, Wasserkräfte, Lage der Landschaft zu den Hauptverkehrswegen usw., die die Entstehung vieler deutscher Industrielandschaften begünstigten, waren hier nirgends wirksam. Nur einige kleinere Handwerkszweige und die Portlandzementindustrie knüpfen an die Boden- und die Gesteinsarten an. Der gute Verwitterungslehm des Angulatensandsteins führte zur Errichtung einer Reihe von Ziegeleien, so bei Balingen (Ziegelhütte) und Ostdorf. Auch bei Schömberg befand sich eine Ziegelei. Aber sämtliche Ziegeleien sind den Großunternehmen zum Opfer gefallen. Der Malboden lieferte ein brauchbares Material für die Töpferei. Bis in die letzte Zeit herein konnte sich in Ostdorf ein Töpfer halten, während sie in

Erlaheim schon Jahrzehnte nicht mehr betrieben wird. Dieser Ton fand auch beim Bau unserer Bauernhäuser reichlich Verwendung, wie wir heute noch häufig an alten Bauernhäusern feststellen können. Die Riegelwände wurden mit Ton verschmiert, der mit Häcksel vermischt war. Der Flurnamen „Kalkofen“ in Balingen und Geislingen zeigt, daß die Kalke, besonders des Numismalmergels, einst gebrannt wurden und beim Hausbau Verwendung fanden. Schwefelkies wurde in der „Goldgrube“ bei Erlaheim gegraben.

Zu Kunststeinen wurden von alters her die Posidonienschiefer verarbeitet (Erzingen, Schömberg). Eine Ausbeute des Bitumenreichtums der Ölschiefer wurde öfters versucht, wurde aber immer wieder als nicht lohnend aufgegeben. Bei der Verwendung neuer Baumaterialien haben die Steinbrüche in den Angulaten- und Arietenschichten (Ostdorf, Balingen, Eendingen usw.) immer mehr an Bedeutung verloren.

Schon früh gaben die Wasserkräfte der Eyach und der Schlichem Anlaß zur Errichtung von Mühlen. So wird 1309 eine Mühle „Dietunstaige bei Balingen“ genannt, deren Lage aber nicht mehr festgestellt werden kann. Sehr wahrscheinlich lag sie oberhalb Balingen in Richtung Frommern. Die Gießmühle, heutige Stadtmühle, wird 1411 und die Stotzinger Mühle 1426 erstmals urkundlich erwähnt. Für die Bürger von Geislingen, Dotternhausen, Rosfwangen und die Besitzer der Stotzingerschen Güter zu Dürrwangen bestand Mahlzwang in letztere. Eine Reihe von Mahl- und Sägmühen ist in den letzten 100 Jahren eingegangen, so die Kesselmühle in Balingen (1423 urkundlich erwähnt).

Ein bedeutender Durchgangshandel, der die gewerbliche Tätigkeit wesentlich zu steigern vermocht hätte, hat sich nicht entwickelt. An der bekannten Schweizerstraße, die an der tiefsten Stelle der Schwarzjuralschichten verläuft, sind wohl einzelne Gasthäuser entstanden, die aber nie größere Bedeutung erlangt haben. Erst der Autoverkehr verlangte Tankstellen und Autowerkstätten an den Hauptverkehrswegen. Der Bau der Bahnlinie Tübingen—Sigmaringen und Balingen—Rottweil bereicherte das Siedlungsbild durch den Bau von Bahnhöfen und Wärterhäuschen. Schluß folgt

Zum 100. Todestag des Feldmarschalls Radetzky

Von Dr. Hans Kramer

Vor hundert Jahren!

Manchem Leser wird der Name Radetzky nicht mehr viel bedeuten. Er hat, wenn er diesen Namen hört, unklare Vorstellungen von der alten Donaumonarchie mit Kaiser Franz Joseph und erinnert sich einigermaßen sicher an den unverwundlichen Radetzkymarsch. In Wahrheit gehört die Gestalt des Feldmarschalls Radetzky als wichtige Schlüsselfigur in die deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts. Mit ihm und durch ihn erlebte das alte Österreich seine letzten militärischen und politischen Höhepunkte. Mit diesem Namen verbindet sich ganz von selbst die Erinnerung um die Bemühungen innerhalb Deutschlands, eine großdeutsche Lösung zu schaffen, also die sogenannte Donaumonarchie in allen ihren Teilen einem wieder zu schaffenden Deutschen Reich einzugliedern. Dies ist, wir dürfen es heute sagen, leider nicht gelungen. An die Stelle der großdeutschen trat die preußisch-deutsche Lösung, die vielleicht für damals die richtige Lösung brachte, aber auch bewirkte, daß Österreich und mit ihm seine anderen Länder, die einst zum Reiche gehört hatten, praktisch aus Deutschland ausschied. Heute bewundern wir sehr vieles an der alten Donaumonarchie, die es fertigbrachte, gleichsam als eine Art Vorläufer eines in einem Staatenbund vereinigten Europa einige Dutzend verschiedenartiger Volksstämme in einem Staatsgebilde zusammenzuhalten und ein Wirtschaftsgebiet zu schaffen, dessen bleibende Bedeutung erst nach der Zerstörung Österreich-Ungarns nach dem 1. Weltkrieg richtig erkannt wurde. Darum dürfte es angemessen sein, eines der volkstümlichsten Männer aus jenen dramatischen noch von echtem Patriotismus erfüllten Zeiten anläßlich ihres 100. Todestages zu gedenken. R.

Graf Josef Radetzky ist am 2. November 1766 auf Schloß Trzebnitz bei Klattau in Böhmen geboren worden und am 5. Januar 1858 in Mailand gestorben. Dieser Mann

mit tschechischem Blut in den Adern war vollkommen verdeutschte bzw. „verösterreichert“. Er hat also rund neun Jahrzehnte österreichischer Geschichte miterlebt, ja, zum Teil mitgestaltet. Heute hat besonders die jüngere Generation keinen Begriff mehr davon, was der Name Radetzky für die alte Monarchie und besonders für die Armee bedeutete. Er war sozusagen die Personifikation des treuen Zusammenhaltens aller Völkerschichten der Monarchie im seinerzeit buchstäblich „bunten Rock“ der Armee, die Personifikation der guten Tradition, des Erfolges und des Ruhmes. Nur wenn zum Beispiel in einem Strauß-Konzert zum Schluß als zügigste Nummer der Radetzkymarsch von Johann Strauß-Vater ertönt, dann geht es noch immer wie ein Rausch durch die Menge und eine Gemeinsamkeit wird wieder wach, die mehr auf Vergangenen als auf Heutigem beruht.

Gegen Napoleon und Nationalismus

Es ist unmöglich, in einem kurzen Aufsatz ein derartig reiches Leben beschreiben zu können. Wie erwähnt, bildet die Gestalt Radetzky's sozusagen einen Bogen über fast ein Jahrhundert österreichischer Geschichte. Er hat in seiner Jugend Kaiser Josef II. gesehen und er war der Adjutant der Feldmarschälle Laudon und Lacy, ersterer ein besonderer Ruhmestitel der österreichi-

schen Kriegsgeschichte, nur leider immer zu wenig gewertet und verwendet. Radetzky hat beim letzten Krieg der Monarchie gegen deren alte Feinde, gegen die Türken, mitgetan. Dann hat er fast alle Feldzüge der großen Epoche der Kriege der französischen Revolution und Napoleons I. mitgemacht. Unter wie vielen historisch berühmten Männern diente er! Zum Teil war er ihr Ordnonanz- und Generalstabsoffizier, ja, ihr Berater. Ich erwähne nur die Feldmarschälle und Feldzeugmeister Josias von Sachsen-Koburg-Saalfeld, Clerfayt, Kray, Wurmser, Beaulieu, Melas, Suworow und seine russischen Generale, schließlich Erzherzog Karl und seinen Kreis, Erzherzog Johann sowie den Fürsten Johann von Liechtenstein. Mit wievielen Monarchen und Generalen kam Radetzky erst recht als Generalstabschef des Fürsten Karl Schwarzenberg und seines großen Hauptquartiers in den Jahren 1813/14 zusammen! Ich erinnere daran, daß der sterbende Scharnhorst es gerade Radetzky dringend ans Herz gelegt hat, sein Vermächtnis, die Vernichtung der napoleonischen Macht und die Befreiung Deutschlands, fortzusetzen, und daß der Graf von Blücher und Gneisenau hoch eingeschätzt worden ist. Nach mehr als drei Jahrzehnten mußte Radetzky in vorderster Front gegen eine neue und letztlich siegende Kraft ankämpfen, gegen den modernen Nationalismus und gegen die Idee der Einigung jeder Nation in einem Staat, in diesem Falle gegen den italienischen Nationalismus. Es ist noch Radetzky gelungen, die Vormachtstellung des Vielvölkerstaates Österreich in Italien für etliche Jahre zu retten. Beinahe hätte er, sehr ungern, für die Vormachtstellung Österreichs in Deutschland gegen Preußen auch noch kämpfen müssen (vor dem Vertrag von Olmütz 1850). Auch hier konnte die Lösung nur hinausgezögert werden. In seinen letzten Lebensjahren sah Radetzky noch die Männer der kommenden Zeit, Kaiser Franz Josef, Erzherzog Albrecht, Benedek, vielleicht auch den jungen Beck, den vorletzten Generalstabschef der Monarchie in der Friedenszeit vor 1914, und andere.

Unerschrocken und tapfer

Radetzky ist Kavallerist, Pionier, Festungsbaumeister, Ordnonanzoffizier und Adjutant und schließlich vor allem Generalstabler gewesen. In seinen Jugend- und mittleren Jahren hat er an den Schlachten und Gefechten von Karansebes, Belgrad, Charleroy, Fleurus, vor den Mainzer Linien, um Mantua, Megnano, an der Trebbia, Novi, Marengo, Hohenlinden, Landshut, Neumarkt, Lambach, Wels und Wagram, schließlich an den Kämpfen der Hauptarmee der Alliierten 1813/14, besonders an der Völkerschlacht von Leipzig teilgenommen. Radetzky wurde siebenmal verwundet, verlor neun Pferde unter dem Leibe und durchschwamm in voller Rüstung mit und ohne Roß die Sambre, den Po, den Mincio und die Etsch. Seine Unerschrockenheit und Tapferkeit sowie seine Unermüdlichkeit in der Erfüllung der überwiesenen Aufgaben waren sprichwörtlich. Nur die Oberbefehlshaber trugen daran Schuld, wenn er mit seinen Truppen in schwere Niederlagen hineingeriet (z. B. Lacy bei Karansebes, Wurmser in Mantua, Melas bei Marengo, Erzherzog Johann bei Hohenlinden, der Korpsführer Orsini-Rosenberg bei Wagram).

Generalstabschef 1813/14

Das böse Wort, daß Radetzky im Alter von 82 Jahren in den Jahren 1848 und 1849 nur so eine Art glanzvolle Atrappe zur Anfeuerung der Truppen gewesen sei, daß sein Generalstabschef Hess alles gemacht habe, stimmt nicht. Radetzky ist schon vor 1813 oft ein verdienstvoller Generalstabler gewesen und seine Taten als Generalstabschef Schwarzenbergs in den Jahren 1813

und 1814 sind zu viel in den Schatten getreten. Radetzky hat wesentlichen Anteil am Erfolg der großen Schlacht von Leipzig. Blücher und Gneisenau, die Führer der schlesischen Armee, waren für sich, niemand redete ihnen hinein. Wie viel schwerer hatten es Schwarzenberg und Radetzky! Im Hauptquartier waren die Monarchen Franz I., Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der sich vornehmlich dem Zaren unterordnete, und vor allem dieser letztere, Alexander I., der alles eher als ein Feldherr, aber so geltungsbedürftig war und zusammen mit seinen meist unberufenen Ratgebern in alles hineinredete. Radetzky war also nicht nur der alte „Troupier“. Er hatte viele Reglements für das Heer geschrieben. Und wie hat er die österreichische Armee in Italien zwischen 1831 und 1848 durch seine berühmten Manöver zu einem Vorbild für die Heere ganz Europas gemacht! Schließlich mußte sich Radetzky im Feldzug von 1848 zuerst ohne seinen Generalstabschef Hess behelfen.

„In deinem Lager ist Österreich“

Die Kämpfe von 1848 und 1849 von den „cinque giornate“ in Mailand an (18. bis 22. März 1848) bis zur Schlacht von Novara (23. März 1848) sind bekannt. Es war die letzte wirklich große Zeit der alten österreichischen Armee. Alle waren von Kampfbegeisterung und Siegeszuversicht erfüllt. Wenn man etwa von der Okkupation Bosniens 1878 absieht, schwebte über allen späteren Kriegen Österreichs (1859, 1866, der I. Weltkrieg) ein Unstern. Es gab manche Niederlagen. Wer damals über die wirren Zustände im Inneren Österreichs verzweifelt war, flüchtete geradezu in das Lager Radetzky's, um dort neue Zuversicht zu gewinnen. Hier herrschte Eintracht und Disziplin. „In Deinem Lager ist Österreich, wir andern sind einzelne Trümmer. — Gehorsam ist Frieden im Streite.“ So schrieb damals Grillparzer. Kaiser Franz Josef hat sich immer gern an seine Feuertaufe bei S. Lucia erinnert. Man vergißt zu viel, welchen Mut Radetzky brauchte, um durchzuhalten. Hinter ihm ein anscheinend zerbröckelndes Reich, der Aufstand in Ungarn, Kämpfe in Prag, Galizien und vor allem in und um Wien, zeitweilig sogar die wichtige Nachschublinie durch das Etschtal nördlich von Verona unterbrochen, ganz Lombardo-Venetien durch eine bestimmte Zeit in hellem Aufstand begriffen, gegenüber ein zahlenmäßig überlegenes Heer, unter gewichtigen Politikern Österreichs die Tendenz, Lombardo-Venetien kurzerhand preiszugeben, dazu das ständige Hineinreden der Regierungen und Diplomaten des Auslandes, besonders Endlands und Frankreichs, die ganz für das neue Italien und gegen Österreich eingestellt waren. Sie wollten auf die österreichische Regierung einen Druck im Sinn des Verzichtes auf den ganzen italienischen Besitz oder auf einen Teil davon ausüben. Aber Radetzky hat sich durch nichts einschüchtern lassen.

Heute könnte man ja fragen: Warum hat man diese Länder nicht sofort abgegeben, man hätte sich viel erspart. Radetzky sah es als seinen militärischen Auftrag an, diese Länder Österreich zu erhalten, und dieser Befehl wurde eben, ohne nach rechts oder links zu schauen, ausgeführt. Keine Großmacht auf der Erde gibt ohne weiteres zwei blühende Provinzen sozusagen mit einer Handbewegung ab. Überhaupt hätten sich die Italiener, wie die spätere Geschichte zeigt, mit Lombardo-Venetien keineswegs begnügt; sie wollten weitere Gebiete, zum Teil über die italienische Sprachgrenze hinaus, erlangen. Es braucht nicht ausführlich erörtert zu werden, daß Lombardo-Venetien national, sprachlich und kulturell voll auf sein Eigenleben führen konnte und daß von irgendwelcher Germanisation oder fremder „Unterwanderung“ keine Rede war. Radetzky bestand also darauf, in Ita-

lien ein relativ starkes Heer zu halten und keinen Quadratkilometer von Lombardo-Venetien preiszugeben. Dafür mußte Österreich, das also keinen beträchtlichen Teil seiner kriegsgewohnten Armee aus Italien nach Ungarn schickte, allerdings ein etwas beschämendes Zugeständnis machen, die Intervention einer großen russischen Armee im ungarischen Aufstand.

Radetzky und Italien! Da gab es anscheinend in der Beurteilung überhaupt keine Brücke. Im Artikel „Radetzky“ der „Enciclopedia Italiana“ ist von *eccesiva severità, crudelta und fredda ferocia* die Rede. Ich kann mich an folgendes erinnern: Zwischen 1931 und 1933 erschien einmal ein fremdes Flugzeug über Rom. Die antifaschistische Besatzung warf eine Unmenge von kleinen Flugblättern ab, auf denen der Bevölkerung Roms gesagt wurde, daß Mussolini „der neue Radetzky Italiens“ sei. Man wollte Mussolini das schlechteste nachsagen, was nur möglich war, und dazu mußte der Name des armen Radetzky herhalten.

Der Feldmarschall war kein Feind des italienischen Volkes. Die Spaltung ging im Vormärz und um 1848/49 nach den sozialen Schichten und nach dem Altersgrad durch das italienische Volk. Die Bauern und Arbeiter sowie das Kleinbürgertum und alle einfachen Leute waren größtenteils auch in Lombardo-Venetien austriacanti. Als die österreichischen Truppen zu Beginn August 1848 durch die Felder auf das aufständisch gewesene Mailand zu marschieren, hielten die Bauern in der Arbeit an und riefen: „Vengono i nostril!“ Ferner waren oft die Eltern Austriacanti, die Söhne und Töchter Anhänger des Risorgimento. Der berühmte deutsche Schlachtenmaler Albrecht Adam, der mehrere Bilder aus dem Kriege 1848 und 1849 geschaffen hat, kam z. B. im Jahre 1848 nach Mailand ins Hotel Reichmann. Er schreibt in seinen Memoiren: „Die Herrin des Hauses, eine Frau, voll Verstand, war unter allen Umständen gut österreichisch gesinnt, die Söhne hingegen hatten sich während der Revolution sehr kompromittiert und viel ungeschicktes Zeug gemacht.“ Es war begreiflich, daß Radetzky ein Freund jener Kreise des italienischen Volkes war, die noch Österreich anhängen, und daß er ein Feind der anderen Teile der italienischen Bevölkerung war, die nach seiner Ansicht nichts als ungetreue und z. T. auch undankbare Untertanen des österreichischen Staates waren.

Radetzky war mit einer Frau aus italienischem Geschlecht vermählt, mit Francesca Romana Gräfin Strassoldo-Grafenberg. Die Wohnung Radetzky's in Mailand ist im Jahr 1848 allerdings völlig ausgeplündert worden, wobei sich der Hausherr lebhaft beteiligte. Sein Kammerdiener Karl ist vor dem Ausmarsch aus Mailand beobachtet worden, wie und wo er Wertgegenstände des Feldmarschalls im Keller vergrub. Auch dieses Versteck wurde ganz ausgeleert. Andererseits ist es fast rührend, wenn man hört, daß die Mailänder Wäscherin Portinara die Wäsche des Feldmarschalls vor den „cinque giornate“ übernahm, sie ruhig wusch und bügelte und sie ihm nach seiner Rückkehr nach Mailand mit der größten Selbstverständlichkeit übergab, so als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre und der Feldmarschall nur auf eine kurze Dienstreise auswärts gewesen wäre. Die Armen und Bettler Mailands und Veronas waren ständige treue Kundschaften des Feldmarschalls, die von ihm reichlich beteuert wurden, und, wie es die Art solcher Leute ist, waren sie empört, wenn Radetzky einmal verhindert oder auswärts war und die regelmäßige Gabe für einmal ausfiel.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Volkscundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Gesammelt von Dr. Hermann Bizer, Rosenfeld

Für die Zwecke der im Druck befindlichen Kreisbeschreibung hat Herr Dr. Bizer für jede Gemeinde des Kreises Balingen eingehende volkscundliche Erhebungen angestellt, die jedoch infolge ihres Umfangs in der Kreisbeschreibung nicht vollständig wiedergegeben werden können. In Anbetracht ihres hohen Wertes für die volkscundliche Wissenschaft sowie des Interesses, das diese Sammlung bei unseren Lesern finden dürfte, werden diese Erhebungen, nach Gemeinden geordnet, ausschließlich in den Heimatkundlichen Blättern zum Abdruck gebracht.

Nr. 1 Balingen

Nach Aufschrieben v. Oberlehrer Landerer †

Mundart

Übelseahneg = bleich; engelespfleaga = sehr gut pflegen; Rickel em Hals = röcheln; a verbrupft Hüatle = abgenutztes Hütlein; Dui spenn et am Rädle = lebt üppig; Dui schleacket koan Schnae = lebt gut; Dear ischt gwatta wia dr Salzma' = rasch gelaufen; s' tuat sengkela = es ist sengend warm in der Stube; Wia s dr Hirt zom Toar naustreibt = durcheinander, vornehm und gering; blotsaur = essigsauer; daeta = keifen; goura = knarren; a Jotbatle = Jahrzeitlein, eins der Güterstücke aus einer Stiftung.

Langschläfer: Wer liega bleibt, verdirbt bei Zeit.

Frühaufsteher: Wer früh ufstoht, verfrißt sei' Sot.

Eingeschobener r: Faurischt = Faust; Baurischt = Bausch; vertclairna = entleihen. Äuble, heuba = heuen; grausig veil = viel; Schlaahaus = Schlachthaus.

Rufen: tuan am riefa! i rief, du riefst, se riefet, i hau griefa.

Schreien: er hot gschraue = er hat laut gerufen; er hot gschria = er hat geweint.

Statt: es raucht = s raicht, s raichlet (räucht) part. perf. beschneiden manchmal im Übertrag. Sinn: des ischt bschnotta gmeassa; dagegen: dia Heck hot ma bschnitta.

Von schimmern manchmal gschammeret, z. B. dös schwarz Kload hot ganz grea' gschammeret.

Geschwisterkinds-Kinder sind = Zuanndkend.

En Scholler lacha = breit hinauslachen, Mehrzahl a baar Schölller.

Ma' zuit se an Galga = an den Galgen, d. h. schlecht erziehen.

Ma' dats fascht no lupfa = man täte fast machen, daß er vollends stirbt; dös Kend ischt mer wia gschtöhla = das Kind ist unerwartet gestorben; i ka's it verkrafta = ich kanns nicht überstehen; Dear lachet ond wenn a Haus eifällt = er lacht bei jeder Gelegenheit; do sieht ma schau, was Lands = man merkt, was er will; dear sonket ond packet = er ist in seinen Ausdrücken grob; dös hot kurz Reacht = man macht kurzen Prozeß; deam haune a Rechneng naufgwätscha = ich habe ihn in der Rechnung überfordert; dean hot ma neigucka lau = er mußte zu teuer bezahlen; dui ischt gschütt-

let a' = sie ist unordentlich angezogen; dui hot a hongreg Stätle (ä lang), dui hot a holas Röckle = ärmlich gekleidet.

Nulla Zapf, Geiga Zapf, goht ens Geigers Gärtle (bei Kindern, die den Finger im Mund haben).

A Gschläufle (wie Mai) ein von einem großen Zimmer abgeteiltes; a Kätzer = Oberbetten ohne Überzug (Barchent).

A Rofft, a Röffle = Brotrand; s Rongonkele = Eigelb; a Quisquiddörtle = eine Biscuit-Torte (nicht allgemein); a Schoadwecka = Keil zum Holzspalten, a Schwaefele = Zündholz, a überloffene Goaß = Geiß, die im ersten Jahr nicht trüchtig wurde, a Gorsche = dummer Mensch, a Lotscher = tappiger Mensch, a Gammel = großes starkes Mädchen, Gämmelig = leichtfertig, an Arfel = Armvoll, a Arfele = ein Ärmchen

Sitte und Brauch im menschlichen Lebenslauf:

Taufen

Der früher bestandene Brauch des Schießens mit Pistolen und Böllern bei Taufen und Hochzeiten ist längst wieder weggefallen. Ebenso auch das sogenannte „Vorspannen“, das in der Weise vor sich ging, daß eine größere Anzahl Kinder sich vor dem Hause der Eltern des Täuflings während der Taufe einfanden, um den Taufpaten und anderen Angehörigen durch Spannen eines Seils oder einer Schnur vor dem Hauseingang den Eintritt zu verwehren. Sobald jedoch der Zweck erreicht war, daß die Taufpaten Bonbons oder kleine Geldstücke unter die Kinderschar warfen, fiel das Spannseil, denn die Kinder stürzten sich dann auf die Gaben.

Andere Knaben machen mit Trommeln, Blechdeckeln usw. Lärm und verlangen Loskauf. Ebenso beim Hochzeitszug und beim Hochzeitswagen. Macht die Kindsmutter bei Bekannten mit dem Kinde den ersten Besuch, so soll man dem Kind ein frisches Ei schenken. — Die „Weisede“ besteht meist aus Hefekränzen, „murbem“ Weißbrot. — Der erste Gang der Wöchnerin soll in die Kirche sein. Doch kommen diese Bräuche nur noch selten vor.

In der Christenlehre wurde an einzelnen Sonntagen von je zwei Schülern (den 4 ersten Knaben und den 4 ersten Mädchen) der Katechismus gesprochen (Käzelesbeta). Dafür erhielten sie von der Kirche je 40 Pfennig, von den Verwandten meist auch 20 Pfennig.

Konfirmation

Bis vor 20 Jahren wurde am Donnerstag vorher unter Anwesenheit des Lehrers vom Geistlichen die Feier probeweise gehalten. Kleidung dabei werktäglich.

Am Freitag vor der Konfirmation erschienen die Kinder zum Stellgottesdienst in den sog. Stellkleidern, neuen Anzügen, die Mädchen verschiedenfarbig, die Knaben meist dunkel. Die Mütter wohnten dem Gottesdienst bei. Absingen der Lieder, Hersagen der Fragen wie an der Konfirmation.

voll, Kuttlemuttle = zweifelhafte Leute, Loable = Spottname der Balingen (wohl von den Laibsteinen aus Lias ε (Geoden), die früher vor den Häusern lagen. Spandahle = Geislinger, Schla'z em Kload = Schlitz, a Doggann oder a Doggandel = Puppe, manzig = tüchtig, besonders auch von Rekonvaleszenten, die sich rasch erholen, rusela = rieseln (Wasser [rollen?] Bälle, Steine), s' Zeifer = im Übertrag. Sinn = Beamte, a Außelaifer = Liebhaber einer Frau.

Fremdwörter: duddwitt, Awankoh, Wäschlavor, Botschamber, Fischule = Halstüchlein, Goggede-Kokette = gezieltes, narürliches Weibsbild (o betont), mannteniara (maintenier) = fortführen ein Geschäft.

Pfänderspiel:

Kugel uf und ab, wer schwänzelt oder lacht, wer Zäh' verbleckt, wer s'Maul ufstreckt, muuß a Pfand, muuß a Pfand hergeba. (Es werden zum Lachen reizende Grimassen vom Spielleiter gemacht).

Sitte und Brauch im menschlichen Lebenslauf:

Taufungen

Bei kirchlichen Trauungen spielen jetzt noch Stadtmusikanten auf dem Turm der Ev. Stadtkirche, sobald der Hochzeitszug oder ein Hochzeitswagen in Sicht kommt, den Choral „So nimm denn meine Hände“. Dasselbe geschieht nach dem Verlassen der Kirche.

Beerdigungen

Den Sterbenden soll man nicht beim Namen rufen, um ihn nicht zurückzuhalten.

Wenn morgens oder abends (früher auch nachmittags) vom Stadtkirchenturm ein Trauerchoral ertönt, ist die nächste Frage „wer ist gestorben“, denn bei Todesfällen Erwachsener wird vom Todes- bis zum Beerdigungstag morgens und abends Trauermusik geblasen.

Leichenzug

Ordnung: Polizeidiener, Jahrgänger, Leichenwagen, Geistlicher zwischen den beiden nächsten männl. Verwandten, männliche Verwandte und Bekannte, weibliche Verwandte und Bekannte (bisher „in der Klage“) dann andere Männer und zuletzt die anderen Frauen. Zur Klage wird bezw. wurde durch die „Leichensägerin“ besonders ins Haus geladen. Predigtgottesdienst in der Friedhofkirche, Einsegnung am Grabe. Beim Gottesdienst stehen die nächsten Angehörigen in den Klagestühlen links (Männer) und rechts (Frauen) vom Geistlichen (Altar) aus. Nach der „Leich“ kamen (vor etwa 40 bis 50 Jahren) die Verwandten und auswärtige Bekannte in einer bestimmten Wirtschaft für kurze Zeit zu einem Glas Freibier zusammen, heute nicht mehr.

Friedhofgottesdienst

Am 1. Sonntag im Mai und am 16. Sonntag nach Trin. (evang. Jüngling zu Nain) Gottesdienst in der Friedhofkirche bei sehr starker Beteiligung. Hierzu werden die Gräber geschmückt.

Sitte und Brauch im Jahreslauf:

Lichtmeß war früher Wandertag der Diensthöfen. Die wandernden Dienstmägde sangen:

Heut ist mei Bündelestag
Morga mei Ziel
Wann i marschiera muß,
han e net viel. (OAB)

An der **Fastnacht** wird der erste Salat gesät, selbst auf den Schnee.

Gründonnerstag: Großes Abendmahl um 6 Uhr mit zahlreicher Beteiligung aus allen Schichten.

Am **Karfreitag** halten sich auch ev. Kreise ziemlich an Fastenspeisen (Eier, Fische, Gebäckenes).

Sylvesterabend:

Kurz vor 12 Uhr kommen in der Sylvesternacht Hunderte von Einwohnern auf dem „Brückle“ vor der Ev. Stadtkirche zusammen, um sich beim 12-Uhr-Schlag die Glückwünsche für das neue Jahr auszusprechen. Dabei ertönt ein Choral der Stadtmusik vom Turm und alle Kirchenglocken läuten, Raketen steigen zum Himmel, Feuerwerk wird losgelassen. Kurz darauf verzieht sich wieder die Menge, ein Teil, um nach Hause zu gehen, andere, um in einer der zahlreichen Kaffee- und Wirtschaftslokale noch gemütlich zu tun.

In der Frühe des Sonntags klingt ein Choral über die Stadt hinweg.

Volkshelkunde:

Bei Gelbsucht der Kinder: Ein aus dem Wasser des kranken Kindes und etwas Mehl angerührtes Pfannkuchlein wird in der Karfreitagsnacht „unbeschrien“ in einem Blechgefäß an den Ast eines Obstbaumes gehängt. Wenn die Vögel das Kuchlein gefressen haben, ist die Krankheit geheilt.

Volksglaube:

Eine gefundene Haarnadel soll man nicht benützen, sie könnte Schaden bringen (verhext sein).

Nr. 1 b Heselwangen**Sitte und Brauch:**

In früheren Zeiten sprangen am Abend des 5. Dezember Nikolaus (Sänte Glos) herum. Ein Zeugnis dafür, daß dieser Feiertag einst auch gefeiert wurde, hat sich in den „Hanselmanna“ erhalten, einem Gebäck, das auch heute noch an diesem Tag (auf den 6. Dez.) gemacht wird.

Auf **Weihnachten** werden heute noch Brezeln (Bretzada) gebacken. Früher sprangen Buben herum, die sich Glocken umgehängt hatten; sie wollten „am Christkindle glocka“.

Das „Pfeffern“ (am 28. 12) ist auch abgegangen, war aber vor dem 1. Weltkrieg noch üblich, vielleicht auch noch später.

Daß am **Hilaritag** (13. 1.) einst der sog. Ämterersatz stattfand wissen auch sehr betagte Leute nicht mehr; dagegen erinnern sie sich noch, daß man vom „Gläres“ sprach und zu sagen pflegte: „Etz got ma ge' glära“, womit man einen Kaffeeschmaus und dergleichen in den Lichtstuben meinte.

Ostern: Das Eierwerfen (oalewearfa) wird von den Kindern auch heute noch geübt; dagegen wissen auch die ältesten Männer vom Eierlesen hier nichts.

An **Himmelfahrt** finden wie anderwärts, Ausflüge statt.

Pfingsten: Die alte Oberamtsbeschreibung bemerkt: „In Zillhausen und Heselwangen geht noch der Pfingstbutz um“. Der älteste Bürger, Karl Bitzer geb. 1860, erinnert sich noch daran, aber auch daran, daß dieser Brauch nicht mehr geübt wurde, als er 1887 vom Militär zurückkam. Der Pfingstbutzen in Heselwangen war ein mit Zweigen eingemachter Bube, der, vor dem Gesicht eine Maske aus Rinde trug (mit Löchern für Augen und Nase), er hatte also nicht die übermenschliche Größe, wie er sie heute noch in Streichen hat. Dem Heselwanger

Pfingstbutzen gaben die Leute Äpfel oder Brot, keine Eier wie in Streichen. — Heutzutage, Sichelhenke, Pflegehenke früher auch hier. Es gab „Küchle“.

Bei **Hochzeiten** wurde noch bis vor kurzem das Fürspannen, hier „Fürsäen“ genannt, geübt, ebenso bei **Taufen**.

Die Morgensuppe besteht aus einem Kaffee, eine halbe Stunde vor dem Kirchgang, welcher um nachmittags 2 Uhr stattfindet. Jakob Roller, geb. 1869, erzählt, daß sein Vater einmal auf dem „Elmad“ (Flurname) gesät habe. Als man „s' ander“ (das zweite Läuten, eine halbe Stunde vor dem Zusammenläuten) läutete, sagte sein Vater zu ihm: „Bua gang“. Er lief ins Hochzeitshaus, um wie alle anderen Kinder ein Stück Hochzeitsbrot zu bekommen. Da früher die kirchliche Trauung vormittags stattfand, pflegte der Schulmeister die Kinder zu diesem Zweck aus der Schule zu lassen. — Die dem Hochzeitszug vorausziehenden kleineren Mädchen heißen hier „Brautjungfara“.

Volkshelkunde — Volksglaube

Aberglauben: Früher kam ein Hexenmeister von Belsen, „dr Belsamer“.

Sagen: (gesammelt und zusammengestellt von Helga Eppler, Heselwangen — dem alten Karl Bitzer waren die Sagen alle bekannt).

1. Zur Zeit des 30jährigen Krieges, als so mancherlei Gesindel im Lande umherstrich, soll im Egenboler Gäßle, vermutlich ein Kroat, begraben worden sein. Wahrscheinlich hatte der Mann irgendetwas Böses auf dem Gewissen. Jedenfalls geistert (oder schwebt, wie man in Heselwangen sagt) er heute noch von Zeit zu Zeit in der Gegend seiner Grabstätte herum und mancher Heselwanger will ihn des Nachts zur Geisterstunde schon gesehen haben.

2. Wenn früher der Geometer im Feld draußen die Marken setzte, mußte ihm ein Felduntergänger helfen. Ein solcher Gehilfe setzte einmal heimlich und zu seinen Gunsten die Marken im Pfänder falsch. Nach seinem Tod fand dieser Mann im Grabe keine Ruhe. Als Geist mit einer feurigen Meßlatte bewaffnet, muß er bei Nacht gegen andere böse Geister kämpfen. Bis nach Heselwangen hört man den Kampfplärm und man kann auch den Schein der feurigen Prügel sehen.

3. Als man in Balingen die Friedhofskirche baute, mußten die Männer von Heselwangen als Frondienst auf Karren die Steine herbeiführen. Und zwar mußten sie die Steine oben auf der Hirschburg holen. Deshalb findet man oben auf dem Hirschberg auch keine Ruinen mehr. Andere behaupten allerdings, man habe aus den Steinen der Hirschburg die Herrenmühle in Balingen gebaut. — Auch vor 120 Jahren, als man die Kirche in Heselwangen baute, wurde den Männern unseres Ortes das Steinetragen

beschwerlich. Es heißt, sie hätten damals so viele und so schwere Steine tragen müssen, daß ihre Arme länger geworden seien; sie hätten ihnen bis zu den Knien gereicht.

4. In einer grimmig kalten Winternacht, als der Schnee im Mondschein glitzerte, suchten Heselwanger Männer in der Katzensteige (Katzastoag) und vor Hädern nach Gold. Dabei sollen die Männer splitternaht gewesen sein, und um die Geister, von denen sie das Gold zu erhalten hofften, betrunken zu machen, gossen sie Schnaps in Löcher im Boden. Ob das seltsame Unternehmen Erfolg hatte, wird nicht berichtet. Aber einer der Goldsucher habe nachher eine schwere Lungenentzündung bekommen.

5. **Der Brennesselmann.** Bis vor wenigen Jahren wuchs jedes Frühjahr im Kellerle zwischen der Buche und der Winkelhalde ein großer Brennesselbusch. Wie ein Mensch streckte er zwei Arme von sich. Beherzte Männer drangen oft in die unheimliche Gegend vor und versuchten den Busch samt dem Wurzelwerk auszurotten. Vergebens! Er wuchs immer wieder, und zwar in der gleichen menschenähnlichen Gestalt, nach. Unter ihm soll ein böser Burgherr, der besonders gerne den Mädchen der Gegend nachstellte und wegen seiner Untaten ermordet wurde, begraben sein.

6. Als man einmal in einem Garten der „Wettegasse“ einen Baum ausgrub, fand man dort einen Kochtopf, angefüllt mit lauter Gold. Dort, in jenem Grundstück, das man den „Schellengarten“ hieß, soll auch ein Geist gehaust haben, den man nachts oft „schweben“ sah. Wahrscheinlich stammte das Gold von diesem Geist und wird dem Finder kaum Glück gebracht haben.

7. Zu den Napoleonischen Zeiten sollen Russen in Heselwangen in ihren Kappen so viel Dreck zusammen getragen haben, daß, als sie allen Dreck auf einen Haufen warfen, ein richtiger Hügel entstand. Es ist dies das Bergle in der Nähe des Friedhofs, auf dem jetzt die prächtige Linde steht. Übrigens sollen die Russen damals als Essen saure Kutteln verlangt haben. Ein Heselwanger habe ihnen zu den Kutteln noch alte Schuhsohlen und eine alte Lederhose hineingeschnitten. Ohne alles weitere verpeisten die Russen ihre „Kutteln“ mit Hochgenuß, und erst als am Schluß ein Russe zufällig auf einen Hosenkнопf biß, kam der Schwindel heraus.

Wirtschaftliches

Früher ging man ins Gäu „ge drescha“ und in die Hopfenernte. Man hatte früher noch einen Gänschirten. Es gab einen Ganspferch (Goßpferch), in den die Gänse vom Frühling bis an die „Kirbe“ tagsüber (von morgens 6 bis abends) gesperrt wurden, damit sie keinen Schaden tun konnten. An der „Kirbe“ kam der Gänschirte mit einem Körblein in die Häuser. Man gab ihm Kuchen.

Die Entwicklung der Grundherrschaft im Raum Balingen

Von Dr. Wilhelm Foth

Die Größe der Güter und die Folgen der Realteilung

Die in den Lagerbüchern immer wieder auftretenden Bezeichnungen „Hof“, „Lehen“, „Gut“ und „Hube“ tragen in sich keine genaue Größenbestimmung. Im allgemeinen wurden die größten Güter als „Höfe“ bezeichnet, wie der Selhof in Engstlatt, der Kelhof in Ostdorf, der Hundshof in Truchelfingen. Mitunter finden sich aber auch sehr kleine Höfe, wie z. B. in Ebingen, wo der kleinste nur 4 Juchart Acker hatte. Die „Lehen“ sind meist kleiner als die Höfe und haben eine Ackerfläche zwischen 5 und 15 Juchart; jedoch gibt es auch hier zahlreiche Ausnahmen. So sind z. B. die Lehen in Tieringen auffällig groß: Das der Frühmesse, der ehemalige Fronhof, hatte 84 Juchart

Acker. Nur in Ostdorf befand sich eine größere Anzahl „Huben“, die wohl einst mit dem Kelhof in enger Verbindung gestanden hatten. Aber auch ihre Größe ist sehr schwankend: Während die größte eine Ackerfläche von 25½ Juchart hat, stehen dem Besitzer der kleinsten nur 8½ Juchart zur Verfügung; die Durchschnittsgröße liegt zwischen 15 und 18 Juchart. Von völlig undefinierbarer Größe sind die „Güter“: Mitunter sind es geschlossen verlehene Komplexe wie die Höfe oder Lehen, manchmal sind es auch nur einzelne Äcker und Wiesen, die dann als einzeltägige Güter bezeichnet werden.

Aber diese in den Lagerbüchern meist streng voneinander unterschiedenen Höfe, Lehen, Huben usw. wären oft nur eine

rechtliche Einheit, die lediglich bei der Verleihung noch eine gewisse Rolle spielte, manchmal aber nicht einmal mehr das: in Wirklichkeit waren die Güter oft stark aufgesplittert und befanden sich in den verschiedensten Händen. Diese Güterzersplitterung hatte jedoch nicht alle Ortschaften im gleichen Maß ergriffen: Während z. B. in Ostdorf und Truchtelfingen fast alle Güter dieser Aufteilung anheimfielen, wurden in Tieringen und Meßstetten die Güter in ihrer ganzen Größe von einem einzigen Bauern besessen. In Ostdorf z. B. war der Imenhof in 11, das Widumgut in 12, der Kelhof sogar in 17 Händen; auch die der Herrschaft Württembergs gehörenden Huben waren meist unter 2 oder 3 Bauern aufgeteilt. Aber nicht nur solche Güter, deren Größe eine Aufteilung immerhin nahelegte und rechtfertigte, wurden zersplittert, sondern mitunter auch ganz kleine: So befand sich in Truchtelfingen ein Gütlein von 7 Juchart in 4 Händen, in Onstmettingen ein Lehen von 2½ Juchart in 2 Händen. Meist werden wenigstens noch im Lagerbuch von 1560 die Güter als Ganzes aufgeführt, wobei dann nicht ersichtlich ist, wie groß die einzelnen Teilstücke waren; manchmal werden aber die Einzelteile auch schon getrennt voneinander verzeichnet.

Um sich die Verwaltung dieser aufgeteilten Güter zu vereinfachen, wählte die Grundherrschaft meist einen Träger, der die Abgaben seiner Mitinhaber einzuziehen und der Herrschaft abzuliefern hatte. War bei solchen Gütern das Geben von Handlohn üblich, so war der Tod oder der Wechsel des Trägers meist der entscheidende Zeitpunkt, an dem diese Abgabe fällig wurde. In der Regel hatte der Träger, außer daß er meist einen größeren Anteil verliehen bekam, keine sonstigen Vorteile. Eine Ausnahme war es, wenn der Träger des Burerhofes in Winterlingen, dessen Lehenherr das Kloster Beuron war, beim Amtsantritt ein „lindisch Kleid“ (Leinenkleid) und alle Jahre ein Paar Fastnachtsschweine erhalten sollte.

Diese Güteraufteilung war in der Regel durch Realteilung entstanden, d. h. durch die gleichmäßige Aufteilung des Besitzes unter die Kinder eines Bauern. Darauf weist schon hin, daß die Inhaber eines Gutes häufig den gleichen Familiennamen tragen oder als Brüder bezeichnet werden. Manchmal kommt es sogar vor, daß dem Renovator eines Lagerbuches die Zahl der Besitzer eines Gutes zu groß ist, um sie alle aufzuführen, und er dann z. B. einfach sagt: „Melchior Kemel und seine Mitverwandten“.

Nur von der Realteilung her ist aber auch die merkwürdige Gütertrennung und -zusammenlegung zu verstehen, die in Onstmettingen zu finden und gut zu beobachten ist, da dort jedes Gut seinen eigenen Namen trägt. So hatte dort z. B. Kaspar Künaz 4 Höfe, genannt Täferin, Maierhof, Schnellen Widam und Stotzersgut. Gleichzeitig bebauten aber dort auch Wolf von Astht und Heinz Vässler ein Gut genannt Schnellen Widam. Auch der Maierhof findet sich noch dreimal in Verbindung mit anderen Gütern; ähnlich ist es mit dem Stotzersgut. Hier hat also die Realteilung die alten Verhältnisse ganz gesprengt und andererseits, sofern wieder Teile mehrerer Güter, z. B. Heirat, in einer Hand zusammenkamen, neue Einheiten geschaffen, die dann aber auch ihrerseits wieder dem Teilungsprozeß verfielen.

Die Grundherrschaften suchten diese Zersplitterung, die für sie eine Aufspaltung der Abgaben, oft auch den Verlust einzelner Güter, mit sich brachte, durch das Verbot weiterer Zertrennung aufzuhalten. So hatte schon das Kloster St. Gallen befohlen, daß eine Manse höchstens in zwei Teile getrennt werden dürfe. Das württembergische Lagerbuch von 1496 bestimmt bei einem Hof in Ostdorf, den drei Brüder bebauen, daß er künftig nicht weiter „behennt“ werden (in mehr Hände kommen) solle, außer mit Wissen und Willen des Amtmannes zu Balingen. Das Kloster Margrethausen be-

stimmte für die beiden Maier seines zerteilten Hofes in Frommern, wenn dem einen sein Teil feil würde, solle der andere das Vorkaufrecht haben, damit der Hof wieder vereinigt würde; geschehe dies nicht, so solle der neue Inhaber Handlohn geben. Auf jeden Fall aber war verboten, daß ein Teil nach dem Tod seines Inhabers unter dessen Angehörigen weiter geteilt würde. Ähnliche Weisungen erließen fast alle Grundherrschaften, freilich zumeist mit nur sehr geringem Erfolg.

Die Güter wurden in den Ämtern Balingen und Ebingen gegen eine feste jährliche Gült zu Lehen ausgegeben. Als Teilbau kann man höchstens die Bewirtschaftung einiger Weinberge in Frommern bezeichnen, von denen der Herrschaft Württemberg anstelle des Zehnten der 5. Teil des Ertrags gehören sollte und an denen die Untertanen einiger umliegender Dörfer Frondienste zu leisten hatten. Urkundliche Nachrichten über den Eigenbau der Grundherrschaften finden sich, abgesehen von den St.-Gallschen-Fronhöfen in Frommern und Truchtelfingen, nicht.

Die Rechte der Mühlen

Eine gewisse Sonderstellung innerhalb der grundherrlichen Güter und Rechte, die noch kurz hervorgehoben werden soll, nahmen die Mühlen ein. Meist standen sie ursprünglich in enger Verbindung zum Fronhof, wie es von Frommern überliefert ist. Da die Mühlen meist größere Anlagen waren als die einfachen Höfe und Häuser und dazu oft noch abseits der Ortschaften in engen, tiefen Tälern liegen mußten, konnten sie vom einzelnen weder angelegt noch auf die Dauer unterhalten werden.

Die meisten Mühlen im Balingen Gebiet waren seit 1403 (in diesem Jahr kaufte Württemberg die Herrschaft Schalksburg) im Eigentum Württembergs und wurden gegen einen hohen Hellerzins zu Erblehen ausgegeben. In Frommern lieferte die Herrschaft zum Mühlenbau das Baumaterial, während die Müller vom Frondienst, den die übrigen Untertanen am Schloß in Balingen zu leisten hatten, befreit waren. Bei den übrigen von Württemberg zu Lehen gehenden Mühlen waren die Müller grundsätzlich selbst zur Unterhaltung verpflichtet; wenn jedoch das Wehr vom Wasser zerrissen oder sonst baufällig würde, sollten die Untertanen das Holz in Fron herbeiführen und es mithelfen zu legen, wofür ihnen der Müller ein Essen zu geben hatte.

Diese herrschaftlichen Mühlen zeichneten sich vor allem durch ihr Bannrecht aus, d. h. die Untertanen waren verpflichtet, in einer bestimmter Mühle ihr Getreide mahlen zu lassen; wenn sie dies jedoch nicht tun würden, so sollten sie der Grundherrschaft zur Strafe ein Pfund Heller und dem Müller der zuständigen Mühle den ihm gebührenden Lohn, der ihm entgangen war, geben. In der Herrenmühle in Balingen mußten so z. B. die Einwohner eines Viertels der Stadt Balingen, sowie die von Erzingen und Heselwangen mahlen lassen. In die Stotzinger Mühle waren die Einwohner von Geislin-

gen und halb Dürrwangen sowie später die von Dotternhausen und Roßwangen gebannt.

Das Ende der „Grundherrschaft“ im 19. Jahrhundert

Diese grundherrlichen Rechte, die in jeder Gegend Württembergs etwas anders aussahen, blieben durch die Jahrhunderte fast unangetastet bestehen, aber sie überlebten sich und paßten nicht mehr in die veränderten Zeitläufte. Besonders der Gedanke der Aufklärung von der Gleichheit aller Menschen übte an der Verfassung des Bauernstandes heftige Kritik. Man muß dabei bedenken, daß die Bauern ja auch noch durch Zehnten, Steuern, vielfach auch noch durch Leibeigenschaftsabgaben und ähnliches stark belastet waren, daß sich auch in manchen Orten, besonders in ritterschaftlichen und klösterlichen, Frondienste und grundherrliche (Willkür-) Gerichtsbarkeit erhalten hatten.

So war es eine natürliche Folge der Großen Revolution von 1789, daß in Frankreich Schluß gemacht wurde mit diesen „mittelalterlichen“ Zuständen. Aber diese Gedanken blieben nicht auf Frankreich begrenzt, sondern wanderten weiter nach Deutschland und besonders auch nach dem nahe der französischen Grenze liegenden Württemberg. Diese Gedanken kamen auch in Deutschland zum Sieg, freilich nicht in einer Revolution von unten, vom Volke her, wie in Frankreich, sondern als Revolution von oben her, d. h. durch eine Reihe entsprechender Regierungsmaßnahmen. Diese Entwicklung, die unter dem Namen „Bauernbefreiung“ allgemein bekannt ist, zog sich bei uns allerdings über mehrere Jahrzehnte hin, bis das Ziel schrittweise erreicht war.

In Württemberg war diese Bauernbefreiung besonders notwendig, aber auch besonders schwierig, da hier die buntesten Verhältnisse herrschten. Durch die „napoleonische Flurbereinigung“ hatte sich Württemberg mehr als verdoppelt. Das „neuwürttembergische“ Gebiet, zu dem in unserer Nachbarschaft z. B. Geislingen, Binsdorf, Lauflingen und Margrethausen, kurzum alle heute vorwiegend katholischen Gemeinden gehörten, hatte die allerverschiedenste Herkunft: Klosterland, Vorderösterreichisches Gebiet, Reichsritterschaftliche Gemeinden, Reichsstädte usw. gehörten dazu. Und in all diesen Gebieten war in Bezug auf die Grundherrschaft bis jetzt eine verschiedene Politik getrieben worden. So mußten die Gesetze zur Bauerbefreiung also nicht nur dem Bauern, sondern auch einer Verwaltungsvereinfachung großen Stils dienen.

Durch eine Anzahl Gesetze wurden nacheinander in Württemberg die Leibeigenschaft, die Zehnten, die Bannrechte der Mühlen und schließlich auch die Grundherrschaften aufgehoben. Die auf dem Grund und Boden lastenden Zinse und Abgaben wurden meist mit dem 16fachen Betrag abgelöst. Etwa um 1850 war das Ziel erreicht: Die Bauern waren freie Eigentümer des ihnen nun zum Eigentum übergebenen Landes.

(Schluß)

Die Schwarz-Jura-Ebenen als Siedlungsland im Wechsel der Zeiten

Von Fritz Scheerer

Schluß

Das Flurbild

Die Erwerbsgrundlagen im Schwarzjura-Gebiet waren von alters her der Ackerbau und die Viehzucht. Unser Ackerland dürfte schon von den Steinzeitbauern in der offenen Landschaft im 3. Jahrtausend v. Chr. gewonnen und geschaffen worden sein. Damals kamen Ackerbau und Viehzucht, „als Gaben des Orients Weizen und Gerste, Rind, Schwein, Ziege und Schaf und damit Milch und Brot in unser Land und wurden heimisch“ (Paret). Der Wald ist auf den

äußersten Rand der untersten Liasplatte hinausgedrängt oder in ein Gelände, das zu weit von der Siedlung entfernt ist oder in dem mittleren Schwarzjura liegt. Die Waldstücke auf den Liasebenen gehen auf spätere Aufforstungen zurück. Im gesamten Liasebiet war einst über die Hälfte der Fläche als Ackerland umgebrochen. Örtliche Industrie hat jedoch in den letzten 75 Jahren die Umwandlung in Grasland oder Wald verstärkt, wie deutlich bei Geislingen und auch bei Schömberg zu beobachten ist. Auf der Markung Schömberg ist seit 1880 das

Ackerland um 17 Prozent zurückgegangen, während das Grasland um 12 Prozent und der Wald um 4 Prozent zunahm. Bei der Neuanlegung von Waldland spielt auch eine Rolle, ob die Anbauflächen im Besitze der Gemeinden sind, denn diese Bewirtschaftung ist anderen Bedingungen unterworfen als der Privatbesitz. Die Grundformen wurden aber durchweg in der alemanischen Siedlungsperiode geschaffen, und sie haben sich trotz der zahlreich umgestaltenden Einflüsse in der Folgezeit im großen ganzen bis zur Gegenwart erhalten.

Bei der Landnahme durch die Alemannen scheint zuerst eine weitgehend freie Bewirtschaftung der Fluren geherrscht zu haben. Ursprünglich war es die Feld-Graswirtschaft, bei der ein Stück Land abwechselnd als Feld und als Grasland genutzt wurde. Auch die Markungen mögen vor 1300 noch nicht überall wie heute abgeteilt sein, da eine lockere Siedlungsweise bevorzugt wurde (s. oben Balingen). Die sog. Wüstungsmarkungen aufgelassener Siedlungen (im altwürtt. Landesteil etwa 3 000) müßten dabei berücksichtigt werden. So sind eine Reihe von Markungen erst durch das Zusammenwachsen mit den kleineren Fröhsiedlungen entstanden. Die Gründe hierfür mögen verschiedener Natur gewesen sein: Vor allem wird eine Zunahme der Bevölkerung, die straffere Regelung der Dreifelderwirtschaft und des Weidebetriebes zu einem engeren Zusammenschluß der Siedlungen geführt haben.

Ungefähr seit dem 9. Jahrhundert trat an die Stelle der freien Feldwirtschaft die Dreifelderwirtschaft. Die gesamte Flur war in 3 Zelge oder Esche (auch Ösch geschrieben) eingeteilt, in denen Winterfrucht, Sommerfrucht und Brache wechselten (in Balingen: Binsenbohl, Heuberg und „Auf Schmiden“). Die Gemengelage und das Fehlen an Wegen nötigte zum Flurzwang in diesen Zelgen, in denen jeder Bauer Besitz hatte. Die Weide war in eine Frühjahrs-, Sommer- und Herbstweide eingeteilt. Für die Frühjahrsweide stand die Brache zur Verfügung (Juni = Brachmonat). Wenn nach Pflingsten die Brachacker umgebrochen wurden, trieb man das Vieh auf die im Gemeindebesitz stehenden Weiden und nach der Ernte auf das Stoppelfeld. In Balingen liegen alle mit Weide zusammenhängenden Flurnamen östlich der Eyach.

Die herkömmliche Hauptbrotfucht des Wintereschs war das Korn, der Dinkel (*Triticum spelta*), aus der das Hausbrot des Bauern gebacken wurde (schwäbische Mehlspeisen!). Nach Gradmann sollen die Alemannen im eroberten Lande diese urheimische Feldfrucht einfach von den Vorgängern übernommen und sie für die neue Heimat so hervorragend geeignet befunden haben, daß sie 1½ Jahrtausende die Hauptbrotfucht blieb. Erst seit etwa 100 Jahren macht sich ein Rückgang spürbar, der im 2. Weltkrieg stürmisch vorwärts schritt, so daß heute der Dinkel fast ganz den Weizensorten weichen mußte und sein Aussterben, sofern nicht neue hervorragende Dinkelsorten gezüchtet werden, kaum abzuwenden sein wird. Roggen baute man nur, soweit man sein Stroh für das Garbenbinden brauchte. Der Sommeresch wurde mit Haber und Gerste angebaut. Weitere Feldgemüse waren Linsen, Erbsen, Ackerbohnen, Rübe und Mohn.

Auffallend ist in unserem Gebiet das häufige Vorkommen des Flurnamen „Heuberg“ (Balingen, Häsenbühl, Schömberg, Dautmergen), „Hebsack“ (Erzingen, Dormettingen), „Brühl“ (Endingen, Erzingen, Dotternhausen, Schömberg [Brühl]). Diese Namen sind durchweg an die ältesten Siedlungen gebunden.

Der Flurnamen „Heuberg“ dürfte darauf hinweisen, daß die Viehzucht von jeher auf anerkannt hoher Stufe stand. Das Vieh mag anfangs ganz von der Weide auf der Allmend und auf dem Brachfeld gelebt haben.

Aber schon frühzeitig muß man dem Weisenbau große Aufmerksamkeit geschenkt haben, wenn auch anfangs in ungedüngten Wiesen. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts verschwand der Weidebetrieb immer mehr, an seine Stelle trat die Stallfütterung. Diese Umstellung war notwendig geworden, da das Brachfeld vor allem dem vermehrten Kartoffel- und Kleebau weichen mußte. In einzelnen Orten konnten sich Brachacker bis vor dem 1. Weltkrieg halten. Die Einführung mineralischer Pflanzennährstoffe (Kunstdünger) hat die Entwicklung beschleunigt.

Bei der Vererbung herrscht heute zu einem großen Teil die völlige Realteilung, deren Auswirkungen auf die wirtschaftliche Entwicklung einer Landschaft nicht hoch genug gewertet werden können. Mit der Güterzersplitterung mußte die Dreifelderwirtschaft mit ihrem Flurzwang aufgelockert werden. An Stelle der alten Planwirtschaft im Feldbau trat teilweise individuelle Sonderregelung und Vielgestaltigkeit. Die Flurbereinigungen räumen vollends ganz auf. Eine über 1000 Jahre alte Ordnung im Flursystem ist in vielen Orten aufgelöst, und damit erlitt unser Flurbild die stärkste Änderung.

Der Acker und das Vieh waren der Stolz des Bauern und seine Freude, während der Garten der Frau überlassen wurde. Das Hausgärtchen mag ursprünglich recht dürftig bestellt gewesen sein. Mit „Kraut“, Möhre und Lauch scheint der Gartenkatalog erschöpft. Der mittelalterliche Bauerngarten verrät dann die welsche Abkunft schon in den Namen seiner Pflanzen und dürfte in unserer Gegend erst durch kirchliche Vermittlung bereichert worden sein.

Hanf und Flachs wurden in hervorragender Güte erzeugt, von den Bäuerinnen versponnen und in den Bauernhäusern selber verwoben. Ihr Rückgang ist durch die Weltmarktverhältnisse bedingt. Heute ist der Hanf ganz aus unserem Flurbilde verschwunden, nur noch vereinzelt wird bei Leirdingen und Täbingen Flachs angebaut. Vergebens sucht man daher im Wäscheschrank der jungen Bäuerin die selbstgesponnene und selbstgebleichte Leinwand. Das „Breckenloch“ am Dorfrand und die „Bleiche“ leben nur noch in Flurnamen weiter (Balingen). Der Hopfen, der in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine Blütezeit erlebte, da die vielen Brauereien (in Balingen 16) gute Abnehmer waren, hat sich ganz als wildwachsende Pflanze an die Wegränder und Raine zurückziehen müssen. Bei Balingen wurde in den 30er Jahren dieses Jahrhunderts der letzte Hopfen am Binsenbohl angebaut.

An den warmen Süd- und Südwestabhängen der Liaslandschaft bis zu einer Höhenlage von 600 m ist seit dem Hochmittelalter eine starke Ausbreitung des Weinbaus zu beobachten, wie uns urkundliche Nachrichten und Flurnamen verraten („Weingärten“ bei Rosenfeld, „Weinberge“ bei Frommern). 1543 zinst ein Maler Joseph in Balingen „us sinem wingarten in Engilistalen an Galgenhalden“. Auch am Balinger „Heuberg“ und an „Hangen“ ist Weinbau bezeugt, so daß 1562 Balingen „mer Zehndwein geben als Stuttgart mit synen vielen Reben“. Nach dem 30jährigen Krieg waren aber die Weingärten vernichtet, und auch bei Frommern wurde 1848 der Weinbau endgültig aufgegeben.

Der Flurnamen „Baumgarten“ auf einer Reihe von Markungen deutet darauf hin, daß schon früh dem Obstbau Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Allerdings muß es nach den alten Oberamtsbeschreibungen von Balingen (1880) und Sulz (1863) früher mehr Kirschen gegeben haben als heute, denn es wird von „Kirschenwäldern“ gesprochen. Als bedeutende Obst-Orte werden Balingen, Ostdorf, Endingen, Binsdorf, Isingen und Rosenfeld genannt. Ein Blick von unseren Bergen zeigt uns jedoch, daß heute jeder

Ort von Obstbäumen eingerahmt ist, und daß vor allem die Hänge des mittleren Schwarzwalds einen reichen Obstbaumbestand aufweisen.

Zusammenfassend stellen wir also fest, daß sich unser heimisches Kulturbild abgesehen von der Einführung und dem Verschwinden des Weinbaus seit der Karolingerzeit bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts nur wenig verändert hat. Es zeigt über die ganze Zeit das Gepräge, wie es mit viel Liebe Zeitgenossen wie Jeremias Höslin und Gottl. Fr. Rösler gezeichnet haben. Erst das 18. Jahrhundert brachte einen mächtigen Umschwung mit dem Klee- und Kartoffelbau, die Gesprächsstoff bis zu den Hoftafeln der Fürsten und Gegenstand der Erörterungen selbst von den Kanzeln herab waren.

Das Ortsbild

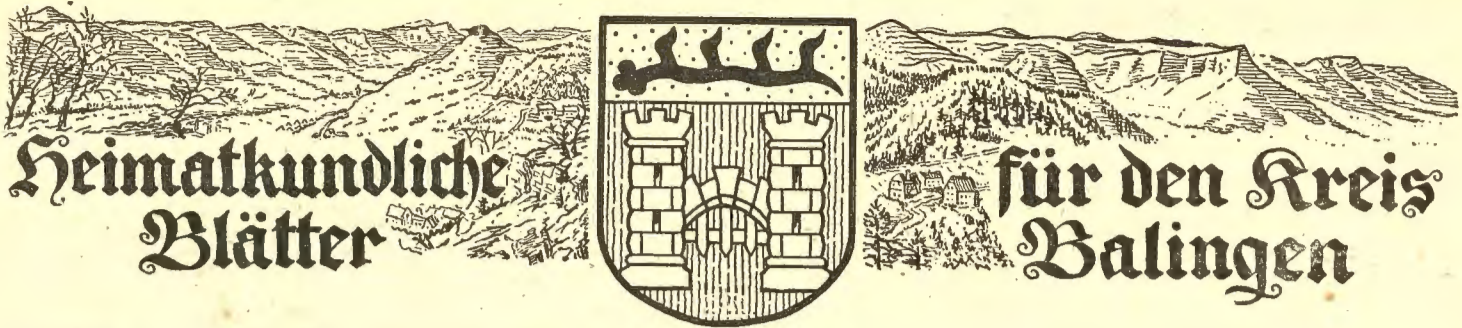
Das zähe Beharrungsvermögen in der Siedlungsweise macht sich wohl noch in den heutigen Siedlungsformen geltend. Mit Ausnahme der Städte ist das in vielen Spielarten der Einzelform auftretende Haufendorf (nach der Flurverfassung auch als Gewandorf bezeichnet) in seiner lockeren und unregelmäßigen Gruppierung die Grundform der meisten Siedlungen. Dabei ist bezeichnend die meist topographische Lage dieser Haufendörfer, die sich im einzelnen dem Gelände anpaßten. Sie haben zum Teil windgeschützte Nestlage, d. h. sie liegen im Tal (Balingen, Endingen, Erzingen, Dautmergen) sind in seitliche Nischen gerückt (Isingen) oder in muldenförmigen Vertiefungen (Geislingen, Erlaheim, Leirdingen, Dormettingen, Brittheim).

In den Hausformen ist das oberdeutsche Einheitshaus verbreitet, bei dem Wohn- und Wirtschaftsgebäude unter einem, meist stark vorgezogenen Dach vereinigt ist. Vereinzelt Abweichungen, bei denen eine Trennung der beiden Teile durchgeführt ist, stammen aus jüngerer Zeit. Der Eingang ist meist an der Traufseite, das Dach steil und geräumig, der Fachwerkbau herrscht vor. Das einstöckige, wenig geräumige Einheitshaus der Klein- und Zwerghäuser, wie es häufig auf dem „Großen Heuberg“ anzutreffen ist, findet sich nur selten. Durch An- und Aufbauten ist jedoch vielfach in den letzten Jahrzehnten die ursprünglich reine Form beträchtlich abgeändert worden.

Im 20. Jahrhundert hat sich durch das rasche Emporblühen der industriellen Erwerbstätigkeit das Siedlungsbild vielfach stark verschoben. Selbst in Gemeinden, die vor wenigen Jahrzehnten noch als rein bäuerlich galten, sind am Rande des bäuerlichen Dorfes Neuanlagen mit reinen Wohnhausformen (Ostdorf usw.) oder Neubauten meist in Streulage, ja sogar innerhalb des alten Kerns entstanden. Größtenteils ist aber Lockerheit und Weiträumigkeit ein bezeichnender Zug der Siedlungsbilder der meist einstöckigen, freistehenden Arbeiterhäuser, die von Gartenflächen umgeben sind. Die Bauformen in den Städten entsprechen der stetigen Bevölkerungszunahme, ihrer sehr mannigfachen beruflichen Gliederung, wobei die geschichtliche und die industrielle Entwicklung nicht außer Acht bleiben darf.

Wir sahen unser heimatisches Siedlungsbild, wie es durch den Boden und seine Formen, durch das Klima und die menschliche Gestaltungskraft bedingt ist und im Laufe der Jahrtausende manchen Wandel erfahren hat. Die Siedlungen und ihre Entwicklungen begünstigten die Übernahme neuer gewerblicher Produktionen und haben verändernd auf das Landschaftsbild eingewirkt, aber die Abhängigkeiten von den natürlichen Gegebenheiten ihres Raumes konnten sie nie überwinden.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Von der Werkstatt zur Fabrik

Die Anfänge des Ebinger Wirtschaftslebens

Vortrag, gehalten vor der Heimatkundl. Vereinigung im Kreis Balingen
am 21. Oktober 1957 von Dr. Walter Stettner

Zu den Zeiten des alten Römischen Reiches hatten Gewerbe und Handel auch in den Provinzen nördlich der Alpen erstaunliche Leistungen aufzuweisen. Aber seit dem 3. Jahrhundert ging diese Wirtschaftsblüte aus inneren Gründen zurück, und die Stürme der Völkerwanderungszeit brachten für unsere Lande einen Rückfall in fast reine Naturalwirtschaft. Während in Konstantinopel und anderen Zentren des oströmischen Reiches bis zu den Araberstürmen des 7. Jahrhunderts ein reiches wirtschaftliches Leben sich entfalten konnte, verfiel die Arbeitsteilung im Abendlande nahezu völlig, man wirtschaftete fast nur noch für den eigenen Bedarf. Erst nach den Einfällen der Normannen oder Wikingen, die hauptsächlich die Länder um die Nordsee und die Küsten des heutigen Frankreichs heimsuchten, und nach denen der Ungarn, unter denen besonders Mittel- und Süddeutschland und Italien zu leiden hatten, regte sich wieder lebhafteres wirtschaftliches Leben. Träger des Handels waren zunächst die Fernkaufleute, die von Frankreich nach Italien und Spanien, vom Rhein und von Friesland bis nach Schweden und Nordrußland fuhren. Aber fast gleichzeitig begann auch im Gewerbe ein erster Aufstieg. Den größten Umfang aller gewerblichen Tätigkeit erreichte im ganzen Mittelalter und noch weit in die Neuzeit hinein das Textilgewerbe. Die Gewinnung von Eisen und Salz, der Handel mit Eisenwaren, Holz, Wein, Fischen, Getreide, Pelzen u. a., das alles konnte bis zum Beginn des letzten Jahrhunderts dem Textilgewerbe und dem Textilhandel seine führende Stellung nicht streitig machen.

Das Textilgewerbe verarbeitete in Italien hauptsächlich Seide und Samt, später auch Baumwolle, nördlich der Alpen vor allem Wolle und Leinen. Seit dem 10. Jahrhundert befaßte man sich in weiten Landstrichen Nordwesteuropas mit der Herstellung von Tuch. Der Tuchbezirk reichte von Mittelengland bis nach Paris und in die Champagne. Zum Schwerpunkt des ganzen Bezirks aber wurde mehr und mehr Flandern mit Brügge, Gent und Ypern. Die Tuchhallen dieser Städte und ihre Rathäuser zeugen noch heute von der außerordentlichen Wirtschaftsblüte dieser Städte im Hoch- und Spätmittelalter. Hier wie im übrigen Tuchbezirk stellte jede Stadt, aber nicht ein einzelner Betrieb, ihre nach Maß, Farbe, Webarbeit und Preis verschiedenen Sorten her, stattete sie mit der städtischen Marke aus und brachte sie unter dem Namen der Stadt in den damaligen Welthandel, d. h. nach ganz Europa, in das Mittelmeergebiet bis nach Ägypten und Persien. Hektor Amann schreibt von einer ausgesprochenen Industrielandchaft, wo die großen Städte Tausende von Webern, Walkern und Färbern beschäftigten, wo viele kleinen Städte ausschließlich von dem einen Erwerbzweig lebten. Dadurch entstanden aber auch zum ersten Mal in der mittelalterlichen Welt

große soziale Spannungen, Probleme der Arbeitermassen, Schwankungen der Konjunktur.

Das zweite Produkt mittelalterlicher gewerblicher Tätigkeit, die Leinwand, war als Hausprodukt immer bekannt. Aber seit dem 12. Jahrhundert setzte auch hier eine Spezialisierung ein, in einigen Landschaften wurde Leinwand in großen Mengen für den Fernhandel hergestellt. Wohl der bedeutendste Leinwandbezirk ganz Europas entstand in unserer Nähe, droben um den Bodensee, von Schaffhausen und dem Thurgau bis zur Donau und zum Lech. Schwerpunkte dieser Leineindustrie waren Konstanz, St. Gallen, Ravensburg, Augsburg und Ulm. Aber auch zahlreiche kleinere Orte nahmen an diesem blühenden Wirtschaftsleben teil, so Pfullendorf, Wangen, Isny, Kempten, Memmingen usw. Ihre Rathäuser, Kirchen und Bürgerhäuser sprechen noch heute von ihrer einstigen Blüte. Am Leinengeschäft waren indessen nicht nur die Städte beteiligt, sondern auch das flache Land. Dort erzeugte man die Rohstoffe, vor allem den Flachs, der viel wichtiger war als der Hanf, und zwar Flachs in hervorragender Qualität; fremde Flachssorten waren als minderwertig verpönt. Auf dem Land wurde auch der Flachs gesponnen und dann teilweise das Garn in die Stadt geliefert. Ein Teil des Garnes aber wurde auf dem Land auch zu Leinwand verarbeitet, meist als Nebenarbeit in der Landwirtschaft, was schon damals zu einer gewissen wirtschaftlichen Krisenfestigkeit führte. Für die Bewohner der Städte kam neben der Weberei besonders in Frage, das Leinen marktfertig zu machen, es zu walken, zu bleichen und zu färben. Die Kaufleute der Stadt besorgten die Farbstoffe, vor allem übernahmen sie den Vertrieb der Waren. Vielfach schlossen sie sich in Gesellschaften zusammen, von denen die große Ravensburger Handelsgesellschaft die bekannteste ist; Otto Rombach hat das Leben und Treiben dieser Kaufleute in seinem Roman „Der junge Herr Alexius“ auch dem Laien nahegebracht. Die Kaufleute der Ravensburger Gesellschaft traf man in Avignon, Barcelona und Lissabon, in Rom und in Venedig, in Lübeck, Danzig und Reval, in Leipzig, Prag und Krakau. Seit dem 14. Jahrhundert pflegte man im nördlichen Teil des Leinwandbezirks, insbesondere in Augsburg und Ulm mehr das Geschäft mit Barchent, einem Mischgewebe aus Leinen und Baumwolle; diese Leinwand wurde von den Kaufleuten aus Oberitalien geholt. Der Barchent wurde, beispielshalber, für die Fugger in Augsburg das Sprungbrett zu ihrem einzigartigen Aufstieg. In den Leinwand- und Barchentstädten um den Bodensee kam es dadurch zu einer Anhäufung von Kapitalien, wie man sie sonst in Deutschland nirgends mehr traf. Die großen Kaufleute in Konstanz und Ravensburg, in Ulm und Memmingen, mit der Zeit aber vornehmlich in Augsburg, verfügten über die größten deutschen Vermö-

gen jener Zeit, z. B. die Muntprat in Konstanz zu Anfang des 15. Jahrhunderts und die Fugger in Augsburg ein Jahrhundert später. So stellte der Industriebezirk um den Bodensee damals eine wirkliche Wirtschaftsmacht dar, die etwa den gleichen Rang besaß wie der Bund der Hansestädte an Nord- und Ostsee von Brügge in Flandern bis hinauf nach Riga und Reval.

Ich habe Ihre Geduld auf eine lange Probe gestellt, meine sehr verehrten Damen und Herren, denn unwillig mag mancher schon lang gedacht haben, was das alles denn mit Ebingen zu tun habe. Nun, ich stelle die Gegenfrage: Warum soll Ebingen nicht damit zu tun haben? Es liegt doch einigermaßen nahe zu fragen, ob nicht auch unsere Stadt an diesem blühenden Wirtschaftsleben Oberschwabens Teil hatte. Und so habe ich da und dort nach Zeugnissen für eine solche Teilnahme gesucht. Aber alles suchen war vergebens. Hier und in den Staatsarchiven Stuttgart und Ludwigsburg sind keine Akten über das Ebinger Wirtschaftsleben des Mittelalters vorhanden; aber auch die Akten der großen Ravensbörger Handelsgesellschaft und die Nordlinger Messe erwähnen Ebingen nicht. In Konstanz wird ein einziger Ebinger Leinenhändler namens Datt im Jahre 1530 genannt. Eine kleine Genugtuung wollte es mir bedeuten, als ich fand, daß unser Bürgermeister im Jahr 1443 zu der geplanten ersten Ulmer-Messe eine Einladung erhalten hat, aber bei genauerem Zusehen stellte sich heraus, daß damals fast alle Städte unserer Gegend eingeladen wurden, davon auch Sigmaringen, Veringen, Hettlingen usw. Damit läßt sich also auch kein Staat machen; wir müssen bescheiden zugeben, daß Ebingen bis 1500 wirtschaftlich nur für den engsten Bezirk der Umgebung Bedeutung hatte. Und wenn die älteren Ebinger sich noch an unser altes, schmalbrüstiges und schmuckloses Rathaus erinnern und damit etwa die Rathäuser Isnys oder Wangens vergleichen, von Konstanz, Augsburg oder Ulm ganz zu schweigen, so bestätigt das nur den Aktenbefund, daß Ebingen an dem regen Wirtschaftsleben des Bodenseesgebiet im Mittelalter keinen Anteil hatte.

Wir werden uns also, was die fernere Vergangenheit anbelangt, bescheiden müssen. Erst vor 200 Jahren gewinnt unsere Stadt durch ihr Gewerbe eine namhafte Bedeutung, während es als Viehhandelsplatz schon vor 300 Jahren von Bauern und Händlern aus 30—50, ja vereinzelt 80 bis 100 km Entfernung aufgesucht worden ist. Sehen wir uns nun im Ebinger Gewerbe um, so sind auch hier die Tuchmacher vertreten. Im Jahr 1725 wurde ihnen eine eigene Lade (also Zunft) bestätigt, bei der sie, wie es in der Urkunde heißt, ungehindert schon 80 Jahre geblieben seien. Die hiesige Tuchmacherzunft bestand also mindestens schon um 1645, somit schon am Ende des 30jährigen Krieges. Der Handel dieser Tuchmacher ging 1725 mehr nach dem Aus- als nach dem Inland. Freilich braucht uns da nicht gleich die Brust vor Stolz zu schwellen, denn Ausland waren damals nicht bloß Paris und Mailand, sondern auch Lautlingen und Straßberg, Rottweil und Sigmaringen. Das hiesige Produktionsprogramm umfaßte Tuche, Fries, Loden und Futtertuche, sicher

billige Sorten, mit denen man am ehesten konkurrieren konnte; die Verdienste waren sehr bescheiden.

Beträchtlich wichtiger als die Tuchmacherei war hier im 18. Jahrhundert ein anderer Zweig der Wollverarbeitung, die Zeugmacherei. Mit ihr ist besonders eng die Familie Schmid verbunden. Als 1686 bei einer Generalzusammenkunft des Zeugmacherhandwerks in Stuttgart beschlossen wurde, für die württembergischen Ämter im Südwesten des Landes von Ebingen bis Hornberg im Schwarzwald und von Tutlingen bis Dornstetten und Freudenstadt eine Partikularlade der Zeugmacher mit dem Sitz in Balingen zu errichten, da wählte man den 31jährigen Andreas Schmid von Ebingen zum Viertelsmeister, also modern ausgedrückt zum Innungsoberrichter für diesen Bezirk. In einem Steuerregister von 1719 wird dieser Andreas Schmid mit seinem Handwerk, zu dem allerdings auch eine Färbe, Presse und Walke gehörten, am höchsten von allen Bürgern, nämlich mit 700 fl. veranlagt, es folgen sein Sohn Johann Jakob Schmid mit 600 fl., dann zwei Kaufleute mit 600 und 400 fl. und dann zwei Rotgerber mit je 275 fl. Der eben erwähnte Hans oder Johann Jakob Schmid scheint sich besondere Verdienste um die Zeugmacherei erworben zu haben, denn er wird von seinen Enkeln als deren eigentlicher Begründer bezeichnet. Er durfte 1729 eine eigene Pferdewalke, Mang und Färbe am Grüngraben errichten; dieses Farbhaus ist erst 1953 dem Bau des Hallenbades zum Opfer gefallen. Kurz nach 1750 hat dieser Johann Jakob Schmid zusammen mit seinen vier verheirateten Söhnen eine Sozietät zur Herstellung und zum Vertrieb von Wollzeugen begründet, bei der wohl die bekannte Calwer Zeughandelscompagnie Pate gestanden hat. Sie beschäftigte den größten Teil der hiesigen Zeugmacher, deren Zahl mit 40 angegeben wird; diese arbeiteten also im Lohn für die Schmidtsche Compagnie, die damit der erste namhafte Unternehmer unserer Stadt gewesen ist. Sie gab außer den Zeugmachern noch zahlreichen anderen Menschen Arbeit, vor allem Frauen und Kindern, die die Wolle zu kämmen, zu spinnen hatten usw. Nach einer Schätzung des damaligen Amtmanns Andler bezahlte die Zeugfabrik allein für das Wollespinnen jährlich 1800 bis 2000 fl. So muß in den Häusern der Schmid ein reges Leben geherrscht haben: Die Frauen mit ihrer Wolle und die Zeugmacher mit ihrer fertigen Ware wurden erwartet, man prüfte diese auf ihre Qualität, es wurde gewogen und gemessen, ehe Männer und Frauen ihren Lohn und gleichzeitig neue Rohstoffe zur Verarbeitung mitnehmen durften. Die Schmidtsche Compagnie hatte dann zwei Aufgaben, erstens die Ware vollends marktfertig zu machen, vor allem durch das Färben; in den 50er- und 60er-Jahren werden in den Kirchenbüchern und anderen amtlichen Dokumenten die Angehörigen der Familie meist als Schönfärber oder als Zeugmacher und Schönfärber bezeichnet; das Schönfärben war in jedem Fall das Ungewöhnliche. Was für Farben sie verwendet haben und woher sie diese bezogen haben, darüber hat sich bisher nichts ermitteln lassen, und darum wissen wir auch nicht, welche Farben von der damaligen Mode bevorzugt wurden; sicherlich wechselte diese nicht so rasch wie heutzutage. Die andere Aufgabe der Compagnie bestand im Absatz der Waren. Fast die gesamte Produktion wurde nach auswärts verkauft. Ein Teil wurde von den Knechten auf die großen Frachtwagen geladen und nach Calw transportiert, wo die dortige Compagnie Abnehmer für die Schmidtsche Ware gewesen ist, welche Märkte und Messen die Schmid besucht haben entzieht sich bis jetzt unserer Kenntnis. Schon damals gab es starke Schwankungen in der Konjunktur; so waren die Jahre 1752 und 1753 schlecht, so daß viel auf Lager gearbeitet

werden mußte; in den beiden folgenden Jahren dagegen zog das Geschäft an, ja, weil sich damals unter der einfachen Bevölkerung das sogenannte Flormachen sehr rasch verbreitete, wurden hier die Arbeitskräfte knapp. Was tun da die Schmid? Sie geben Arbeit auch hinaus in die Dörfer der Umgebung. So wurden schon vor 200 Jahren der Talgang und der Heuberg wirtschaftlich an Ebingen gebunden, wie es bis zum heutigen Tage geblieben ist. Indessen war der Mangel an Arbeitskräften weit seltener als das Gegenteil; die Sorge um Arbeits- und damit um Verdienstmöglichkeit für die Bevölkerung der Stadt und darüber hinaus des ganzen Bezirks spielt nicht bloß bei den Arbeitgebern, sondern auch bei der Stadtverwaltung und beim Pfarramt eine wichtige Rolle. 230 Personen, die mit Arbeit versehen werden wollten, meldeten sich damals bei einem sogenannten Durchgang, und Amtmann, Bürgermeister und Pfarrer wa-

ren froh, wenn sich die Leute nicht auf die Stiftungen, wir würden sagen, auf die Wohlfahrtspflege verließen, sondern sich mit aller Hartnäckigkeit nach Verdienstmöglichkeiten umsahen, so sehr, daß der Amtmann klagt über dieses so rohe und unbotmäßige Volk, das „sich absolut in keine Ordnung und Schranken setzen, sondern eben allein nach seinem Gefallen, Sinn und Vorhaben, handeln und partout reussieren“ wolle. Viel aber sahen schon damals ihr Heil in der Auswanderung, die man nicht gern duldet; der Pfarrer Volz, der sich sehr für die Armen einsetzte, meinte dazu, der Mangel, etwas verdienen zu können, hat seit 10 Jahren viel Hausarme veranlaßt, sich von den Neuländern anwerben und sich damit verlocken zu lassen, daß es dorten überflüssig zu arbeiten und zu verdienen gebe, daß sie in Americam und damit in ihr größtes Unglück und Verderben gezogen.

Fortsetzung folgt.

Volksnamen unserer Pflanzen

Von Fritz Scheerer

Die volkstümlichen Namen, welche unsere Pflanzen teilweise führen, sind nicht das Ergebnis einer verstandesmäßigen Reflexion, sondern ein Zeugnis der sinnigen Naturauffassung unserer Vorfahren, die ihre ästhetischen Empfindungen oder frommen Gefühle in die Natur hineinlegten. Oft ist mit wunderbarer Schärfe der Beobachtung einem Naturwesen das Charakteristische seiner Erscheinung oder seiner Lebensäußerungen abgelauscht und in dem Namen wiedergegeben. Nicht selten ist die frühere Bedeutung im Haushalt des Volkes, in seinen Sitten und Gebräuchen niedergelegt oder ist zum Ausdruck gebracht, wie diese und jene Pflanze von den Vorfahren heilig gehalten wurde, wie diese oder jene ein Symbol der Freude, der Trauer, der Treue, der Unschuld usw. war, während eine andere ihnen als Abbild und Zeichen sittlicher Verwerflichkeit galt.

Von Geschlecht zu Geschlecht haben sich diese Volksnamen bisher weitervererbt, lebten sie, wenn auch in mannigfach veränderter Gestalt, im Volke fort. In dem wilden Getöse unserer aufgeregten Zeit drohen aber heute diese lieblichen Stimmen zu ersticken. Damit nun dieses Erbe der Väter, das so manches Goldkorn sinniger und humorvoller Naturbetrachtung enthält, nicht verloren geht und auch heute noch aus den Wurzeln einer alten Vergangenheit das schaffende Walten und Weben in der Natur sprießen, wollen wir in folgendem zur Förderung sinniger Naturfreude, zur Bereicherung und Vertiefung der Biologie in Haus und Schule die Volksnamen unserer Pflanzen festhalten.

Den Reigen führt der H ä s e l s t r a u c h an, der seine Blütenkätzchen, die „Würstchen“ teilweise schon im Februar im Winde schaukelt. Ihm folgen in kurzem Abstand die silberweißen, wolligen Kätzchen, die „Märzen“- oder „Palmkätzchen“ der S a h l w e i d e, die von zahlreichen Bienen und andern Liebhabern des Bienenhonigs umschwärmt werden. In aller Zurückgezogenheit und Verborgenheit verbreitet das Veilchen, das „Märzaveigele“ zwischen diesen unbelaubten Hecken wundervollen Duft, das nach altem Glauben unter den Tritten der Frühlingsgöttin emporgesprossen und aufgeblüht ist. (Der Name Veilchen vom lat. Viola; Blume der Nymphe Jo). In der zarten Farbe des Frühlingshimmels erstrahlen die B l a u s t e r n e (Scilla bifolia), die „Märzableamle“ und die milchweißen Blüten des „Märzglöckle“ (S c h n e e g l ö c k c h e n). Andere Künder des Frühlings, die das Volk auch größtenteils nach der Blütezeit benannt hat, leuchten uns mit ihrem Gelb vom nahen Waldrand entgegen. Gläubig dem ersten Wink des Himmels gehorchend (Lenau), eilen die echten

Schlüsselblumen, die „Mädlesbadenska“ oder „Kreuzbadenska“, mit ihren dottergelben, wohlriechenden Blüten dem Frühling entgegen. Die hohen Schlüsselblumen, die „Buebabadenska“, haben sogar ihre schwefelgelben, geruchlosen Kronen etwas früher geöffnet. Ihren volkstümlichen Namen haben die Primeln von der früheren Benennung Betonica — eigentlich sollte es aber Vettonica heißen, da die Vettonen in Spanien sie als Heilmittel verbreiteten. Im Volke ist der Name „Badenska“, der auch stets in alten Kräuterbüchern wegen der Ähnlichkeit der Blätter zu der Betonie vorkommt, erhalten geblieben.

Immer noch stehen Baum und Busch kahl, aber die Knospen schwellen zusehends. Immer mehr „Sommervögel“ (Schmetterlinge) wagen sich in den Waldgrund, aus dem in der Frühlingssonne gleich lachenden Kindergesichtern der Blütschnee, zuerst purpurn mit gesenktem Köpfchen, die B u s c h w i n d r ö s c h e n (Anemone nemorosa), die „Schnaikäthra“ oder „Kopfwaihbloama“, erstrahlen. In kleineren Gruppen tritt am Waldrand die gelbe Anemone, das „Goldhähnle“, auf. Um die Osterzeit erregen auf dem dünnen Boden unserer Berge, wo ringsum noch alles tot erscheint, die „Osterglocke“ oder „Hairaschlaufa“, die K ü c h e n s c h e l l e n durch die Pracht und Vollkommenheit ihrer Glocken das Entzücken jedes Beschauers.

Im Glanz der Maisonnette sind unter dem noch durchsichtigen Blätterdach die zierlichen Blütenglöckchen der echten M a i b l u m e, der „Maiglöckle“ oder „Maile“, ein besonderer Schmuck. Inzwischen ist das Grün zwischen den auf dem Boden liegenden vertrockneten Grasbüscheln der Schafweiden hervorgebrochen, und die weißen oder purpurnen Blütentrauben der „H i m m l f a h r t s b l e a m l e“ (Gnaphalium dioecum) öffnen sich. Seit alter Zeit ist das Himmelfahrtsfest ein besonders festlicher Frühlingsdonnerstag. Pflückte man die Blume am Himmelfahrtstag vor Sonnenaufgang, so hatte man in den daraus gewundenen Kränzchen, die man in Stuben und Ställen aufhing, ein sicheres Mittel gegen den Blitz. In den Ritzen und Spalten altergrauer Felsen, auf vorspringenden Felsköpfen verbreitet die F e l s e n n e l k e (Dianthus caesius), das „Pfungstnägele“, mit seinen duftigen Sträußen im Mai und Juni köstlichen Duft.

Ist die Zeit gekommen, in der es „kitzbohnelet“, blühen auf feuchten Wiesen die leuchtend rosenroten K u c k u c k s n e l k e n, die „Wetter“- oder „Donnertnägele“, mit ihren zerschlissenen Blütenblättern, die vielleicht an zuckende Blitze erinnern mögen. Als Heilmittel gegen Brustleiden wird vor allem ein Tee von der an Wegrändern

wachsenden gemeinen Schafgarbe, dem „Garbakraut“, geschätzt, das in der Zeit der Ernte blüht.

Viele Pflanzen haben ihren Namen von der Blütenfarbe oder von der Blütenform erhalten. Kaum sind Bach und Strom vom Eise befreit, so breitet an ihren Ufern die Sumpfdotterblume, die „Dodderbloam“ oder „große Schmalzbloam“ ihre saftigen Blätter aus und bietet ihre glänzend dottergelben Blütenschüsseln den Insekten dar. Etwas abseits steht ihr Vetter, der scharfe Hahnenfuß, die „Butterbloam“ oder „Schmalzkachel“, mit ebenfalls fettglänzenden, goldgelben Blütenblättern und dazwischen eingemengt die Trollblume, die „Rolla“, da ihre Blüten an die Schellen des Pferdegeschirrs erinnern. Am sonnigen Wassergrabenrand gedeihen das gewöhnliche Lungenkraut, die „Guler“ (Farbel), mit den borstigen Blät-

tern und Blütenstielen und zuerst roten, dann blauen Glöckchen, die kugelförmigen blauen Blütenstände einer Rapunzel, der „bloa Taubakröpf“, und die nickenden gelben, außen rot überlaufenen Blüten der Bachnelkenwurz, der „Sametschüahle“, mit ihren zarten Samtpelzchen und eine Ehrenpreis-Art (Bachbunge), die alle wegen der Unbeständigkeit, der Katzenfalschheit, der leicht abfallenden Blütenkronen „Katzäugle“ genannt werden. Allmählich legt sich jetzt ein weißer Schleier über Wiesen und Ufer, der aus den weißumrandeten Blüten der Wucherblumen („Margritchen“ oder große Gäsbloama“) gewoben ist und duftig von den blutroten Sternen der roten Lichtnelke, den „Bluetnägle“, und den blauen Glocken der Glockenblume („Fingerhuet“, auch in Kinderliedern so genannt) durchbrochen wird. (Fortsetzung folgt).

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Gesammelt von Dr. Hermann Bizer, Rosenfeld

Nr. 2 Bickelsberg

Sitte und Gebrauch

a) im Jahreslauf

Im Brauchtum tritt der früher am Heiligen Abend übliche Pelzmärkte heute kaum noch auf. Das Neujahrsingen der Kinder in den Hausgängen ist noch üblich, dagegen nicht mehr das Pfeffern. Am Sonntag nach der Fastnacht ist noch das Fackelfeuer auf der „Harteagad“ (Gewann Hartegert) Brauch. Sonst allgemein bekannte Bräuche sind die Heukatz, Sichelhenke und Kilbe. Vom Fackeltag hat sich hier noch das Fackelfeuer erhalten. Fackeln aus Kienholz werden am Fackelfeuer entzündet. Die Schulkinder haben dabei das Recht zu rauchen. - Der Flurname „Scheibenrain“ erinnert noch an diesen alten Brauch.

„Palmesel“ heißt, wer am Palmsonntag zuletzt aufsteht.

Wer an Pfingsten als letzter im Hause aufsteht, ist der „Pfingstreck“. Für ihn lautet ein Spottvers:

Pfingstreck hot Ärscha gressa,
hot sei' Vieh im Stall vergessa!

In der Nacht auf den Pfingstsonntag werden den Leuten allerhand Possen gespielt, Gartentüren und Läden ausgehängt und versteckt usw.

b) im Lebenslauf

Bei Taufen wird geschossen. Zur Taufe trägt die Taufpatin das Kind in die Kirche. Dort nimmt der Taufpate ihr das Kind ab und hält es vor den Pfarrer. Danach nimmt es die „Dote“ wieder und trägt es heim.

Bei einer Kindsleiche trägt die „Dote“ die kleine Bahre auf dem Kopf zum Friedhof (noch geschehen 1952, allerdings war die „Dote“ aus Leidringen).

Bei Hochzeiten ist das „Vorspannen“ noch manchmal üblich. Der Weg wird dem aus der Kirche kommenden Hochzeitszug von Kindern durch ein Band versperrt, bis ihnen Geld zugeworfen wird.

c) in Haus und Feld

Das „Stupfen“ nach dem Schlachten ist hier noch üblich. Als Bettler verkleidet, mit einem Hafan oder Eimerlein an einer Stange, klopft man abends nach Einbruch der Dunkelheit an das Fenster und sagt dazu ein Verslein:

Mr bittad om da kleina Maga
da graoßa köonna mr au vertraga!

oder

Mr bittad am da vorgera Fuaß,
da hendra neama mr auz drzua!

Die Sprüchelein können auch auf einem Zettel ins Gefäß gelegt werden.

Im Herbst höhlen die jungen Burschen gerne Rüben aus, schnitzen ihnen ein Gesicht und stellen Kerzen hinein. Der „Rübengeist“ wird auf einer Stange befestigt und damit bei Einbruch der Dunkelheit den Leuten Angst gemacht.

tern und Blütenstielen und zuerst roten, dann blauen Glöckchen, die kugelförmigen blauen Blütenstände einer Rapunzel, der „bloa Taubakröpf“, und die nickenden gelben, außen rot überlaufenen Blüten der Bachnelkenwurz, der „Sametschüahle“, mit ihren zarten Samtpelzchen und eine Ehrenpreis-Art (Bachbunge), die alle wegen der Unbeständigkeit, der Katzenfalschheit, der leicht abfallenden Blütenkronen „Katzäugle“ genannt werden. Allmählich legt sich jetzt ein weißer Schleier über Wiesen und Ufer, der aus den weißumrandeten Blüten der Wucherblumen („Margritchen“ oder große Gäsbloama“) gewoben ist und duftig von den blutroten Sternen der roten Lichtnelke, den „Bluetnägle“, und den blauen Glocken der Glockenblume („Fingerhuet“, auch in Kinderliedern so genannt) durchbrochen wird. (Fortsetzung folgt).

Volksgläube

Karfreitag: Wenn man am Karfreitag flicht, verfolgt einen das Donnerwetter das ganze Jahr. - Wenn man in der Karwoche wäscht, so stirbt einem in demselben Jahr der Mann. - Wenn man am Karfreitag trinkt, so hat man das ganze Jahr Durst.

Die Leute glaubten früher, im Britzheimer Tal sei Eulenspiegel begraben. Die Dorfbewohner mußten jedes Jahr dort an einer bestimmten Stelle einen Korb voll Erde hinschütten. Daraus entstand ein Hügel, der heute noch zu sehen ist und „Eulenspiegel“ heißt.

Vom Vöhringer Schlöble ging ein Weg nach Haarhausen, das als Siedlung der Sage nach dem 30jährigen Krieg abgegangen sein soll. Da die Toten auf diesem Weg auf den Friedhof von Haarhausen gebracht wurden, heißt er das „Totenwege“. Die Britzheimer Flur heißt Schlöble. Ein unterirdischer Gang soll zu dem gegenüberliegenden „Burgstall“ geführt haben, wo noch Ruinen zu sehen seien. Im Keller im „Schlöble“ haben früher Leute, die zu Hause keinen guten Keller hatten, ihre Kartoffeln über den Winter eingelagert.

Die Siedlung Britzheim soll ursprünglich nur aus 3 Häusern bestanden haben.

An der Landstraße („Struotgaß“) seien früher Geister umgegangen, weil sie Marken versetzt hatten. Auch im Schlöble soll es früher nicht geheuer gewesen sein.

Sprachgut

Host faul Holz em Sack? (zu einem der zwecklos herumsteht). D' Katz derf a neub Schiertoar a'gucka, no derf ma di au a'gucka! (Wenn einer den andern anschaut und dieser fragt: Worom guckst me so a?)

Frage: Host gessa? Antwort: Ond dazua gessa! Ist a Oale, ist a Hea'le.

Zur „Heukatz“ werden Küchle gebacken. Wirft man im Heuet den Wagen um, so sagt man mit Anspielung darauf: Jetzt geit's Aufrichtküchle!

Nr. 3 Binsdorf

Sitte und Brauch

a) im Jahreslauf

An der Fastnacht findet ein Umzug statt (nachmittags um 2.00 Uhr). An der Spitze marschiert ein Festreiter und die Musik. Kinder, Ledige und Erwachsene, maskiert oder mit bemalten Gesichtern nehmen daran teil. Hernach Wirtshausstreiben.

b) im Lebenslauf

Taufe. Früher wurde beim Kirchgang mit Pistolen geschossen. Die „Dote“ mußte den Schießern ein Fäßle bezahlen.

„In's Kindbett bringen“: Die Dote mußte acht Tage lang jeden Tag Essen bringen, hernach andere Verwandte und Bekannte

(bis zu drei Wochen). Der „Döte“ hat dem Kind 3 Mark unter das Kissen gelegt.

c) in Haus und Feld: Hausbau

Scheunen haben gern aus Stein gehauene Pfosten mit übergelegtem Querbalken aus Holz. Verschiedentlich finden sich Reben an der Vorderfront der Häuser.

Volksgläube

Über die Erbauung der St. Loretto-Kapelle geht folgende Sage: „Ein Feldschütz aus Gruol (Kaspar Seeger) denunzierte, ein Bürger habe eine Zehntgarbe gestohlen, worauf der angebliche Dieb in Haigerloch eingesetzt wurde und daselbst im Gefängnis starb. Der Denunziant beichtete später, daß er diesen Mann aus Rache verleumdet habe, worauf ihm der Geistliche erklärte, daß er ihn nicht absolvieren könne und schickte ihn zum Papst, der ihm aufgab, er müsse eine Kapelle bauen und die Mittel hierzu betteln. Hierauf in die Heimat zurückgekehrt, nahmen ihn seine Bürger nicht auf und vertrieben ihn, worauf er nach Binsdorf kam und seine Aufgabe ausführen durfte. Auf diese Weise entsand im Jahr 1601 die Kapelle auf dem sogenannten Kesselberg; der Stifter selbst blieb als Einsiedler bei der Kapelle und starb daselbst. Sein Bild ist in der Kapelle aufgehängt.“

Sprachgut

(Mehrere Hausinschriften)

Auf Gott vertraut und fortgebaut,
dann wirst du schon erfahren,
warum die Fehljahre waren.

Hier brach das Feuer aus,
der Sturm trieb durch die Gassen,
Gott behüte dies Haus,
die Stadt und die Insassen.

Wer will haben gut Gemach,
der bleib unter seinem Dach.

Jeglicher Wanderer, froh gegrüßt,
trete hier ein.

Könnte der Herr es nicht selbst,
Christus, der Wanderer sein?

(Sprichwörter)

Wenn dr Mensch koa Plog hot, suacht r oane.
Dr Mensch muaß veil durmacha, no koane Ofarohr.

Wist nom, do ist 's Hart' aus.

In Gruol sagt man:

Dr ist so dürr als dr Baesdorfer Hergad.
Raote Hor ond Bohnastecka, wased uf koam guata Flecka.

Ema ond Schof, leg de nieder ond schlof!
Aber it z'früh ond it z'spot, as dr's it vergoht!

'S Fische ond 's Jaga sei no besser, d Hosa weare nässer.

Für die Binsdorfer gilt in der Umgebung der Spottname „Römer“, wohl mit Beziehung auf ihre katholische Konfession.

Nr. 4 Bitz

Sitte und Brauch

a) im Jahreslauf

Von den alten Bräuchen ist nicht mehr viel lebendig. Schon Scheu (Ortschronik von Bitz, 1910) schreibt: „... was vor 50 Jahren noch gang und gäbe war, verlacht man heute und schüttelt den Kopf über die altmodischen Leute.“

An Silvester gingen einst Erwachsene Leute in den Häusern herum und sangen im Hausgang folgenden Vers:

Wir wünschen Euch ein neues Jahr,
Heut diesen Tag und immerdar

Gesundheit, Glück und Segen.

So gehen wir von Zeit zu Zeit,

Von Jahr zu Jahr der Ewigkeit

Und dem Gericht entgegen.

Menschenkinder laßt uns beten hier auf Erden,

Daß wir droben unsern Heiland können loben.

Am Karfreitag legte man früher als Mittel gegen das Gliederreißen ein Ei in einen „Klemmerhaufen“ (Ameisenhaufen).

Am 1. Mai fand das „Eierlesen“ statt. Le-

dige Burschen gingen im Dorf herum und sammelten Eier, die ihnen geschenkt verabreicht wurden. Sie wurden in eine Wanne mit Spreuer getan, dann in zwei Reihen auf dem Boden auseinandergelegt. Während nun ein Bursche „zum Kreuz“ (Hermannsdorf zu) springen und ein Stück Holz von dorthin zurückbringen mußte, hatten zwei andere die Aufgabe, die ausgelegten Eier wieder möglichst unversehrt in die Wanne zu legen, bis der Läufer zurückkam. War dieser zur Stelle, ehe das Zusammenlesen beendet war, so gehörten ihm die Eier, kam er später, so fielen sie den andern zu.

Am Tag vor Himmelfahrt muß man Setzbohnen stecken; dann gedeihen dieselben am besten.

Peter ond Paul, dia neahmed anand am Aohr;
Dr Paulus keit da Petrus d' Steaga na,
Dr Petrus schreit: U je, mei' Aohr ist a!

b) im Lebenslauf

Auf die Werbung nahm man früher den „Götte“ und ein paar Freunde mit. Gab der Vater der Braut das Jawort, so trank man den „Bräutlauf“. Hierzu lud man die nächsten Verwandten ein.

Die Braut und zwei Gespielen luden zur Hochzeit ein. Sie trugen ein rundes „Grättele“ bei sich. In den Häusern der Verwandten

erhielt die Braut überall Brot, dazu von manchen eine „Flaßdock“.

Volks Glaube

Als Unglückstag galt der Karfreitag: „Do gaod d' Hexa“; auch der 1. März — Wenn die Kinder „so bald lachad, no stearbad se“. — Am Hochzeitsmorgen soll die Braut vor der Trauung nicht aus dem Haus.

Auf der Markung Bitz befindet sich der Hohle Felsen, eine Höhle, die in andere sieben Höhlen führen soll, deren Eingänge jedoch nur dem „Hohlenfelsenmännlein“ bekannt gewesen sind, das die Höhle als sein Eigentum betrachtete, weil es darin wohnte. Das Männlein soll auch die drei alten Linden bei der Neuen Hülb gepflanzt haben, die heute unter Naturschutz stehen.

In der Flur „Steinernes Kreuz“ steht heute noch ein altes Feldkreuz. Dort soll einst ein Jude umgebracht worden sein.

Sprachgut

Kotz Stroßbearg ond Weiterlenga! — Im Februar: „S ist halt Horneng, do könnt dr Luft zua ma Näberloch an Scheffelsack vool Schnae neiweha“. — Dees ist länger als dr Tag a Johanne (wenn etwas sehr lange dauert) — Wenn no d' Kilbe wär ond schau drui schluag!

Fortsetzung folgt.

Joseph Freiherr von Eichendorff

Zum 170. Geburtstage

Schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort.

Ob dies noch Kunst sei oder nicht am Ende schon wieder Natur, fragte verwundert Friedrich Schlegel nach der Lektüre von Versen Eichendorffs, und so empfindet wohl auch heute jung und alt diesen Dichter, der mehr ist als „der letzte Ritter der Romantik“. Eichendorffs Werk ist ein Bekenntnis zum ewigen Herrn der Geschichte, zu Gott und seiner Gnade; es ist ein Bekenntnis zur angestammten Vätererde und zum deutschen Volkskörper. Aber Eichendorff flüchtet nicht wie die anderen Romantiker in eine Vergangenheit, er läßt das Versunkene auferstehen im Hinblick auf das Zukünftige und den Weg dahin und jedes Ding, das er in seiner poetischen Aussage verwendet, hat seinen zugeordneten Platz. So bezieht er das Wunderbare, nicht das Unberechenbare, ein in seine Lebenswelt von geschlossener Ganzheit, in sein festgefügtes Weltbild. Eichendorffs Werk ist damit Wegweiser für uns zu vielfach verschütteten Bereichen, zu den Quellen des Glaubens und der Heimat, zum verpflichtenden Erbe.

Mit Eichendorff ist, urteilt der Literaturhistoriker Josef Nadler, die Romantik als geschichtliche Bewegung vollendet, mit ihm beginnt sie das zweite fortwirkende Leben der ruhenden Vergangenheit. Sein Werk pflegt das Lebenskräftige im romantischen Bestande, das Naturbild wird bei ihm Landschaft, gezeigt im Rundblick und in wechselnder Beleuchtung, in seiner Lyrik offenbart sich Entfaltung und Entwicklung. Mit seiner Dichtung einfach-lauter-verträumten Tönen findet er zur zeitlosen Gestaltung dessen, was sehnsüchtig und geheimnisvoll in der Urtiefe des menschlichen Gemütes lebendig ist. Eichendorff ist ein sehr eigenpersönlicher Rufer in die Zeit, ein wacher Beobachter und fast seherischer Kritiker von Strömungen, der als Zeuge göttlichen Ordnungsgefüges schafft.

Eichendorff ist nicht bloß der Sänger der schlesischen Wälder — durch alle Schöpfungen des Dichters zieht sich die heimatliche Verwurzelung im oberschlesischen Kindheitsparadies Lubowitz — oder der Herrlichkeit des alten Danzig, er verleiht in seinem Lied und seiner Erzählung den Dingen selber ihren Klang. So rührt er mit seinen ein-

fachen Worten, aus der Wirklichkeit seines heimatlichen Landes, von der ihn tragenden und bindenden Welt, in innerlich kraftvoller Einheitlichkeit an das Wesen der Dinge. So ist es nicht Traumwelt, nicht Fernwelt, sondern die Heimat, unsere Welt, die uns anspricht.

Joseph Freiherr von Eichendorff wurde am 10. März 1788 im oberschlesischen Schloß Lubowitz, eine Stunde von Ratibor, als zweiter Sohn unter fünf Geschwistern geboren. Hier verlebte er seine glückliche Kindheit und Jugend, seine Ferien und manche Wiederkehr, bis das väterliche Gut in andere Hände überging. Das Leben hier und auf Nachbargütern, in Ratibor und Troppau, mit Jahrmärkten und Schauspielen, mit Jagden und erster Liebe in rauschenden Wäldern und am dahinziehenden Oderstrom, sie sind das unverlierbare Heimatliche, das Kindheitsparadies des Dichters.

Mit seinem Bruder Wilhelm kam er 1801 in das Gymnasium in Breslau, wo häufiger Theaterbesuch auf seine dichterische Begabung einwirkte. Im Mai 1805 bezogen beide Brüder die Universität Halle an der Saale, welche glückliche Zeit in den beiden ersten Kapiteln der „Glücksritter“ festgehalten ist. Ehe Napoleon 1806 diese Universität auflöste, kehrten die Brüder nach Lubowitz zurück, um 1807 die Universität Heidelberg aufzusuchen, wo sich Joseph von Eichendorff zu seiner bleibenden Wesenheit vollendete. Eine rasche Reise führte in dieser bewegten Zeit über Straßburg nach Paris; in Heidelberg trat er Görres, Brentano und Arnim näher, fand durch den Übersetzer Gries Beziehung zum Spanischen, dem die spätere Übersetzung Calderonscher Werke zu danken ist. Mit einer süddeutschen Reise endete der Heidelberger Aufenthalt 1808 und Eichendorff kehrt heim nach Lubowitz, wo er Gutsbesitzer werden will. Jetzt entstanden seine ersten bleibenden Gedichte, begann sich „Ahnung und Gegenwart“ zu gestalten. Im folgenden Jahr lernte er seine künftige Frau Luise Viktoria von Larisch kennen, im gleichen Jahr reiste er nach Berlin zum Besuch von Brentano und Arnim.

Aufenthalt in der Heimat und Reisen wechseln. Wir finden ihn 1810 in Wien in österreichischem Staatsdienst und im Verkehr mit Friedrich Schlegel, Philipp Veit, Friedrich von Gentz und Wilhelm von Humboldt. Er eilt 1813 nach Breslau, unter die

Fahne des Lützowschen Freikorps. Er heiratet, sein erster Roman erscheint, er wird 1815 nochmals Soldat und macht den Einzug in Paris mit und kehrt 1816 heim. Als Referendar in Breslau verkehrt er mit Friedrich von Raumer und Karl von Holtei, „Das Marmorbild“ entsteht in dieser Zeit. Kurze Zeit ist er 1820 im Kultusministerium in Berlin tätig und wird 1821 als Regierungskommissar für katholische Schulangelegenheiten nach Danzig geschickt. Hier entsteht sein unsterbliches Meisterwerk „Aus dem Leben eines Taugenichts“.

Wieder 1823 kurz in Berlin, wird er 1824 nach Königsberg versetzt, um 1832 nach Berlin tätig und wird 1821 als Regierungskultusministerium zu sein. Hier tritt er in Beziehung zu Adalbert von Chamisso, vielen Künstlern und Komponisten. 1838 führte ihn eine Reise nach Süddeutschland und Österreich. Viele Werke entstanden in diesen Jahren, Novellen, Gedichte, das Lustspiel „Die Freier“, Übersetzungen der geistlichen Schauspiele Calderons.

Nach seinem Ausscheiden aus dem Amt wechseln seit 1844 rasch die Aufenthaltsorte: Danzig, Wien, Berlin, Köthen, Dresden, wieder für fünf Jahre bis 1855 Berlin und zuletzt Neiß; wo der fromme Katholik Eichendorff täglich unter das höchste deutsche Kirchendach von St. Jakobus im „Schlesischen Rom“ trat. Nicht ganz siebzigjährig starb er hier am 26. November 1857.

Heute liegt die Heimat und das Grab des Dichters hinter dem Eisernen Vorhang, im polnischen Verwaltung unterstellten Ostdeutschland. „In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad . . .“ Noch steht die Mühle, aber das Wasser ist ihr genommen, um für Meliorierungszwecke verwendet zu werden. Schloß Lubowitz, wo Eichendorff 1788 geboren wurde, ist eine bis auf die Grundmauern abgebrannte menschenleere Ruine, das Eichendorff-Museum ist verschwunden, vom Denkmal steht nur mehr der zementierte Sockel. Ebenso sieht es in Tost aus, dessen 360fenstriges Schloß vom Denkmalamt aber wiederaufgebaut werden soll. Das Sterbehäus des Dichters in Neiß existiert nicht mehr. Als einzige Erinnerung an den Dichter blieb sein Grab mit der anspruchslosen Platte inmitten ausgeplünderter Gräfte, und eine Büste Eichendorffs im Abstellraum des Museums von Neiß. Dies wissen wir aus einem Bericht der polnischen Zeitung „Przemiany“. — An der Walhalla über der Donau unweit von Regensburg wurde heuer die Büste Eichendorffs aufgestellt.

Es scheinen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte in weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land. —

Seltsame Verzauberung und doch nicht eine Traumwirklichkeit, eine Wachwirklichkeit, ein Tiefenrauschen in den Versen des Dichters, in seinem Gesang der Worte. Sinn, Bild und Wort vermählt der Dichter zu einem wunderbaren dreistimmigen Gesang. Das ist die Welt, die für uns den Namen Eichendorff trägt.

Mich brennt in meinen Reiseschuh
Fort mit der Zeit zu schreiten.
Was wollen wir agieren nun
Vor soviel klugen Leuten?

Es hebt das Dach sich von dem Haus
Und die Kulissen rühren
Und strecken sich zum Himmel raus.
Strom, Wälder musizieren.

Da gehn die einen müde fort,
Die andern nahn behende.
Das alte Stück, man spielt's so fort
Und kriegt es nie zu Ende.

Und keiner kennt den letzten Takt
Von allen, die da spielen.
Nur der da droben schlägt den Takt,
Weiß, wo das hin will zielen.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Das Flußgebiet der Lauchert und die Zollernalb

Eine Fluß-Monographie von Hans Müller

Ein Fluß ist viel mehr als nur eine Wasser-Rinne! Zu ihm gehören seine Nebenbäche und das ganze System seiner Trockentäler. Zu ihm gehören die Grundwässer seines Gebiets. Zu ihm gehört das ganze Relief seines Einzugsbereichs, das er sich ja selber geschaffen hat. Zu ihm gehören somit auch „seine“ Berge, „seine“ Ortschaften und deren Verbindungswege. Bei der Besiedlung und dem Wegebau hat „er“, der Fluß, ein Wort mitzureden.

Die Kräfte, über die er verfügt, sind seine Wasserführung und sein Gefäll. Sehen wir uns einmal die genauen Gefällskurven zweier Neckar Nebenflüsse (Schlichem und Eyach) und zweier Donaunebenflüsse (Lauchert und Schmeie) in Skizze 1 an.

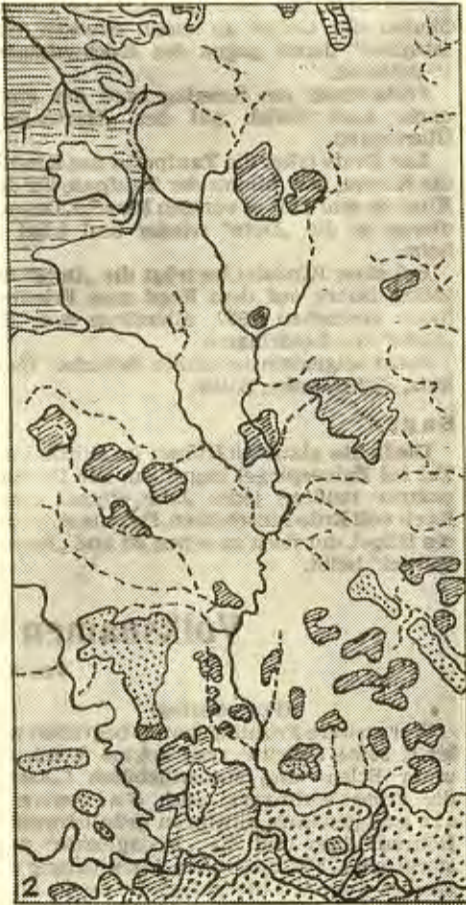


Sie zeigt nicht das Talgefälle, sondern das tatsächliche des Wassers mit allen Flußschlingen. Sofort fällt der gewaltige Unterschied zwischen Neckar und Donau auf. Die jüngeren Neckarzuflüsse nagen den Albrand an, die älteren Donauzuflüsse fließen nur auf der schiefen Albtafel abwärts. Wir beschränken uns auf letztere. Die Schmeie entspringt höher, ist kürzer, fällt stärker. Hier liegt eben der Albrand noch höher, und das Flüßchen hält mit seiner NNW-SSO-Richtung das Einfallen der Albtafel gegen die Donau ein.

Anders die Lauchert. Sie ist länger und verläuft flacher, denn die Alb ist in der Linie Reutlingen-Sigmaringen breiter und am Rand vorn niedriger. Außerdem wird sie von der NS-Richtung des Flußlaufs „Quer“ geschnitten. Schon die ruhige Gefällslinie deutet an, daß wir ein ausgeglichenes Talbild zu erwarten haben. Allerdings gilt das nicht mehr für die untere Hälfte der Lauchert, wo wir zunächst ein fast gefällsloses Stück und zuletzt ein umso stärkeres Fallen sehen können. Auffallend ist, daß die Lauchert viel mehr Wasser führt als die Schmeie. Sie dankt es ihren Nebenflüssen Erpf, Sekkach, Fehla, Scheer. Hinzu kommen unterirdische Wasserspenden, die sich vermutlich an die Trockentäler halten und ein paar beachtliche Karstquellen, die sich nicht daran halten: bei Hettingen und in Hermentingen. Zusammen mit den vielen Trockentälern und deren Verästelungen, die alle einmal Wasser gehabt haben, ergibt sich ein Einzugsgebiet, zu dessen Umwanderung man getrost einen Fußmarsch von einer Woche ansetzen kann. Dieses Gebiet deckt sich fast ganz mit dem Begriff der Zollernalb. Skizze 2 gibt einen Überblick.

Die Anfänge anderer Flußgebiete sind durch kurze Striche angedeutet, am Albrand durchweg wasserführend, auf der Alb durchweg trocken. Nur die Schmeie und die Donau sind zur Orientierung noch angegeben. Die Zollernalb ist der Gebirgsanteil des Landes Hohenzollern, das sich aus dem Hekengäu nahe Freudenstadt schmal und gekrümmt herüberzieht bis in Bodenseenähe bei Stockach.

Geologisch besteht das Lauchertgebiet fast ausschließlich aus den Massenkalken und Mergeln des mittleren Weißjura. Nur im Oberlauf, von der Quelle bei Willmandingen bis nach Melchingen werden die klüftigen Bankkalk (beta) des unteren Weißjura angeschnitten (waagrecht schraffiert). Daher versinkt die kaum erst geborene Lauchert am Ortsrand von Willmandingen schon wieder in einem kleinen Ried. In der schwarzen Moorerde haben die Bauersfrauen ihre Krautgärten. Das ganze Stück bis Melchingen ist völlig trocken, es ist das Wanzental. In weitem Umkreis von den genannten Dörfern und auf der andern Seite bei Salmingen ziehen sich ausgedehnte Rücken aus Mergel und Massenkalk. Sie sind schon so weitgehend zerfressen, daß sich rostbrauner Lehm mit Bohnerz angereichert hat. Das Bohnerz wurde bis 1867 nach Laucherttal



geliefert. Auch Kalkspatkristalle haben sich in den entstandenen Klüften gebildet. Die Juraschichten fallen stärker nach SO ein als die Albtafel selber, so daß im Flußabwärts-Wandern ein Schicht nach der andern sozusagen im Boden versinken muß. Da der Albrauf der höchste Teil der Alb ist, hat die Verwitterung und Fortschaffung (Erosion) hier am kräftigsten Schicht um Schicht abgeräumt, so daß der untere Weißjura zutage tritt, wie Skizze 3 darzut.



Das bergab fließende Wasser stößt also auf immer jüngere Schichten! Der oberste Weißjura (zeta) hat keine durchgehenden Schichten mehr. Das Jurameer hatte sich vor 140 000 000 Jahren zurückgezogen von der Alb, „wir“ waren Juraland geworden. Durch lange Zeiten hindurch bildete das Juraland bei uns ein Relief aus, und nun kam das Jurameer noch ein paarmal „kurzfristig“ wieder. Dabei füllte es die Einmuldungen mit seinem Schlamm. Die Verhärtung nach dem endgültigen Rückzug ergab zuerst eine Lage Plattenkalk, dann Zementmergel und schließlich noch einmal Bankkalk. Da in ihnen neben dem Kalk ein Tongehalt (SiO_2 , AlSiO_2), also Kiesel enthalten ist, gibt es beim Verwittern eine fruchtbare Bodenart, die auch in der Lage ist, soviel Wasser zu speichern, wie für Getreide notwendig ist, auch wenn dicht darunter klüftige Gesteine anstehen. Kein Wunder, daß in oder an diesen großen Jura-Schlammputzen Dörfer liegen. Zu nennen sind Erpfingen, Feldhausen, Emerfeld, Bingen, Gammertingen, Neufra, Freudenweiler, Bitz, Laiz. Gammertingen hat die Vorteile der Tallage genützt, indem es die Lauchert im Quadrat um seine Mauern geleitet hat und zur Stadt geworden ist. In der Skizze 2 sind die Weißjura-zeta-Inseln schräg schraffiert. Mit ihnen war der Jura bei uns (nicht anderswo!) völlig zu Ende. Im Tertiär, vor 20 000 000 Jahren, wurde die Albtafel schräg gestellt, und die Uferbrandung eines schmalen Meeres zwischen den Alpen und der Alb leckte bis herauf in die Gegend von Gammertingen. Sie hinterließ uns feine Sande und groben Kalk, aus den damaligen Flüssen kam grauer Lehm mit Kalksteingerölen. Es ist auf der Skizze fein gepunktet. Auf solchem, auch landwirtschaftlich gutem Gelände liegen die Gemeinden Ittenhausen, Billafingen, Benzingen, Blättringen und drüben noch Stetten a.k.M. Das Letzte und damit Oberste sind die Endmoränen des großen Rheingletschers der Riß-Eiszeit zwischen Hitzkofen und Sigmaringen, natürlich ein sehr mineralfrischer Boden. Auf der Skizze grob gepunktet. Soweit der allgemeine Überblick.

Eine Lauchert-Wanderung mit Verstand ist ebenso schön wie eine solche nur mit Gefühl. Man schnauft bei Mössingen den Alb-anstieg hinauf und bekommt dabei einen

viel wahreren Begriff von Höhe und Steilheit als mit dem Auto. Oben findet man sich ganz überrascht in einer sehr weiträumigen, offenen Landschaft, einer großen Mulde mit Hügeln rundum. Wohlhabende Orte mit der Endung -ingen liegen im Umkreis: Undingen, Willmandingen, Salmendingen, Melchingen. Es sind Dörfer der alemannischen Landnahmezeit. Im Mittelalter hatte jedes von ihnen seine Burg. Aus einem Waldwinkel am Hang kommt die kleine Lauchert — und verschwindet wieder. Das Wanzental ist kein Wiesen-, sondern Ackerland. Die Hügelketten sind Weide und Weide (Gammamergel), bei Salmendingen auch schon Wald. Von Burladingen über Ringingen kommend, zieht hier die Römerstraße durch, die gegen Undingen hin zweimal „Heergasse“ heißt. Hinter dem Salmendinger Rücken hervor, der sich weit draußen vor der Alb als Farrenberg fortsetzt, kommt ein verträumter Bach durch die Wiesen daher, die Lauchert unterhalb Melchingen zu verstärken.

Wir kommen nach Stetten unter Holstein, früher Hölstein, also Höhlenstein. Hier mündet die Erpf. Ihr Lauf ist nur kurz, ihr Trockental lang. Es geht als „Enge“ hinter dem Höhlenberg vorbei der die Bärenhöhle und Karlshöhle birgt, bis nach Undingen. Damit ist in der Lauchertlandschaft ein neuer Ton angeschlagen: Berge mit Höhlen! Wir tauchen in den mittleren Jura unter, der mit Mergeln begonnen hatte und nun in dicke Kalkbänke und Riffe übergeht. Es ist das höhlenreiche Delta. Das Flußtal wird nun enger, die Berge zu beiden Seiten höher und durchaus bewaldet. Sehr schön für den Wanderer, weniger für den Bauer. Denn er hat auf der engen, feuchten Talsohle nur Wiesen, auf den winzigen Terrassen und oben zwischen den Wäldern ein paar Äckerlein und dann eben den Wald, der ihm entweder nicht gehört oder der ihn nicht ernährt. Stetten u.H., Hörschwag, Hausen a.L., Mariazell, Bronnen sind kleine Orte. Sie haben keine -ingen mehr als Endsilbe, weil sie erst später gegründet wurden, als das gute Land schon verteilt war. Sie haben zu fünf auch nur zwei Burgen. Überdies gehören drei von ihnen zum Kreis Reutlingen, sie bilden zusammen mit Mägerkingen eine Enklave. Das Flußtal wird immer lieblicher. Die Lauchert mäandert in ihrem Tal, steile Felsen sorgen für den wirkungsvollen Kontrast. Man ist so in das geschlossene Tal hineingebannt, daß man sich gar nicht vorstellen kann, was rechts und links oben auf der Alb los ist. Es ist nicht viel los. In den Seitentälchen stoßen wir nun auf sehr zermürbte, verrostete, durchlöchernde Felswände. Wir sind in den Weißjura epsilon eingetreten, der sich durch die bekannten Lochfelsen legitimiert. — Bei Mägerkingen guckt die kleine Seckach um eine niedrige Felsnase. Sie hat nur bis Trochtelfingen Wasser, macht aber als trocknes Hasental noch einen weiten Weg an der Trochtelfinger Heide mit ihren botanischen Kostbarkeiten vorbei, bis in die Gegend von Groß- und Kleinengstingen, die beide in Vulkantrichtern liegen. Da dröben beginnen die 200. Vulkandurchschüsse der Reutlinger, Uracher und Nürtinger Alb.

Bei Gammertingen weitet sich das Tal, von den Hängen bröckelt der brüchige Zetalkalk und gibt guten Boden. Da und dort noch ein Riff, aber tief im Boden steckend. Die Ortschaften mit der Endung -ingen setzen nun wieder ein, und zwar im Flußtal. Gammertingen als Stadt bemüht sich mit Geschick um den Fremdenverkehr und hat dafür gute Voraussetzungen. Allein den kühnen Verlauf der Landesbahn nach Neufra zu verfolgen hat seinen Reiz. Das Laucherttal bleibt einheitlich, mit immer höheren Bergen, die nur selten ein Nebental zulassen, bis Hettingen. Hier bemerken wir ein spitz einmündendes Trockental, das zusammen mit dem Haupttal einen vorzüglichen Sporn für das Schloß abgibt. Wenig

weiter talab mündet die Fehla — wenn sie Wasser hat. Dieses Flößchen beginnt bei Burladingen in einem breiten Talstumpf, auch bei Gauselfingen und Neufra ändert sich das Talbild kaum. Umso unzivilisierter benimmt es sich aber dann bis zur Mündung weltabgeschieden, unwegsam, eigensinnig. Tatsächlich eine größere Wassermenge als die Fehla, die nicht einmal die Lauchert in ihrem Tal abzudrängen vermag, liefert die Gallusquelle in Hermentingen, die schön gefaßt ist. Die 6 Gemeinden der Wasserversorgung Zollernalb entnehmen nur einen Bruchteil der Schüttung dieser Karstquelle, die ihr Einzugsgebiet unter der Domäne Birkhof hat. Kann sein, daß es bis ans Teufelstal heranreicht, das als Trockental jüngerer Datums von Hermannsdorf, nördlich an Bitz vorbei nach Neufra zieht.

Jetzt geschieht etwas! Auf beiden Seiten lösen sich die hohen Talwände dann und wann auf und machen einem niedrigen Gehügel Platz, während sie doch eigentlich immer höher werden müßten. Die Steinbrüche zeigen einen sehr eisenrostigen, morschen Kalk. Steigen wir bei Veringenstadt die Harthäuser Straße hinauf! Dort ist im Jahr 1926 einem Fachgeologen aufgefallen, daß da ein Tal von der Lauchert wegwärts fällt. Das führte zur Feststellung des inzwischen viel bearbeiteten Lauchert-Grabenbruchs. Aber theoretisieren wir nicht, sehen wir ihn uns an! Einige Äcker weiter haben wir einen prächtigen Überblick über das mittlere Laucherttal: breite Talsohle in Höhe von etwa 600 m, erster Anstieg um 70 m mit Wiesen

und Weiden, kilometerbreite Verebnung, Andeutung eines Talrisses parallel zur Lauchert und aus diesem heraus der zweite Anstieg um wenigstens 100 m bis hinauf nach Hochberg. Auf der andern Seite dasselbe in Grün, hellgrün der erste, dunkelgrün der zweite Anstieg, denn so steile Hänge können nur Wald tragen. Anders als beim Zollerngraben ist die lange, eingebrochene Scholle wirklich noch zu sehen. Der Lauchertgraben ist jünger und nicht so hochgelegen, daher noch nicht so sehr verwischt. Natürlich darf man sich das nicht wie mit dem Messer geschnitten vorstellen, bis Jungnau halten sich immer wieder auch höhere Geländeschollen. Auf einem sehr langen Sporn der niedrigeren Talseite liegt die sehr große Burg der Veringer, die Besitz bis nach Isny hatten. Fast wären sie einmal anstelle der Zollern oder der Württemberger Landesherren geworden. Im Schutze der mächtigen Burg klebt das Städtchen am Hang, zwei noch vorhandene Flankenmauern und der Fluß vollendeten die Verteidigung. Es ist ein kleines, aber nettes Ortsmuseum vorhanden. Die mächtigen Höhlen von Veringen waren zu verschiedenen Epochen der vorchristlichen Zeit bewohnt und sind gut erforscht. Nikolaushöhle und Göpfelsteinhöhle sind die größten; man kann ihnen vom Tal aus ins Maul sehen. Den Geologen interessiert vor allem, daß hier die „Höhlensteine“ nicht mehr so hoch liegen wie bei Stetten u. H. und einer andern Schicht angehören, nämlich Epsilon

(Fortsetzung folgt.)

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Gesammelt von Dr. Hermann Bizer, Rosenfeld

Nr. 5 Brittheim

Brauchtum

Früher Pelzmärkte am Heiligen Abend, heute kaum noch. Neujahrsingen der Kinder in den Hausgängen noch.

Pfeffern nicht mehr üblich. „Stupfen“ bei Hausschlachtungen noch im Schwang, im März (1953) „fast jeden Abend“. Die Kinder binden ein Gefäß an einen Stecken und „stupfen“ damit gegen das Küchenfenster (=Bettelei).

Fackelfeuer am Sonntag nach der Fastnacht noch üblich auf der „Harteagad“ (Hartegart).

Zur Taufe trägt die Taufpatin das Kind in die Kirche; dort nimmt der Taufpate ihr das Kind ab und hält es vor den Pfarrer. Danach nimmt es die „Dote“ wieder und trägt es heim.

Bei einer Kindsleiche trägt die „Dote“ die kleine Bahre auf dem Kopf zum Friedhof (noch geschehen 1952, allerdings war die „Dote“ von Leidringen).

Sonst allgemein bekannte Bräuche: Heukatz, Sichelhenke, Kilbe.

Sagen

Die Leute glaubten früher, im Brittheimer Tal sei Eulenspiegel begraben. Die Dorfbewohner mußten jedes Jahr einmal einen Korb voll Erde hinschütten. Daraus entstand ein Hügel, der noch zu sehen ist und „Eulenspiegel“ heißt.

Vom Vöhringer Schlöble ging ein Weg nach „Harhausen“, eine der Sage nach im Dreißigjährigen Krieg abgegangene Ortschaft westlich von Brittheim. Da die Toten auf diesem Weg auf den Friedhof von Harhausen gebracht wurden, heißt er das „Totenwege“. Die Brittheimer Flur heißt Schlöble. Ein unterirdischer Gang soll zu dem gegenüberliegenden „Burgstall“ geführt haben (noch Ruinen zu sehen). Im Keller im „Schlöble“ haben früher Leute, die zu Hause keinen guten Keller hatten, ihre Kartoffeln über den Winter eingelagert.

Brittheim soll aus drei Häusern bestanden haben.

Aberglauben

An der Landstraße („Struotgaß“) seien früher Geister umgegangen, weil sie Marken versetzt hatten. Auch im Schlöble war es früher nicht geheuer.

Mundartliches

Berta = Obstkuchen, dia Warle = diese Kinder (Verkleinerung von Ware), Brittheimer heißen „Spältlesgucker“, die Bickelsberger „Hampele“, die Vöhringer „Brot-schuah“ (der Turnverein von Vöhringen brachte noch kurz vor dem 2. Weltkrieg einen breiten ledernen Schuh mit, wenn sie z. B. in Brittheim im „Röble“ einkehrten, und stellten ihn auf den Tisch), die Wittershauser „Hagaheker“, die Bochinger „Moadala“.

Fortsetzung folgt!

Volksnamen unserer Pflanzen

Von Fritz Scheerer

(Fortsetzung)

Wer weitere Frühlingsboten begrüßen will lenkt seine Schritte zum lichten Wald, wo unter Erlen- und Eschengebüsch („Asch“) die echte Weißwurz, auch Salomonssiegel genannt, mit ihren grünlichweißen Röhrenblüten und die „Maiaglöckle“ versteckt sind. Mit der vollen Entwicklung des Laubes kommen die gelben Eisenhüte, die „Kappastöck“, mit helmartigen Blüten

Im dichten Waldesdunkel finden wir ein zartes Pflänzchen mit zwei herzförmig zugespitzten Blättchen und einer kleinen endständigen Blütentraube, die Schattenblume, das „wilde Maibleomle“, und besonders in den Nadelwäldern mit weit geöffnetem Blütenschlund der Waldwachtelweizen, die „Klaffa“.

Scharenweise beginnen schon im April auf humusreichen, schwach gedüngten Wie-

sen die tiefblauen Sterne des Frühlingsenzians, des „Schuehmachernägele“ oder „Hemmelsschlüssele“, aufzuleuchten, und auch die Muskat- oder Traubenhyaazinthe, die „Mausairle“ (in Tieringen „Kohlraisle“ und anderwärts auch „Baurabueble“ genannt, vielleicht nach dem blauen Hemd der Bauern), stellen sich hier gerne ein. Die fast kugelig-eiförmigen Einzelblüten haben zu diesen Namen geführt. Im Gras am nahen Waldrand finden wir eine ganze Reihe schönblühender Gewächse, so die Fliegenragwurz, das „Sametweible“, und die Spinnenragwurz, das „Dodaköpfle“ oder „Sametma(n)le“ mit der gelblichen Zeichnung auf der samtartigen Lippe. Weit sperrt das „Maul“ am Rain das gewöhnliche Leinkraut auf, die „Löwamäuler“ oder „Maulaufsperrer“, mit rotgelbem geschlossenem Schlund.

Im Hochsommer beherrschen auf den „Mädern“ (nur einmal im Jahr gemäht) Schmetterlingsblütler mit ihrem Gelb die Farbe oft völlig, so der Wundklee, der „Zehblöcker“, der nach der Form seiner Blüten so genannt wird, und der gewöhnliche Hornklee (Lotos corniculatus), der „Hörnlesklai“. Bei starker Sonnenbestrahlung rollen das Sonnenröschen, das „Goldraisle“, und der Hügelmeiger, die „Mau(n)kle“, ihre Blätter ein. Allmählich kommen mehr hochwachsende Gräser auf. Das Zittergras, das „Zitterle“, mit seiner lockeren Ähre läßt die herz-eiförmigen Ährchen beim schwächsten Luftzug erschüttern, während der Taumelolch (Lolium tenulentum), der „Schwindelhaber“, im nahen Getreidefeld durch seine langen und stark begranneten Deckspelzen etwas Falsches vorgaukelt, aber giftige Samen enthält, da sie von einem Pilz befallen sind. Nicht allein aufrecht stehen können die gelben und weißen Labkräuter, die „Konkla“ (Kunkel). Dagegen stehen die Flockenblumen (Centaurea scabiosa), die „Trommelschlegel“, mit ihren purpurnen Blüten in festen, steifen Kelchen auf langen Stengeln und gleichen so Trommelschlegeln.

Im Getreide oder in einem Kleeacker leuchtet es hellrot auf; es ist Klatschmohn („Klatschrosa“ oder „Schnalla“) und dazwischen mischt sich das Blau der Kornblumen, der „Kornnägele“, das Scharlachrot der „Bluetströpfle“ (Adonis) und das gestreifte Tiefpurpurn der Kornrade, der „Radda“ (besonders die Samen werden so genannt). Schon Brunschwyz schrieb am Ende des 15. Jahrhunderts über den Klatschmohn, der im Gegensatz zur blauen auch „Raote Kornbloam“ genannt wird: „Klapperrosen oder Schnellrosen, darum so man sie legt auf die zugetane Faust auf den obersten Finger und Daumen und mit der anderen flachen Hand darauf geschlagen, so klappert's oder schnallt's (knallt) laut wie eine Büchse“. Eines der gehäßigsten Unkräuter ist der große Hahnenkamm, die „Klaffa“ (nach dem klaffenden Kelch), die das „Korn noch neun Tage im Barn fressen“. Am nahen Felddrain blüht mit aufgeblasenem Kelch, der beim Zerschlagen knallt, der Taubenkropf, der „Klepper“.

Die Blütenstände des Rohrkolbens werden „Lampabutzer“ genannt (Zylinder der Petroleumlampen wurden damit gereinigt).

Viele Pflanzen wurden auch nach charakteristischen Merkmalen der Stengel, der Wurzeln oder der Blätter benannt. Die fast durchsichtigen Blättchen des Sauerklees, des „Hasa'klai“, die sich durch Reizbewegungen bei voller Beleuchtung am Stiel herunter schlagen, werden von den Hasen trotz des Sauerkleesalzes (Oxalsäure), das andere Tiere abschreckt, gerne gefressen. In Herden tritt das saftgrüne, unscheinbar blühende Bingelkraut, die „Waldmanna“, auf. Die Spender geliger Freuden mit den zierlichen Blattquirlen, die „Waldmeisterle“, von denen

schon 1551 in einem Kräuterbuch geschrieben steht: „Das Krütlein mit seiner Blüt pflegt man in Wein zu legen, und darüber zu trinken, vermeinen also eine Fröhlichkeit und gesunde Leber zu erlangen“, zählt zu den anmutigsten Waldpflänzchen. Weniger angenehm im Duft ist der Waldknoblauch, die „Ramsela“. Ramsel heißen solche Kräuter, die, von den Kühen gefressen, auf den Geschmack der Milch einwirken. In feuchten Waldbeständen blüht der trüb karminrote Waldziest, die „Waldbrennessel“, mit breit herzförmig zugespitzten, gesägten und rauhaarigen Blättern wie die Brennessel. In seiner Gesellschaft befindet sich der Wurmfarn, der „Wedelesfarn“ und die Schachtelhalm, die „Katzawedel“ oder „Katzschwänz“, von denen der Ackerschachtelhalm oft auch „Zinnkraut“ genannt wird, da er zum Reinigen des früher oft häufigen Zinngeschirrs verwendet wurde. Oft werden diese feuchtigkeitsliebenden Pflanzen überschattet von der „Espe“, der Zitterpappel, deren Blätter fast stets in Bewegung sind. Daher kommt auch die Redensart: „Er zittert wie Espenlaub“. Am Bachufer finden wir verschiedene Weiden, die „Krätta'stauda“ oder „Wida“ (Zweige zum Binden) und meterlanges Schilfrohr, das „Ipserrohr“, und den Rohrkolben, die „Knospa“ die vor allem von den Küfern und Gipsern ihren Namen bekamen, da sie öfter von ihnen verwendet wurden.

Auf dem saftgrünen Teppich der Wiesen suchten früher die Kinder die sauren Stengel des Sauerampfers, der „Surheff“, und die milchigen Blüten- und Blattstiele des Wiesenbocksbarts, der „Habermark“ oder des „Gugga'gauchs“. Das Sprichwort hieß: „Habermark macht Buben stark“. Haber ist hier noch in der alten Bedeutung von „Bock“, und Guckegauch ist ein alter Name für den Kuckuck. Oft findet man an der Pflanze den „Guckucksspeichel“, den Schaum einer Cykade. Häufig wurden auch die Stengel des Wiesenkerbels, des „Wüterichs“, gegessen, nachdem die Oberhaut abgeschält war. Von der Bibernelle (Pipinella saxifraga) geht die Sage, daß in der Pestzeit ein Vöglein gesungen habe: „Ihr Leutle esset Biernella, sonst sterbet

ihr no alle!“ Über die Herkunft dieses Namens sind die Ansichten geteilt, teilweise wird er vom lat. bipennula = Zweigflügelchen hergeleitet. Der breite Wegerich („Sauaura“) mit seinen lederartig breit-eiförmigen Blättern wurde in teuren Zeiten gekocht und gegessen, die Blätter des stumpfblättrigen Ampfers, der „Dogga“, oder „Butterblätter“ wurden zum Einwickeln der Butter verwendet. Die walzenförmigen Blätter des Mauerpfeffers werden „Würstchen“ oder „Donnerbohna“ genannt.

Fast das ganze Jahr hindurch blühend ist im Acker- und Gartenland die weitverzweigte Vogelmiere (Stellaria nudica), die „Heahnerdärm“, die schwer auszurotten ist. Noch viel gehäßter sind die Quecke (Triticum repens), das „Spitzgras“ und die Erdnuß (Lathyrus tuberosus), „Erdbir“, deren Teile durch Lageveränderung in ihrer Ausschlagfähigkeit nicht gestört werden. Zerschnittene Stücke von den Erdstämmen der Quecke schlagen immer wieder aus. An den Getreidehalmen windet sich die Akerwinde, die „Stroapfela“, hoch.

Die langen und dünnen Stengelglieder der wilden Rebe („Wolfssail“, „Hoddesail“, „Loaneza“) wurden wegen ihrer Zugfestigkeit von unseren Vorfahren als Seile benützt, wie es noch jetzt von spielenden Kindern zum „Gäules“ geschieht. Die Gefäße der Stengel sind außerordentlich weit und werden so von der Jugend zu ersten Rauchversuchen sehr geschätzt. Der Holder, „Holder“, bildet dicht belaubte Büsche, die spielenden Kindern prächtige Verstecke bieten, daher der Kindervers: „Ringe, ringe, Reihe — sind der Kinder zweie — sitzt hinterm Holderbusch — schreiet alle: Husch, Husch, Husch!“ Seinen Namen hat er von seinen leicht auszuhöhlenden Stengeln (althochdeutsch holdir = hohl Holz), von denen Camerer schon 1660 schreibt: „Die Schüler und Kinder machen aus dem Holz Sprützen“. Der schwarze Holder (schwarze Beeren) wird im Gegensatz zum Traubenholunder (scharlachrote Beeren), zum „wilden“ oder „roten Holder“, der in ausgehauenen Wäldern gedeiht, vom Volk als „zahmer“ oder „echter Holder“ benannt.

Fortsetzung folgt.

Von der Werkstatt zur Fabrik

Die Anfänge des Ebinger Wirtschaftslebens

Vortrag, gehalten vor der Heimatkundl. Vereinigung im Kreis Balingen am 21. Oktober 1957 von Dr. Walter Stettner

(Fortsetzung)

Aus dieser Schilderung erhellt erst recht deutlich, was es bedeutete, wenn die Schmidische Zeugcompany Hunderten von Menschen hier und in der Umgebung Arbeit und Brot schaffen konnte. Leider war der Glanz der ersten Jahre nicht von Dauer. Schon nach einem Steuerregister von 1770 waren die Schmid nicht mehr die vermöglichsten Leute hier. Eine Generation nach der Gründung, als von den Söhnen Johann Jakobs nur noch einer übrig war, mußten kurz hintereinander mehrere Anteile ausbezahlt werden. Neue Teilhaber, die hereingenommen wurden, wollten mehr Nutznießer als Mitarbeiter sein, neues Kapital war kaum zu beschaffen, da löste sich die Company um 1790 auf. Andere Männer waren an der Stelle der Schmid getreten. 1795 arbeiteten hier etwa 100 Meister, die nahezu 1000 Personen beschäftigten. Hosenzeuge wanderten vor der französischen Revolution nach Baden, Bayern und der Schweiz. Graubündner Handelshäuser sandten die Ebinger Ware weiter nach Italien. 1832 zählte man noch 122 Meister und 71 Gesellen, aber der Höhepunkt war schon überschritten; die Fabrikation von Baumwollgeweben verdrängte die Zeuge allmählich vom europäischen

Markt. Damit ging die Führung im hiesigen Gewerbeleben von den Zeugmachern auf die Strumpfweber über, von denen nun die Rede sein muß.

Die Strumpfweberei soll von Calw hierher verpflanzt worden sein. Seit dem Jahre 1770 stellten zwei hiesige Schlosser namens Maurer und Reinhold einen verbesserten eisernen Stuhl her. Ihm dürfte es mit zu verdanken sein, wenn nun die Strumpfweberei einen geradezu ungestümen Aufschwung nahm, der sich durch folgende Zahlen belegen läßt: 1750, als das Strumpfwebergewerbe zünftig wurde, gab es hier 10 Meister und Gesellen, 1775 36 Meister, 16 Gesellen und 28 Lehrjungen, 1796 81 Meister, 50 Gesellen und 60 Lehrjungen. Diese vielen Strumpfweber wollten nicht mehr zur Balingen Lade gehören, sondern eine eigene haben. Um diese Loslösung zu erreichen, streichen sie in einer Eingabe an die Stuttgarter Regierung ihre Bedeutung entsprechend heraus. „Es hat sich unser Gewerbe so sehr ausgebreitet, daß die Meisterschaft von dem ganzen Balingen Oberamt gegen die hiesige in Ansehung des schnellen Anwachsens in keinen Vergleich zu ziehen ist. Auch steht ihr Warenabsatz gegen den unseren in keinem Vergleich, da die

ersteren fast durchgängig auf Bestellung der hiesigen Meister arbeiten.“ Sie machen dann folgende Angaben: An fremden Meistern arbeiten für hiesige in Balingen 18, in den Balingen Amtsorden 57 mit 10 Gesellen und 60 Lehrjungen, ausländische Meister 5 mit 3 Lehrjungen. Stühle beschäftigen sie im ganzen 300. Auf ihnen verarbeiten sie jährlich 1200 Ztr. inländische Wolle und 25 Ztr. ausländische (böhmische und italienische). Sie beschäftigen 1200 ältere Personen, die die Wolle kämmen, spinnen, das Garn duplieren und die Strümpfe nähen, und 600 Kinder, die die gestreiften Strümpfe ketteln und ohne Schulversäumnis 6 bis 8 Kreuzer täglich verdienen können. Den Wert der verkauften Ware schätzen sie 150 000 fl. Als Absatzgebiete nennen sie die Schweiz, Oberschwaben, Tirol, Bayern, Frankfurt am Main und Hessen. Die Balingen Strumpfwerber, zu einer Stellungnahme aufgefordert, können gegen den tatsächlichen Umfang des Ebinger Gewerbes nichts einwenden, aber gegen die Art, wie er zustande gekommen, sie geben sich nämlich mit Stümpeleien ab, verfertigen Ware nach dem Gesicht (was wohl heißen soll, daß diese Ware dem Verkäufer gefällt, daß sie nicht bloß gut, sondern auch schön ist) und sie hausieren überall mit ihrer Ware. Da diese Einwendungen nicht recht ziehen, wird den Ebingern tatsächlich 1797 eine eigene Strumpfwerberlade verwilligt unter der Voraussetzung, daß sie die von Balingen genannten Anstände beseitigen und mit Balingen einen finanziellen Ausgleich herbeiführen.

Prüfen wir, was die Ebinger als besondere Leistung rühmen, so bleibt vornehmlich das Verdienst, sehr vielen Menschen hier und in der Umgebung Arbeit und Brot geschaffen zu haben. Was das für jene Zeiten bedeutete, haben wir schon bei den Zeugmachern hervorgehoben. Nun wollen wir noch einen Augenblick darauf achten, welchen Umfang das hiesige Gewerbe hatte. Gewiß, die Zahl der Beschäftigten ist eindrucksvoll, wenn wir den Angaben der Ebinger Meister glauben dürfen, wären es an die 1800 Personen. Anders ist es hinsichtlich der Leistung. Diese vielen Menschen haben ganze 1200 Ztr. Wolle im Jahr verarbeitet. Da wird uns erst wieder der kleingewerbliche Charakter dieser Strumpfwereiberei bewußt. Auf diesen noch ganz von Hand betriebenen Stühlen ging die Arbeit langsam vonstatten. Die meisten Weber hatten nur einen einzigen Stuhl; wer mehrere besaß, war schon verdächtig. 1786 klagte ein Meister, 2 andere hätten ganze 5 Stühle und der eine davon habe gar um Konzession für einen 6. eingegeben. Das erschien also als zuviel. Aber wenn sich auch mancher dagegen sträubte, die Entwicklung zur Konzentration setzte sich fort: 1823 sind unter 124 Strumpfwebem nur 8 bis 12 Verlagsmeister, alle anderen arbeiten als Gesellen. Das Stadtschultheißenamt befürchtete damals, daß in kurzer Zeit die Strumpffabrikation ausschließlich in die Hände weniger, vermöglicher Strumpfwerber kommen und damit in ein wirkliches Monopol ausarte. Daher wurde es von vielen begrüßt, daß sich auch einige Kaufleute am Strumpffhandel beteiligten. Nach der Handwerksordnung sollten diese nur bessere Ware führen, von der das Paar mindestens 1 Taler kostete, während man hier nur billige Qualitäten produzierte. Nun wurde trotz dem Widerstand der Strumpfwerberzunft, das heißt in diesem Falle der größeren Meister, den Kaufleuten gestattet, bei den Façonmeistern Strümpfe in Auftrag zu geben, (die sie nur teilweise in bar, zum anderen Teil mit Garn bezahlen) und sie dann verkaufen. Diese Ware ging meist ins „Ausland“ und auf die Messen, besonders auf die Frankfurter Messe.

Nach einem Bericht aus dem Jahr 1834 waren es die Strumpffabrikanten alt und

jung Gottlieb Binder, David Maute und Sohn und Johann Adam Maag, die das Gewerbe fabrikmäßig betrieben und etwa 200 Arbeiter beschäftigten; diese Leute aber arbeiten nicht in den Fabriken (dort sind es nur 3 bis 8 Arbeiter), sondern als Heimarbeiter.

Von alt Gottlieb Binder erzählt Herr Hummel in seiner Chronik (Seite 91) er sei in der Zeit der französischen Revolution auf der Wanderschaft in Lyon gewesen und habe dort seinen Meister vor dem Tode durch die Guillotine gerettet. Zum Dank dafür sei viele Jahre später der Sohn des Geretteten nach Ebingen gekommen und habe dem Lebensretter seines Vaters einen Beutel voll guten französischen Goldes gebracht. Mit diesem Geld habe Binder seinen Betrieb im Grünen Graben (1890 abgebrannt, jetzt dort das Haus des Buchbinders Jerg) nach dem Muster des Lyoners erweitert und sei so der erste Strumpffabrikant der Stadt geworden.

Die Strumpfwerber oder, wie wir richtiger sagen würden, die Strumpfwirker verarbeiteten ursprünglich nur Wolle. Aber gegen Ende des 18. Jahrhunderts fand auch die Baumwolle Eingang nach Deutschland. Seit 1810 wurden hier neben den wollenen auch baumwollene Strümpfe hergestellt, die ihren Weg besonders nach den Vereinigten Staaten nahmen, bis mit dem nahenden Sezessionskrieg, der die Staaten in zwei Lager spaltete, 1859 der Absatz dorthin schlagartig aufhörte.

Von der Firma Johann Adam Maag und Sohn erfahren wir, sie habe im Jahre 1833 bedeutende Sendungen nach Amerika exportiert, diese seien aber größtenteils erst im Januar 1834 drüben angelangt und deshalb unverkäuflich gewesen, weil die Absatzperiode, wir würden sagen, die Saison schon zu Ende war. Daher lagen nun für etwa 13000 fl. Waren drüben fest. Der Firma aber fehlte das Geld und sie erhielt auch keinen Kredit, so daß sie vorläufig auf eine Weiterführung des Amerikageschäftes verzichten mußte. Hier hören wir auch einmal davon, daß die Kaufleute jener Zeit schon mit Kredit arbeiteten, aber es ist ein Einzelfall; sonst können wir nicht erkennen, ob die alten Ebinger Gewerbetreibenden mit eigenem oder fremdem Kapital gearbeitet haben.

Und nun warten die Kenner der Materie schon lang mit Recht auf einen Namen, der im Zusammenhang mit der Strumpfwirkerrei unbedingt genannt werden muß: Johannes Maute zum Löwen. Denn er ist es gewesen, der im Jahr 1836 aus der belgischen Stadt Mons einen Rundstuhl eingeführt hat, es soll der erste in Deutschland gewesen sein. Herr Maute erkannte rasch die Mängel des eingeführten Stuhles und ließ sich dann einen besseren bauen, von dem dann noch weitere 11 hergestellt wurden. Daß die Einführung des Rundstuhles in jener Zeit gegenüber dem bis dahin geübten reinen Handbetrieb einen revolutionierenden Fortschritt bedeutete, brauche ich kaum hervorzuheben. Und noch einen zweiten wichtigen Schritt zur Mechanisierung hat dieser Johannes Maute getan: er hat die erste Dampfmaschine nach Ebingen gebracht. Wer sich vorher nicht mit der Handarbeit begnügen wollte, der richtete ein Göpelwerk ein, das von einem Pferd oder Ochsen getrieben wurde, eine Tierquälerei und doch eine Technik, die etwa von den Fellachen Ägyptens heute noch geübt wird. Aber Maute, dessen Werkstatt auf der Schütte stand, muß ein eigenwilliger und zielbewußter Mann gewesen sein. „Wie Maute es haben will“ blieb noch lange ein geflügeltes Wort in Ebingen.

Setzen wir nun die Blütezeit der Zeugmacherei etwa auf die Jahre von 1750 bis 1830 und die der Strumpfwereiberei auf etwa

1800 bis 1880, so ergibt sich eine merkwürdige Parallelität. Auf dem Höhepunkt dieser Epochen erwächst jeweils aus dem alten Gewerbe etwas Neues, das das Alte überwuchert und Bestand bis heute hat: Ein Zeugmacher — es ist Johann Martin Landenberger — beginnt im Jahr 1801 mit der Herstellung von Manchesterstoffen und legt damit den Grund zur heutigen Cord- und Samtindustrie, und ein Strumpfwerber, — sein Name scheint verschollen zu sein — stellt seit dem Jahr 1854 baumwollene Unterhosen her und öffnet damit den Weg für die Trikotindustrie unserer Stadt und des ganzen Wirtschaftsbezirks Balingen-Hechingen. Die ältesten Firmen sind Jakob Ott jun. zur Brücke (seit 1853), Linder u. Schmid (seit 1862) und Ludwig Algaier (seit 1866).

Ich kann an dieser Stelle meinen Wunsch nicht unterdrücken, einmal dargestellt zu sehen, wie sich in der neuesten Zeit aus der einfachen Trikotindustrie mit ihrer guten Baumwollbasis auch wieder Neues gebildet hat durch die Verwendung anderer Rohstoffe, angefangen von den miserablen Nesselstoffen des ersten Weltkrieges über die Kunstseide der 20er und 30er Jahre bis zu den hochwertigen Kunstfasern unserer Tage, und von den biederen langen Unterhosen der Jahrhundertwende, die ja nach Meinung der Frau Legationsrätin vom Bonner Protokoll nicht mehr salonfähig sind, bis zu den hauchdünnen nahtlosen Perlonstrümpfen unserer Damen und dem vielseitigen Angebot an Damen-Oberbekleidung, das aus unserer Stadt kommt. Wie schön wäre es, wenn einer der Veteranen des Ebinger Trikotgeschäfts einmal diese Dinge auch für eine breitere Öffentlichkeit aufhellen würde.

Ich will nun die Entwicklung der Textilindustrie nicht weiter verfolgen; für die Samtindustrie kann ich auf die schöne Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der Samtfabrik Gottlieb Ott Sohn verweisen, wozu ein Aufsatz in den heimatkundlichen Blättern vom 30. November 1956 Ergänzungen bringt. Ich will kurz erwähnen, daß in die gleichen Jahre, wie die Anfänge der Textilindustrie, auch die der hiesigen Metallindustrie fallen: 1845 ist das Geburtsjahr unserer Waagenindustrie, denn aus der Werkstatt des Mechanikers Philip Mathäus Sauter erwuchs die Firma Gottlieb Kern und Sohn; Sauters Neffe August Sauter begann 1856. Mit der Kunst, Nadeln herzustellen, die schon vorher hier geübt wurde, begann Theodor Groz im Jahre 1852.

Aber wenn wir unsere heutigen Vorstellungen von Fabriken, seien es Trikot-, Samt-, Nadel-, Waagen- oder Spiralbohrerfabriken, auf jene Zeit übertragen, so machen wir uns ein ganz falsches Bild von der Gewerbetätigkeit in den 50er, 60er und 70er Jahren. Fabriken in unserem Sinn gab es noch kaum. Die untere Samtfabrik, die 1854 mit 50 Arbeitern begann, hat vor 3 Jahren mit Recht Jubiläum gefeiert, denn sie blieb für fast eine ganze Generation die einzige Fabrik, die diesen Namen verdiente. Das übrige gewerbliche Leben spielte sich noch im Rahmen des Handwerklichen oder des Verlags ab. Wenn wir aus Statistiken aus jenen Jahrzehnten lesen, daß einzelne Textilbetriebe schon 100, 150, ja 200 Arbeiter hatten, so sind das Heimarbeiter, die im Auftrag eines Verlegers ihre Ware zu Hause anfertigten und sie diesem wieder abliefern. Immerhin erforderte der Absatz dieser erheblichen Warenmengen schon damals kaufmännische Umsicht und Tatkraft.

(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Der Heuberg ist offen / Von Dr. habil. G. Stockmann, Tübingen

Der Kleine Heuberg - einst eine Große Markgenossenschaft
- 3. Beitrag -

Ein gütiges Geschick hat uns zwei, offenbar voneinander ganz unabhängige Berichte verschafft und bewahrt, welche über die frühere Eigentumsverfassung und die wirtschaftliche Nutzung des Kleinen Heubergs Auskunft geben. Sie sind abgefaßt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, spätestens um 1860/70. Den größeren Bericht, überschrieben mit dem für den Beginn des „Heubergheuet“ einst üblichen Ankündigungsspruch „Der Heuberg ist offen“, brachten wir in den Nummern 6 und 7 des 4. Jahrgangs (1957) unserer heimatkundlichen Blätter für den Kreis Balingen - versehen mit einer kurzen Einleitung, die auf die Bedeutung dieser Berichte hinweist. Hier soll nun anfangs der zweite Bericht „Der Heubergheuet“ wiedergegeben werden. Er ist zwar recht kurz, aber doch wichtig, denn er bestätigt im wesentlichen den erstgenannten Bericht und ergänzt ihn in einigen Punkten.

„Auf dem sogenannten Kleinen Heuberg kommen die Grenzen der Markungen Geißlingen, Dormettingen, Dautmergen, Isingen, Binsdorf und Erlaheim zusammen. Die Felder auf diesem Heuberge wurden ihrer kostspieligen Bebauung wegen zu Wiesen liegen gelassen, welche ihrer hohen und rauhen Lage wegen ohnedieß wenig Ertrag lieferten.“

„Es durfte keine Gemeinde vor der anderen auf den Heuberg, um die Heuernte zu halten, sondern der Vogt von Geißlingen bestimmte einen Tag, an welchem alle Wiesenbesitzer auf dem Heuberg aus allen Gemeinden Ernte halten mußten. Es wurde Morgens gemäht, und Mittags rückten die Musikanten aller Gemeinden mit Jung und Alt an, um den „Heubergheuet“ festlich zu begehen. Es waren Tausende aus all' den genannten Gemeinden versammelt, um sich einer unbegrenzten Freude und Lust hinzugeben. In Buden waren die Wirte aller Orte etabliert.“

„Nicht selten wurde von den ledigen Bur-schen verschiedener Gemeinden die Erledigung früherer Zwiste auf den „Heubergheuet“ vertagt und in obligaten Schlägereien abgerechnet. Die Verhandlungen des herrschaftlichen „Jahresgerichts“ hatten in der Regel auch Heuberghandel zum Gegenstand. Auf den Wiesen wurde bis spät in die Nacht getanzt. Über den Tanzplatz führte eine Römerstraße und nicht weit links lagen vier große Römergräber. Ein bei dem Ackern gut hörbarer hohler Ton und die immer häufiger zum Vorschein kommenden Stücke von Vasen, Ziegeln und Mauern sind die Gründe für die Sage einer versunkenen Römerstadt.“

Quelle: Anton Birlinger „Volksthümliches aus Schwaben“, Band 2, „Sitten und Gebräuche“ (1862), Seite 425-426, - ohne Nennung des Gewährsmannes. - Als Verfasser des größeren Berichts erwähnt Birlinger: „Schul. A. V. Waser in Dirgenheim“; es handelt sich wahrscheinlich um einen Schultheißen, der früher längere Zeit in einer der drei von ihm genannten neuwürttembergischen Heuberggemeinden gelebt hat. (Diesbezügliche Rückfragen in Dirgenheim brachten bislang keine Klärung.)

Am „Heubergheuet“ beteiligte Gemeinden
Während der erste Bericht zwar bei der Schilderung des Festes erwähnt, daß dabei „sieben ganze Gemeinden verbrüdet seien“,

aber nur die drei Hohenbergischen bzw. ritterschaftlichen Gemeinden Dormettingen, Binsdorf und Geislingen namentlich als berechnete Gemeinden anführt (zweimal) und deren „kernige, kaiserliche Leute“ herausstellt, bringt der zweite Bericht eine vollständige Liste der beteiligten Gemeinden (siehe oben). Von den drei heutzutage mit ihren Markungen am Heuberg beteiligten altwürttembergischen Gemeinden Isingen, Leidringen und Tübingen nennt er allerdings auch nur die erstere; dagegen gibt er noch zwei weitere einst hohenbergische Gemeinden an, nämlich die heute mit ihren Markungen nur bis an den Rand des Heubergs reichenden Gemeinden Dautmergen (im Südwesten) und Erlaheim (im Nordosten des Heubergs); zumindestens die letztere ging aber, nach der heutigen Abgrenzung zu urteilen, bei der Aufteilung des Heubergs unter die beteiligten Gemeinden ganz leer aus, sie war also wohl auch niemals an der alten Großmark „Kleiner Heuberg“ beteiligt.

Sichere Teilhaber waren offenbar die neu-württembergischen Gemeinden Dormettingen, Geislingen, Binsdorf - und von der Nordwestseite her die alt-württembergischen Gemeinden Tübingen, Leidringen und Isingen.

Vermutlich geht diese Großmark zurück auf die Zeiten vor Ausbildung der später hier bestehenden „Territorien“ (1. Hohenberg, 2. der später an Alt-Württemberg gefallene Raum Tübingen, Isingen, Rosenfeld), also auf das frühere Mittelalter; später wäre sie wohl schwerlich zustande gekommen, weil es dann dazu eines Übereinkommens zwischen zwei größeren Herrschaften bedürft hätte.

Verfassung und Nutzungsweise des „Kleinen Heubergs“ um 1800-1825

Der erste, größere Bericht bietet viele Anhaltspunkte für die Art und Weise, in der diese Markgenossenschaft bis zu ihrer Auflösung verwaltet und nach alter, fester Ordnung genutzt wurde.

Die Flächen des Kleinen Heubergs werden ausdrücklich als „Gemeinwiesen“ bezeichnet. Der Tag des Erntebeginns wird von der Behörde festgesetzt (nach dem hier oben wiedergegebenen Kurzbericht vom Geislinger Vogt), den Gemeindevorstehern der beteiligten Gemeinden mitgeteilt - und damit „tut sich der Heuberg auf“ für den „Heuberg-Heuet“ (so wie seit alters auf Weisung des Dorf-Schultheißen die Ösche der dörflichen Ackerflur für die Getreidernte - oder die Weinberge für den Weinherbst - „geöffnet“ wurden).

Für den Heuet auf den Gemeinwiesen bestand aber eine besonders strenge Ordnung: Schon im Dorf wird „die Reihenfolge der Familien im Mähen ausgemittelt“; unter Vorantritt von Musikanten zieht jede Dorfschaft geschlossen hinauf auf die Hochfläche zum „Langen Ziel“ (wohl identisch mit dem heutigen Flurteil „Langenmahd“). Dort werden „den Einzelnen ihre Plätze und Ge-

schäfte angewiesen“. Sind alle Dorfschaften eingetroffen, dann werden auch die Arbeiten des Heuet selbst nach fester Ordnung begonnen, unter Vorantritt von Vormähdern im Wettstreit ausgeführt und abgeschlossen. - Nun teilen die Gemeindevorsteher die abgeräumten Wiesenflächen zur Schafhütung in Anteile auf, „ziehen das Hälmle“ darum, welcher Gemeinde die einzelnen Anteile zufallen sollen, und übergeben diese dann feierlich an die Schäfer... und damit „schließt sich der Heuberg“ bis zum nächsten Sommer.

Zum Vergleich: „Das Salmendinger Heufeld“

Über seine Verfassung und Nutzung liegt eine eingehendere Untersuchung vor, bearbeitet um 1900 vom damaligen Pfarrer von Salmendingen, Herrn Friedr. Eisele*).

Dieses Heufeld gehörte stets zur Markung Salmendingen und trug den Namen „Gemeine Merk“ (siehe dort, S. 64). Die alte Ordnung wurde dort schon im 16. und 17. Jahrhundert stark durchbrochen. Es gab viel Privatbesitz, der z. T. sogar als Acker genutzt wurde. Die Ordnungsgewalt lag fast ausschließlich bei der Gemeinde Salmendingen und sie und ihre Bürger gewannen schon vor 1800 nach und nach so ziemlich alle diejenigen Nutzungsrechte hinzu, die früher auch zwei Nachbargemeinden zustanden (z. B. Weiderecht auf gewissen Teilen des „Heufeldes“), und um die es viel Streit gegeben hatte.

Die Markgenossenschaft „Kleiner Heuberg“ war also ein ungewöhnliches Gebilde, vor allem in zweierlei Richtungen:

1. ungewöhnlich hinsichtlich des **Umfanges**: Der Heuberg war Gemeineigentum von sechs oder gar sieben Gemeinden, und blieb es bis zu seiner ordnungsmäßigen, um 1825 vorgenommenen Auflösung. Ein wichtiger Grund für die Aussonderung dieser „Großen Mark“ und für ihr festes, dauerhaftes Gefüge war offenbar ihre Geländebeschaffenheit: diese Große Mark liegt nämlich als geschlossene, fast ebene Hochfläche (gebildet vom Ölschiefer, also Lias Epsilon) deutlich im Gelände durch Hänge von meist 60 bis 80 Meter Höhe abgesetzt gegen die darunter auf den Kalk- und Sandsteinschichten des Lias Alfa sich ausbreitenden Markungen der angrenzenden, an der Großen Mark beteiligten Dorfgemeinden (die einzige Dorfmark und Gemeinde, die sich um nur 30 bis 40 Meter tiefer ausbreitet, nämlich das meist auf Ölschiefer liegende Dormettingen, liegt besonders weit von der Hochfläche des Kleinen Heubergs ab). - Diese Große Mark war also gegen Übergriffe der einen oder anderen anteilberechtigten Gemeinde, wie solche wohl auf der Salmendinger „Gemeinen Mark“ erfolgt sind, gleichsam von Natur aus gefeit. - Zur Anlage eines Dorfes mit Feldmark wiederum erschien wohl der Kleine Heuberg in der Zeit der alemannischen Landnahme und auch später als ungeeignet wegen Wassermangel und wegen seiner rauhen, dem Wind stark ausgesetzten Lage.

2. ungewöhnlich auch hinsichtlich der **Nutzungsweise**: Den Hauptertrag brachte

*) Enthalten in „Mittellungen des Vereins für Geschichte in Hohenzollern“, Band 37 (Jg. 1903/04), Seite 61 bis 78.

die gemeinsame Heunutzung auf diesen einmündigen Wiesen; dann wurden die Flächen als Herbstweide an Wanderschäfer in Pacht vergeben. - Von dieser Art der Nutzung leitet sich offenbar auch der Name her „Heuberg“ im Sinn von „Heufeld“. - Während sonst die Grünflächen, welche im Gemeineigentum standen (nämlich die „Almenden“) seit alters als Rindviehweide genutzt wurden, - im Alvorland durchweg und vorwiegend auch auf der Alb - findet sich also hier im Alvorland als einziges größeres „Heufeld“ der „Kleine Heuberg“; zur Rindviehweide taugte er offenbar wenig, weil seine Ölschieferböden je nach Witterung zu stauender Nässe oder zum Ausdörren neigen (früher gewiß noch mehr, bevor man Drainage kannte und anwandte). Ein kleineres, auf Außenteilen der Dorfmark liegendes Heufeld gab es offenbar in einer größeren, recht nahe gelegenen Gemeinemark des Balinger Alvorlandes, nämlich auf der von Schömberg; darauf läßt der Flurname „Heuberg“ auf der nördlichen

Außenmark dieses alten Ackerbürgerstädtchens schließen.

„Heu“-Flurnamen auf dem Kleinen Heuberg

Auf dem Gelände der früheren Großmark, also auf den heutzutage dort gelegenen Außenmarken der umliegenden Dorfgemeinden, finden sich recht viele auf Heunutzung deutende Flurnamen, die wohl größtenteils erst nach der Aufteilung dieser „Gemeinwiesen“ entstanden sind. Sie finden sich auf den Flurkarten der Landesvermessung, die dort 1838/39 durchgeführt wurde (vergleiche die Kartenblätter - nicht fortgeführte Originalkarten - XXIV/18 und 19, XXV/20, XXVI/19, 20, 21 und XXVII/20). Es findet sich der Flurname „Heuberg“ auf den Außenmarken Dautmergen, Täbingen (zweimal) und Binsdorf; „Heusteig“ auf Außenmark Leidringen; „Heubergalden“ auf Außenmark Binsdorf. (Mitten im Hartwald zwischen Markung Erzingen und dem „Kleinen Heuberg“ findet sich die Bezeichnung „Heuberggraben“.) (Forts. folgt)

Das Flußgebiet der Lauchert und die Zollernalb

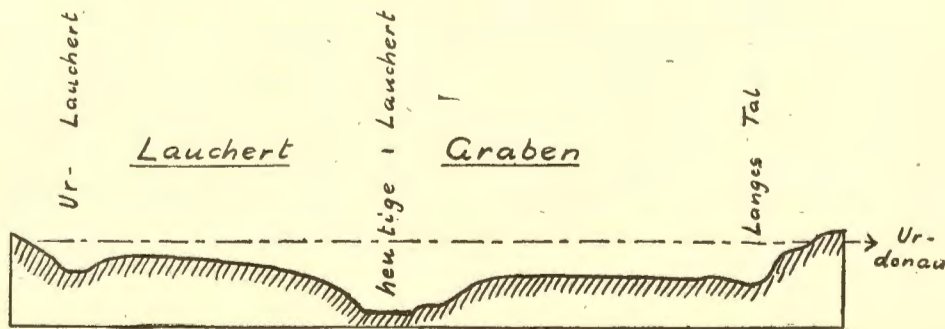
Eine Fluß-Monographie von Hans Müller

Sehr zur Zerlegung der Talandschaft beigetragen hat das unterhalb mündende hochinteressante Scheertal. Es heißt in seinem unteren Teil Büttinau und hat drei Karstquellen, die entweder Wasser geben oder auch nicht, je nach dem Stand des Karstwasserspiegels. Es erreicht dieser Bach die Lauchert oft gar nicht; auch wenn er weiter oben noch floß. Die Scheer zieht sich unter verschiedenen Namen in weitem Bogen hinter Harthausen a. d. Sch. herum und mag die Grenze der frühmittelalterlichen Scherra-Grafschaft gebildet haben, die bis zur Baar ging. Wir können die Anfänge dieses Tales bei Bitz aufsuchen. Das lange Scheertal mit einem ganzen Netz von Nebentälern bis hinauf nach Benzingen, Winterlingen, Bitz, Freudenweiler verläuft streckenweise in der Zerrüttungszone des Zollerngrabens, es hat auch Anteil an einigen Bruchlinien des Lauchertgrabens, besonders oberhalb der Himmelwand, wo das Tal geradezu in einem scharfen Zickzack verläuft. - Veringendorf ist schön gelegen und hat eine alte, sehenswerte Kirche. Der dunkle Wald auf der Seite des Tannentals, das sich nach Benzingen und Blättringen hinaufzieht, wo auch die Ruine Affelstetten am Felsen klebt, kontrastiert gut mit der lichtgrünen andern Seite. Da ragen einige seltsame Riffe aus der Talwand, zierlich, vereinzelt wie im Altmühltal. Vergessen wir nicht, daß wir uns im obersten Weißjura befinden, wo das Riffwachstum abebbte und auch nur noch in der Hauptsache von Korallen bestritten wurde. Ein Umweg lohnt sich immer. Gehen wir also hinüber an den Anfang des zweiten Steilaufstiegs auf der Straße nach Hochberg. Tatsächlich haben wir parallel zur Lauchert die vermutete Talrinne: Langes Tal, Zimmertal und noch einige Andeutungen. Ermutigt durch diese Entdeckung suchen wir auch die andre Seite auf. Hinter dem Hügelzug von Veringendorf bis weit unterhalb Jungnau finden wir es mit Prall- und Gleithang, mit Terrassen, Felsentoren und was eben zu einem Tal gehört, - aber ohne einen einzigen Tropfen Wasser! Es ist das tertiäre (jungpliozäne) Laucherttal, das von Fachleuten schon (durch Schotterfunde) bis hinauf zum Hettinger Trockental durchverfolgt worden ist. Schwarzwaldschotter auf der Höhe von Stetten a. k. M., beim Großwieshof, bei Hochberg und Billafingen vertragen uns den Weg der einstigen (altpliozänen) Donau über die Alb. Die Skizze 4 gibt einen Querschnitt durch den Lauchertgraben dicht unterhalb Veringendorf.

Veringendorf können wir nicht verlassen, ohne den schönen Wasserfall und den Tuffbruch angesehen zu haben. Vor dem Bau

des Rathauses und der Umgehungsstraße ging der Tuff noch weiter talab. Es liegt weiter oben auch noch viel unter der Grasnarbe versteckt. Hier hat die Lauchert in jüngster Zeit viel Kalk abgeschieden und sich dann wieder in ihr eigenes Tuffbett hineingefressen. Zur Erklärung dieser Vorgänge wandern wir talab über Jungnau hinaus bis zu einem letzten Stück Römerstraße auf einem kleinen Damm. Wir können hier sehr schön den Grabenbruch erkennen und wenden uns nun der Talsohle zu. Im Januar 1955 war das Tal von Veringendorf bis Bingen überschwemmt, von der Landesbahn bis herüber zu besagter Römerstraße. Es war ein riesiger See, aber nicht tief. Die Bundesstraße war nur ganz vorübergehend überflutet, dann lief sie noch lange Zeit wie eine Hafemole mitten durch den See. Die unteren Häuser von Jungnau hatten zwar Wasser in den Kellern, aber nicht in Stall und Wohnung. Die Ritter von Jungingen, die in Jungnau zwei Burgen hatten, oder auch die Bauern haben den Ort etwas erhöht auf einen Sporn gebaut. Es müssen also schon öfter Überschwemmungen gewesen sein. Bei Jungnau und unterhalb in den Ziegelwiesen tritt man auf federnden Moorboden. Urtlesee am Nägelesfels und das Weitenried bei Hanfental sind echte Riede, teils noch mit Moortümpeln. Befragen wir eine gute Höhenschichtenkarte, so finden wir, daß von Veringendorf bis zum Bittelschießer Tälchen auf rund 10 km Flußlauf nur 10 m Gefälle kommen! Das ist beinahe nichts. Man vergleiche auch Skizze 1! Daß der Graben eingesunken ist, daß an seinem oberen Anfang ein Gefällsknick mit Wasserfall und Tuff entstehen mußte, leuchtet ein. Aber wie nun weiter? Warum geht die Lauchert nicht über den Nollhof nach Sigmaringen? Mit den Kalkmassen wird sie doch anderswo auch fertig! Weiter unten, bei Hanfental war sie einmal durchgebrochen. Da kam das Diluvium. Während der

Riß-Eiszeit rückte der Rheingletscher vor bis über die Donau, und es gab nur ein Ausweichen vor seinem Rande. Als er dann zurückschmolz, ließ er seine Endmoräne liegen, die der Lauchert den Weg über Hanfental sperrte. Auf dieselbe Weise wurde ihr dann der Ausweg nördlich dem Bittelschießer Tälchen an Hornstein vorbei verwehrt. Das ergab eine Aufstauung bis mindestens hinauf nach Veringendorf, wobei zur Lauchert noch die Schmelzwässer des Eisrandes kamen und möglicherweise sogar ein Überreich aus der Aufstauung der Donau bei Sigmaringen. Ziegelwiesen bei Jungnau, Weitenried bei Hanfental und Urtlesee am Nägelesfels waren Seeboden und wurden später zu echten Riedböden. Denn der See hatte sich nun einen Ausweg gesucht, zuerst unterirdisch, dann zu ebener Erde durch die Felsmassen im Bittelschießer Tälchen. So entstand also dieses herrliche Kleinod. Es fällt auf, daß von da ab die Lauchert wieder sehr munter wird, ja bis nach Bingen hinein sogar kleine Wasserfälle bildet. Auch bei Veringendorf wurde durch das Leerlaufen des Sees die Tuffstufe wieder verstärkt und ist bis heute noch nicht ausgeglichen. Inzwischen hat unsre Lauchert endlich eine Möglichkeit gefunden, sich mit der Donau zu vereinigen: Zwischen Hitzkofen und Sigmaringendorf laufen Bruchlinien und stoßen Weißjura und Rißmoräne aneinander. Hier fand sich eine Möglichkeit durchzukommen. Es ist ein wunderschönes Talstück, links mit den letzten Kalkriffen am Steilhang, rechts das ganz flache Moränengelände. Da die Donau hier 35 m tiefer fließt, ergibt sich zu guterletzt eine erhebliche Gefällszunahme. Daß die Lauchert mit diesem unausgeglichenen Gefälle seit Veringendorf noch lange nicht fertig geworden ist, läßt sich auch an mehreren hübschen Terrassen der Sohle im untersten Talstück ablesen, die in verschiedener Höhe daliegen. - So schön wie der Fluß und seine Landschaft sind auch die Ortschaften. Bingen liegt behäbig im weiten Rund einer uralten Talaustrahlung, umrandet von Waldgebieten, die so weit gehen, daß sie gar nicht mehr durchwandert werden, obwohl sie es verdienen. Aber wer wandert heute noch viele Stunden an einem Stück? Bingsen Kirche birgt Zeitblomsche Kostbarkeiten. Hitzkofen kann einem auffallen durch besonders liebevoll gepflegte Bauerngärtchen und seine hübsche Lage zwischen Wasser und Fels. Und um das Maß voll zu machen, steht uns noch Laucherttal, das hohenzollerische Ruhrgebiet bevor. Wir denken an das Bohnertal. Das war der Anfang. Dann wurde das Eisen von weiter her geholt, und das Werk wuchs. Es stehen noch Werksgebäude von 1706. Die Arbeiterhäuschen tragen zumeist das Datum der Jahrhundertwende. In jüngster Zeit ist talab ein ganz neues Dorf entstanden. Mit einem Einzugsgebiet bis Veringendorf und Herberlingen sind es heute rund 1800 Metallarbeiter, die hier ihr Brot verdienen, und das Landesbähnchen wird zur Industriebahn. Kurz vor Sigmaringendorf, wo die Lauchert mündet, tut sich nochmals ein Steinbruch auf zur Bekräftigung dessen, daß die Lauchert bis zuletzt ein Albfluß sein will. Dann ist das Schauspiel zu Ende.



Ja, man könnte es bis in die Einzelheiten wirklich als ein Schauspiel ansehen! Ganz am Anfang die breit angelegte Exposition, dann ein sehr zielbewußter Gang der Handlung, nicht ohne retardierende Momente; das erregende Moment noch im ersten Drittel, im mittleren Teil allerlei Verkettungen, die es zu lösen gilt; dramatischer Höhepunkt, guter Ausgang. So erlebt es der Wanderer. Für das weg- und zeitraffende Fahrzeug wird es zu einer gedrängten Rezension, mehr nicht!

Ein Flußgebiet ist ein geographisch Zusammengehöriges, in sich wunderbar gegliedertes. Es hat sein eigenes Gesicht, obwohl doch überall Wald, Feld und Wiese ist. Und wenn es sich gut gehalten hat, dann tragen sogar seine Bewohner diesen eigentümlichen Charakterzug und sind bei vernünftigen „Lebenserwartungen“ stolz auf ihre Heimat.

Auch diesen Eindruck bekommt man als betrachtender Wanderer.

(Schluß)

Volksnamen unserer Pflanzen

Von Fritz Scheerer

Schluß

Sehr zahlreich sind Namen von Pflanzen, vor allem der Sträucher mit Beeren, nach der Frucht gewählt worden. Die meisten Vertreter stehen daher draußen an unseren Rainen und auf unseren Heiden, wo ihre roten oder blauschwarzen Beeren von den Vögeln abgeholt werden. Am Feldrain wächst der Liguster, die „Deufelsbeer“, mit seinen zweifächrigen Früchten und der Weißdorn mit länglich-runden, roten mehlig Beeren, den „Bueba'hägele“. Bis tief in den Winter hinein prangen an den entlaubten Zweigen die etwas herben Früchte des Schwarzdorns, der „Schlaia“, deren Name von der Empfindung „verschlagener“ Zähne kommt. Zuerst rot und später schwarz sind die giftigen Beeren des Faulbaums, die „Tinta-beer“. Der Spindelbaum (Euonymus europaeus), der im Sommer kleine grünlich-weiße Blüten hat, zeigt uns im Herbst rosarote, ebenfalls giftige Beeren mit orange-farbenem Samenmantel. Nach deren Form wird er „Mutschelsboom“ (Mutschel-Backwerk) oder „Pfaffa'käpple“ benannt. Viele giftige Beeren werden „Deufelsbeer“ genannt, so von der Einbeere und vom Christophskraut. Die Himbeere wird von Camerer teils Himbeere, teils Hindbeere geschrieben, worauf unser „Heindela“ zurückgehen dürfte. Auch die vielen Rosenarten haben im Volksmund ihre besonderen Namen. So heißt die Hundrose, vor allem die Frucht, „Haga'butta“ oder „Häga“ (von Hag = Zaun), die Weinrose mit ihrem lieblichen Duft „Fraua'dorn“, mit der Sage: Maria habe auf der Flucht nach Ägypten an diesem Strauch die Windeln des Jesuskindlein getrocknet. Die Bergjohannisbeere (Ribes alpinum) hat rote, weniger süße Früchte, „wilde Träuble“. Auch die schwarze und rote Johannisbeere werden nach der Art der Fruchtstellung „Träuble“ genannt.

Als einsame, oft abenteuerliche Gestalten stehen die Wacholderbüsche auf der Heide. Der Name Wacholder, wie auch „Wäckholder“ ist altdäuischen Ursprungs und bedeutet einen immer lebendigen und grünen Strauch (wechal = lebendig, frisch). Seine Beeren überdauern den Winter, sind erst in zwei Jahren reif und waren einst beim Speckräuchern im großen Kamin sehr geschätzt und stehen noch heute als unentbehrliches Hausmittel in großem Ansehen. Einen Wacholderzweig hielten die Kinder am „Pfeffertag“ (28. Dezember) in der Hand. Wenn die Herbststürme über die Heide fegten, wurden die Samen der Silberdistel von den Kindern gesammelt und mit Fließpapier belegt und als „Humserle“ verwertet. Ein anderes geschätztes Spielzeug sind die „Käslöable“ der Malven.

Kümmel, „Kemmich“, kam früher öfters ins Schwarzbrot, während die Früchte des Bärenklaus, die „Kreuzerle“, minderwertig waren und er daher als „Roßkemmich“ bezeichnet wurde. Bis in den Herbst hinein stehen seine großen Schirmblüten und nebenan glüht und leuchtet die Herbstzeitlose in lila Flämmchen. Nur drei Tage dauert ihre Pracht, dann ist sie

tot; aber in der verschwiegenen Nacht hat sich das Wunder ereignet, sie hat sich selbst befruchtet. Im nächsten Frühjahr zeigt sich, daß sie nicht nutzlos gestorben ist; denn im Sommer stehen die Blätter mit den Samenkapseln, den „Küähle“ (wegen der Ähnlichkeit mit Kuheutern) auf den Wiesen. Um dieselbe Zeit flattern in den Wiesenmooren um Laufen die „Gaisa'bärt“ des breitblättrigen Wollgrases.

Der Geruch, die Gifte und Säuren mancher Pflanzen scheinen vielen Tieren unangenehm zu sein. Auch in den Namen, die das Volk diesen Pflanzen gab, spiegelt sich das wider. Im Mai übertönt das strotzende Gelb der dicken Blütenköpfe des Löwenzahns, der „Milchstock“, die Wiesen. Die hohlen Blütenschäfte, aus denen, wie auch aus den Blättern und Wurzelstöcken, beim Abbrechen eine bittere Milch fließt, werden von den Kindern zu Ketten, Hüpen usw. verwendet und sind ein beliebtes Hasenfutter. Neben dem genannten Namen führt er den etwas unästhetischen „Bettsaicher“. Seine Fruchtstände, die „Lichter“ werden von den Kindern „ausgeblasen“. Der Mehlbeschlag an den Stengeln und Blättern des stinkenden Gänsefußes, des „Stenkers“, die nach faulen Heringen riechen, ist ein Schutzmittel gegen Weidetiere und ist daher ein „Hexa'kraut“; wenn man es beim Gras berührt, so darf man nicht einmal mehr das andere Gras berühren, denn das Vieh würde es nicht mehr fressen. Der Gute Heinrich (Chenopodium bonus Henricum) wird „Schmotza'heiner“ genannt. Auf unsern Heiden blüht bis in den Herbst hinein der wilde Majoran, die „Schmecketa“, und an sonnigen Abhängen kriecht der wilde Thymian, die „Keale“ (alth. chenula), die zu stärkenden Bädern, namentlich für Kinder, benützt werden. Sämtliche Münzen-Arten heißen wegen ihres Geruchs „Schmecketa“ und die Feldmünze sogar „Altweiberschmeckete“. Unsere Betonie der Wälder bekam wegen ihres Brandgeruches den Namen „Brödeler“. Andere werden wegen des widrigen Saftes „Hexa'milch“, so die Wolfsmilch oder das Ruprechtskraut durch seinen Gestank „Kopfwaihb'loama“ genannt.

An sonnigen Hügeln, trockenen Feldrainen, auf den Felsen unserer Berge können nur solche Pflanzen fortkommen, die diesen Standorten angepaßt sind, also die Trockenheit ertragen können. Mit aufrechten, sparrig verzweigten, oft holzigen und nur wenig belaubten Stengeln blüht mit blaßblauem Kleide die Wegwarte, das „Wegkraut“. Vinkler sagt 1411 von ihr: „Die wegwart sei gewesen ein frawe zarte und wart irs puelen noch mit schmerzen“. Die niedrig am Boden der Wegränder, Heiden und Stoppelfelder hinkriechende Hauhechel, „Weiste“ (gweisch = Stoppelfeld), ist besonders charakteristisch für trockene Standorte. Sie galt früher als gutes Mittel gegen Harnbeschwerden. Ganz im Verborgenen blüht auf unsern Bergen das Steineröschen, „Heida'rösle“, „Ägerta'nägele“ (Ägerten = Ödung) als Zwergstrauch und auf den äußersten Felsen hart am Abgrund leuchten im Juli die purpurnen Büsche der

Karthäuserneike, der „Fels'nägele“ und meist zwerghaft niedergedrückt die Bibernelrose, das „Felsa'raisle“. Das „Berghähnlein“ (Anemone narzißiflora) ist eines unserer lieblichsten Hochgebirgskinder, ein Fremdling aus der Hochalpenwelt. In den Wurzeln der Erdnuß („Erdbir“, oft wird auch die Kartoffel so genannt) erzeugen Bakterien haselnußgroße, knöllchenförmige Anschwellungen, die von den Kindern gebraten und gegessen werden.

Unsere Bäume und Sträucher spielen in der Volkswirtschaft und die Unkräuter in der Landwirtschaft eine Rolle. In unsern Wäldern und Gebüsch sind der Schlingbaum, die „Waldwida“ (wilde = verschwellen), die früher zum Garbenbinden im Wasser biegsam gemacht wurden, und die Heckenkirsche, „weiß Besareis“, häufig. Letztere hat kleine schmutzig-weiße Blüten („Muckabluest“) und schwarze Beeren („Judabeer“), und im Gegensatz zu ihr werden die Zweige der Birke „birkes“ oder schwarz Besareis“ genannt. Hauptsächlich von den Birken wurde der „Maia“ genommen, der von ledigen Burschen den Mädchen zum 1. Mai gesteckt wurde. Wegen seines weißen, feinen Holzes wird der Bergahorn, der „Weißboom“, überall geschätzt und gehegt. Aus Kleinasien eingeführt und an den Straßen angepflanzt ist die Pyramidenpappel, die „Allee“. Hin und wieder stoßen wir auch in unsern Wäldern auf wilde Äpfel („Holzäpfel“; Holz hier = Wald) und Holzbirnen („Holzbir“).

Für den Bauern ist das im Öhmd blühende Unkraut kein Augentrost, sondern wegen der Verdrängung des Öhmdgrases ein „Öhmdfresser“. Der Franzenzian (Gentiana ciliata) auf unsern Schafweiden ist ein „Hausanbrenner“.

Man hat auch oft Pflanzenteile, die irgend einem Organ des Menschlichen oder tierischen Körpers ähnlich sind, als heilwirkend für dieses Organ gehalten. Vielfach glaubte man sogar, die Natur habe die Heilkraft des Gewächses durch die Form andeuten wollen. In den Jahren 1550—1697 sind nicht weniger als 24 Schriften über die sog. Signatura plantarum erschienen. Phantasievolle Menschen sahen beispielsweise an den Blattnarben der Roßkastanie eine Hufeisenform, deshalb galt die Frucht als heilsam für kurzatmige Pferde.

Zahlreiche Gewächse sind heute noch in der Hausapotheke zu finden. Allgemein gilt als Husten- und Brustmittel der Tee des Spitzwegerichs und der Lindenblüten. Die Samen der Linde werden „Lindensollen“ genannt. Weitere Beispiele wurden in den Heimatblättern 1957 von Raasch aufgeführt, es sei nur an das Schöllkraut („Warzakraut“), Scharbockskraut (Feigwarz“), den Odermennig („Longakraut“), die Nieswurz („Hexen-“ oder „Lauskraut“) erinnert.

Die Volksnamen unserer Pflanzen gewähren aber auch einen guten Einblick in die verschiedene Art der Götterverehrung und in den Aberglauben. Die alte Oberamtsbeschreibung von 1880 führt eine ganze Reihe solcher Beispiele an. Damit die Häuser vor dem Blitzstrahl geschützt waren, wurde auf dem First des Hauses die Hauswurz, „Dachwurz“, künstlich angepflanzt. Schon Karl der Große bestimmte in seinem Capitulare de villis: Der Landmann habe auf seinem Hause „Jupiterbart“ (in Kräuterbüchern „Donnerbart“). Mit dem Verschwinden der Stroh- und Holzriegeldächer ist sie im Aussterben begriffen. Der Schierling wird „Wüterich“ genannt, das vielleicht auf Wotan bezogen werden darf. Alle möglichen Unholde vertreibt das Johanniskraut („Fieberkraut“): „Weil es gegen Satan und seine Teufeleien schützt, hat der Böse aus Zorn darüber die Blätter der Pflanze durchbohrt“ (1500). Der Teufelsabbiss verdankt seinen seltsamen Namen

der Wurzelform. Von den Kindern werden die Kleeblüten gerne ausgesaugt und auch in ihnen wohnt eine Kraft: „Ein vierblättriges Kleeblatt wird allgemein als glückbringend betrachtet; in den linken Schuh getan, bringt es Glück auf den Weg“. Das Volk ist bestrebt allen Naturerscheinungen eine Erklärung zu geben.

Vom Wollkraut (*Verbascum thapsus*), von der „Königskerz“ sagt Camerer (1600): „Der lange Stengel mit seinen Blumen ist anzusehen einer schönen leuchtenden Kerze gleich... hat dicke, wollechte Bletter, die

haben die Alten als Docht zum Ampeln gebraucht“. Dies wird auch der Grund zur Benennung „Königskerz“ gewesen sein.

Zusammenfassend können wir feststellen; das Volk hat in vielen Fällen das Richtige getroffen. Selbst das unscheinbarste Pflänzchen hat eine Rolle gespielt. Unsere Vorfahren hatten ein persönliches Verhältnis, eine Freundschaft mit dem Naturleben ihrer Heimat. Mögen nun bei unseren Wanderungen auch die Volksnamen der Pflanzen ein Schlüssel sein zu tieferem Naturgenießen und Naturverstehen!

Von der Werkstatt zur Fabrik

Die Anfänge des Ebinger Wirtschaftslebens

Vortrag, gehalten vor der Heimatkundl. Vereinigung im Kreis Balingen am 21. Oktober 1957 von Dr. Walter Stettner

(Schluß)

Erst seit etwa 1880 ging die Heimarbeit in Fabrikarbeit über, und zwar ebenso in die Textil- wie in der Metallindustrie. Dieser Vorgang ist für die Nadelfabrik in der Festschrift von 1952 anschaulich geschildert. Wie kam es dazu? Man wird sich zunächst daran erinnern, daß die 80er Jahre für die gesamte deutsche Industrie einen großen Aufschwung brachten, nach dem die Krise der 70er Jahre, die auf die Gründerjahre folgte, überwunden war. Hier kommt aber ein örtliches Ergebnis steigend hinzu: Die Eröffnung der Bahnlinie Balingen—Ebingen—Sigmaringen und damit der Anschluß Ebingens an das Eisenbahnnetz im Jahre 1878. Jetzt erst war es möglich, größere Mengen Kohle heranzuschaffen, wie sie für die steigende Zahl von Dampfmaschinen und für das Gaswerk erforderlich waren. Wenn ich in diesem Zusammenhang das Gaswerk nenne, das 1861 von den Landenberger von der unteren Samtfabrik eröffnet worden war und das 1872 an die Stadt überging, so weniger wegen der Beleuchtung als wegen der Gaskraftmaschinen, die damals in beträchtlicher Zahl hier betrieben wurden.

Daß auch die Arbeitsbedingungen noch völlig anders waren als heute, will ich nur kurz streifen. Es gab ja noch keine 48-Stunden-Woche, sondern man war 10 bis 14 Stunden in der Fabrik. Der freie Samstagnachmittag, ja vielleicht bald der freie Samstag überhaupt, ist für unsere jüngere Generation etwas so Selbstverständliches, daß sie sich kaum mehr vorstellen kann, wie man noch bis 1919 am Samstagabend genau so lange gearbeitet hat, wie an den anderen Werktagen. Ja es gibt mehr als eine Klage der hiesigen Stadtpfarrer, daß die Fabrikanten ihre Leute auch in der Nacht vom Samstag auf Sonntag arbeiten ließen, so daß diese am Sonntagmorgen nicht zum Gottesdienst kamen.

Die Schutzbestimmungen für Frauen und Jugendliche waren unzureichend. Die Beleuchtung, die natürliche und die künstliche, noch miserabel, und um Schönheit der Arbeit und der Arbeitsräume bemühte man sich erst im nationalsozialistischen Staat mit Nachdruck. Für Ebingen wirkte sich der Wirtschaftsaufschwung der 80er Jahre sehr spürbar im Zuzug großer Massen von Menschen aus. Ein Hinundherpendeln zwischen Wohnort und Arbeitsort kannte ja man noch kaum, denn der Omnibus war noch nicht erfunden, auch die Bahn nach Onstmettingen noch nicht gebaut, und das Fahrrad steckte noch in den Kinderschuhen.

So wuchs nun die Bevölkerungszahl der Stadt in drei Jahrzehnten auf das Doppelte. Hier die Zahlen: 1880 5555 Einwohner, 1900 9000, 1910 11 423. Daß damit auch für die Stadtverwaltung große Aufgaben erwachsen, vor allem damals schon ein Wohnungsproblem, sei nur noch am Rande erwähnt.

Welche Schwierigkeiten überwunden werden mußten, um dem wirtschaftlichen Fort-

schritt in Ebingen zum Durchbruch zu verhelfen, davon wissen wir nur wenige Einzelheiten. Vor allem auf zwei Gebieten zeigten sich solche Schwierigkeiten, auf dem finanziellen und dem technischen. Es gab hier vor 100 Jahren einigen Wohlstand, aber keine großen Vermögen. Die Anschaffung von Maschinen aber erforderte Kapital, das knapp war. Daher richteten verschiedene hiesige Gewerbetreibende an die Zentralstelle für Handel und Gewerbe in Stuttgart, die von Ferdinand Steinbeis so erfolgreich und segensreich geleitet wurde, Gesuche um Zuschüsse zur Anschaffung solcher neuer Maschinen. Bedeutete die Anschaffung einer solchen Maschine einen Vorstoß in Neuland oder versprach sie sonst einen technischen Fortschritt, so sprang die Zentralstelle gerne ein, konnte aber bei weitem nicht allen Anforderungen entsprechen. In den 60er Jahren wurde dann die hiesige Gewerbebank gegründet als ein Akt der Selbsthilfe. Ich weiß nicht, ob die älteren Akten dieser Bank noch vorhanden sind, dann könnte man vielleicht etwas mehr Klarheit darüber gewinnen, wieweit die jungen Unternehmer mit eigenen und wieweit sie mit fremden Mitteln arbeiteten. Zweifellos ist der Wille zur eigenen Leistung vorherrschend gewesen; in keinem Wirtschaftszweig hat sich hier die Aktiengesellschaft durchgesetzt.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Gesammelt von Dr. Hermann Bizer, Rosenfeld

Nr. 6 Burgfelden

Brauchtum

Am heiligen Abend gingen früher die „Pelzer“ von Haus zu Haus, um die Kinder zu beschenken und zu ängstigen. Einst scheint auch am Nikolaustag ein „Schanteklos“, ein Bursche mit übergezogenem weißem Hemd und mit einem Schellenriemen behängt, umgegangen zu sein. (Walz, um 1900).

Am Altenjahrsabend gingen die Kinder von Haus zu Haus und sangen das auch anderwärts bekannte Verschen:

Geand auh japes hear,
Schnitzbrot oder Meahl,
wenn i muaß bei Naacht ge' senga
ond dur alle Wae'kel sprenga!
Geand auh japes hear,
Schnitzbrot oder Meahl!

Die Ostereier legte man auch hier in Ameisenhaufen, um sie zu färben.

Am Heiratstag wurde früher der Tag der Hochzeit und das Heiratgut festgesetzt.

Vor der Hochzeit ging die Braut und eine „Gespieler“ durchs Dorf, um zur Hochzeit zu laden. Die begleitende „Gespieler“ hatte dabei die eigentliche Einladung zu sagen. Die Morgensuppe bestand aus Kaffee, Bier und Schnaps.

Aberglauben

Man glaubt, daß Selbstmörder so viele Jahre umgehen müssen, als sie noch zu leben gehabt hätten.

Die andere Schwierigkeit nannte ich eine technische. Dafür zwei Beispiele: Unsere Samtindustrie mußte Jahrzehntlang der ausländischen Konkurrenz den Vorzug lassen, weil diese bessere Farben zur Verfügung hatte als die deutsche. Wenn ich recht unterrichtet bin, ist dieser Vorsprung erst zu Beginn dieses Jahrhunderts mit dem Aufbau einer deutschen chemischen Industrie eingeholt worden. Vor 100 Jahren gelang es auch den Bemühungen der Stuttgarter Zentralstelle nicht, hier Abhilfe zu schaffen, obwohl sie namhafte Summen für Versuche zur Verfügung stellte. Ein zweites Beispiel: In der Nadelfabrik ging der Kampf lange Zeit um einen geeigneten Stahl, der hart aber nicht spröde war. Die Festschrift (S. 18 ff) berichtet davon sehr instruktiv. In beiden Fällen handelte es sich um Aufgaben, die außerhalb unserer hiesigen Betriebe lagen. Diese Beispiele ließen sich vermehren.

In diesen Umständen sehe ich übrigens einen Grund für die Tatsache, daß die Unternehmer der Metallbetriebe meist aus dem Handwerkerstand kamen, dagegen die der Trikotindustrie, wo die technischen Probleme einfacher sind, aus dem Kaufmannsstand.

Habe ich nun einiges von den Schwierigkeiten im Wachsen unserer Industrie gesprochen, so müssen zum Schluß zwei Faktoren hervorgehoben werden, durch die die Schwierigkeiten gemeistert worden sind. Der eine ist das Vorhandensein einer breiten Schicht von Unternehmern, die den Willen, die Entschlossenheit besaßen, allen Schwierigkeiten Herr zu werden und ihrer auch Herr geworden sind, die mit Erfolg durch den Einsatz finanzieller und technischer Mittel ihre Produktion verbessert und für die verbesserte Produktion Abnehmer gefunden haben, der andere eine arbeitswillige, ja arbeitsbesessene Bevölkerung, die ihr tägliches Brot nicht dem Mitleid oder der Gnade anderer verdanken wollte, sondern dem Fleiß ihrer Hände. Dank diesen beiden Faktoren ist Ebingen trotz seiner ungünstigen Verkehrslage heute eine angesehene Industriestadt im Reigen der schwäbischen und deutschen Städte.

Wer beim ersten Kuckucksruf den Geldbeutel schüttelt, hat nie Mangel an Geld.

In ein Haus, an dem Schwalben ihre Nester haben, schlägt der Blitz nicht.

Karfreitagseier halten das ganze Jahr, man kann sie weder färben noch vollständig hart sieden.

Schwindsucht heilt durch den Genuß gedörrter Kreuzspinnen.

Krachen die Stiefel, so hat der Schuhmacher kein Trinkgeld bekommen.

Wird das Salzbüchse umgeworfen, so gibt es im Haus am selben Tag noch Händel. Sagen

Burgfelden soll einst ein großes Dorf gewesen sein, in welchem fünf Kirchen waren. — Die Herren von der Schalksburg ritzen an den Festtagen hieher zur Messe. — Auf der Schalksburg ist ein großes Loch, in welchem viel Gold und Geld verborgen ist, das aber von einem schwarzen Pudelhund mit feurigen Augen bewacht wird. Früher soll sich einmal ein Mann aus Laufen an einem Seil hinabgelassen haben. Er habe aber nach einigen Metern gerufen, man möge ihn doch wieder hinaufziehen.

In der alten Kirche soll der heilige Michael begraben sein.

(Fortsetzung folgt)

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die außerkirchlichen Religionsgemeinschaften im Kreise Balingen

Von Dr. Helmut Bößler, Herrenberg

Die Verbreitung der großen Konfessionen zeigt im Kreisgebiet ein rein historisch, d. h. durch die frühere Territorialzugehörigkeit bedingtes Bild: der altwürttembergische Teil ist trotz stärkerer Zuwanderungen aus vorwiegend katholischen Gebieten im Zuge der fortschreitenden Industrialisierung und im Gefolge der Einweisung von Heimatvertriebenen nach 1945 nach wie vor noch vorherrschend evangelisch, die ehemals zu den vorderösterreichischen Landen gehörigen oder der Reichsritterschaft untertänigen Orte sind demgegenüber noch fast ausschließlich katholisch bestimmt.

Die Glaubensverfassung der römisch-katholischen Kirche läßt in ihr keine Gruppen mit religiösem Sonderleben zu, vermag andererseits von sich aus durch ihren Kult alle möglichen Formen und Stufen der Frömmigkeit zu befriedigen.²⁾ Die in manchen katholischen Orten des Kreises bestehenden außerklösterlichen Ordensvereinigungen (meist Dritte Orden des Hl. Franz v. Assisi), Bruderschaften und Kongregationen sind denn auch religiöse Gruppen, die den Glauben und die Lehre der römisch-katholischen Kirche am strengsten und aktivsten vertreten, wobei lediglich aus der Fülle möglicher katholischer Glaubensäußerungen, z. B. in der Heiligenverehrung, bestimmte Züge eine besondere Pflege erfahren. Romfreie katholische Konfessionsgruppen oder Gemeinschaften wie etwa die Altkatholiken finden sich in den vorwiegend katholischen Gemeinden des Kreises nicht. Außer Angehörigen der ev. Landeskirche von zugewanderten Familien treten in ihnen nirgendwo zusammen mehr als 15 Mitglieder sonstiger christlicher Gemeinschaften auf (am meisten noch in der Stadt Schömberg: 1956 zus. 14 und in Geislingen: 12). Die beherrschende katholische Mehrheit zwingt den im Verhältnis dazu geringen Anteil der Evangelischen zu deren Zusammenhalt und verhindert im allgemeinen Absonderungen. Zugezogene vereinzelte Mitglieder anderer religiöser Gemeinschaften wandern im katholischen Bereich in der Regel später wieder in evangelische Orte ab oder werden doch kaum noch durch eine nachfolgende Generation am selben Ort zahlenmäßig vermehrt; ihr Auftreten ist mithin nur vorübergehend. Als Freireligiöse oder Freidenker bezeichneten sich bei der Auszählung der Religionszugehörigkeit 1950 im katholischen Teil des Kreises nur einige wenige Einwohner (8—12) der Stadt Schömberg und der Industriegemeinde Dotternhausen.

Anders als im katholischen Gebiet des Kreises konnten im evangelischen Teil derselben früh alle Voraussetzungen zur Bildung sonstiger religiöser Gemeinschaften (über diese, ihre Glaubensverfassung und Lehren s. bei Fiedler³⁾) wirksam werden, zunächst noch innerhalb der Kirche, später auch außerhalb und völlig abgesondert von ihr: Der Charakter des Protestantismus, für dessen Lehre allein die Bibel Autorität

ist, bot die Freiheit für eine solche Entwicklung, gerade durch die mögliche freie Auslegung des Bibeltexes. Im Stammescharakter der Schwaben liegt über das Grübeln und Sinnieren, das individualistische Denken und die Neigung zum Rationalisieren. Auf der Alb und in ihrem Vorland sind wie in anderen von Natur wirtschaftlich wenig begünstigten Mittelgebirgen so Eigenheiten nun besonders ausgeprägt. Dazu kommt hier in diesem Raum die verhältnismäßig frühe Entstehung zahlreicher landarmer Dorfschichten, die sich zur Sicherung ihres Lebensunterhalts bald einer kleinhändlerischen Tätigkeit zuwenden mußten. Das ewige Suchen hierin nach Neuem, Besseren macht indessen solche Bevölkerungsteile im Geistig-Religiösen am ehesten anfällig für teils tief sinnige und oft weltflüchtige, teils auch umstürzlerische Ideen bei der Bibelauslegung, für Erweckungs-, Weltverbesserungs- und Heiligungsvorstellungen. Der Weg führt dann einerseits zu stillen Erbauungsstunden pietistischer kirchentruer, aber nach außen weitgehend abgeschlossener Zirkel, andererseits zu radikalen Reformbestrebungen und kirchenfeindlichem Sektierertum.

Über die ersten sektiererischen Bewegungen während der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges berichtet die Kreisbeschreibung Balingen. Neben Balingen, das im 18. Jahrhundert eines der Zentren des württembergischen Pietismus wurde, (s. dar. Ortsbeschreibung Balingen in der Kreisbeschreibung B.) waren in jener Zeit Ostdorf durch seine dortigen Erbauungsstunden und Onstmettingen Ausgangspunkte desselben³⁾ (später auch Tailfingen, Bitz und zeitweilig auch Ebingen.) In Onstmettingen wirkte in diesem Sinne von 1746 bis 1770 der Pfarrer und Erfinder mechanischer Geräte (vgl. oben!) Philipp Matthäus Hahn. So bestehen in allen größeren Gemeinden des Kreises (teils mit eigenen Sälen oder gar Vereinshäusern) pietistische Gemeinschaften, die zu Ende des letzten Jahrhunderts und noch in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg mit einer sehr beachtlichen Zahl von Gliedern (so in Ebingen um 1925 mit noch gegen 400!) vertreten waren und heute in den evangelischen Orten im Durchschnitt noch um 25 - 30, in größeren Industriedörfern wie z. B. Engstlatt zusammen um 50, in Tailfingen-Truchelfingen insgesamt etwa 250, in Ebingen um 150, in Balingen um 50 Glieder zählen.

Altpietistische Gemeinschaften finden sich in 16 und „Hahn'sche Gemeinschaften“ in 4 Gemeinden. Die letzten wirken auch als „Brüder“ im Sinne des bekannten württembergischen Stundenmannes Michael Hahn (1758 - 1819) ganz in der Stille. Eine neupietistische Richtung mit den in der „Süd-deutschen Vereinigung für Evangelisation und Gemeinschaftspflege“ zusammengefaßten Gemeinschaften ist in 11 Gemeinden vertreten; das Zentrum ist Ebingen mit heute etwa 100 Stundenteilnehmern. Der

1934 davon abgetrennte „Liebenzeller Gemeinschaftsverband“ tritt nur in Winterlingen auf. In Ebingen, Truchelfingen und Winterlingen gibt es außerdem die „Zions Hügel-Stunde“, in der, wie allgemein bei der altpietistischen Richtung, eine religiöse Vertiefung angestrebt wird, während beim Neupietismus die biblische Verkündigung im Vordergrund steht. Alle diese Gemeinschaften wirken, wenn auch still, innerhalb der ev. Landeskirche, für deren seelsorgliche Arbeit sie eine wertvolle Stütze bedeuten.

Wie die pietistischen Gemeinschaften anerkennen die Bekenntnisse der Reformation als ihre Glaubensgrundlage auch einige Gruppen, die als Evangelische Freikirchen zwar Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in Deutschland und des Weltkirchenrats und damit grundsätzlich von den christlichen Sondergemeinschaften (Sekten) zu unterscheiden sind, aber außerhalb der Evangelischen Landeskirche stehen. Da sie von ihren Anhängern und Mitgliedern nicht den Austritt aus der letzteren verlangen und mithin eine Doppelmemberschaft zulassen, bei den Volkszählungen aber dann häufig nur die Zugehörigkeit zur Ev. Landeskirche angegeben wird, läßt sich die tatsächliche Zahl ihrer Angehörigen nicht genau feststellen. Nach den Ergebnissen der Auszählung der Religionszugehörigkeit von 1950 bezeichneten sich 1043 (=1,26 v. H. sämtlicher) Kreisbewohner als Mitglieder solcher Freikirchen. Davon gehörten in jenem Jahr 70 Personen lutherischen Freikirchen und 11 reformierten freien Gemeinden an. Bei den letzteren dürfte es sich allein um Heimatvertriebene aus schlesischen reformierten freien Gemeinden, andernfalls sonst nur noch um Zuzüge aus Norddeutschland handeln, bei den ersteren nach Fiedler²⁾ um in den Kreis zugezogene Angehörige lutherischer Freikirchen aus norddeutschen Ländern und (nach 1945) aus dem sowjetischen Besatzungsgebiet sowie hauptsächlich um Vertriebene, deren Heimatgemeinde zu einer lutherischen Freikirche gehörte oder die Mitglieder der Evangelisch-Lutherischen Bekenntniskirche in der Diaspora (ELBD) sind.

Bedeutender, schon der Mitgliederzahl nach und da im Kreis bereits um 1840 vertreten, ist hier die Methodistenkirche. Aus der anglikanischen Kirche als englische Abart des Pietismus hervorgegangen fand die methodistische Heiligungs- und Erweckungsbewegung in Württemberg und auch im Kreisgebiet zunächst besonders in den pietistischen Gemeinschaften Eingang und dann zunehmenden Zulauf, der nach 1872 schließlich aus einer Gemeinschaftsbewegung innerhalb der Landkirche eine selbständige Freikirche entstehen ließ.^{2, 5 u. 6)} Sie hat besonders in den Industriegemeinden des Oberen Bezirks in Ebingen, Tailfingen, Meßstetten und Onstmettingen zusammen mehrere hundert Mitglieder und Anhänger und besitzt dort auch eigene Gotteshäuser, in Bitz einen Betsaal. In vier weiteren Orten ist sie mit etlichen Mitgliedern vertreten, die wie die übrigen im Kreis von einem Methodistenprediger mit Sitz in Ebingen betreut werden. Die Zugehörigkeit zur Bischöflichen Methodistenkirche

wurde bei der Volkszählung 1950 für 516 Kreisbewohner angegeben. Doch dürfte die wirkliche Zahl ihrer Anhänger höher liegen, da bei diesen häufig der Austritt aus der Ev. Landeskirche, zu der ein gutes Verhältnis besteht, nicht und bei den Erhebungen lediglich die Angabe der Zugehörigkeit zur letzteren erfolgt ist. Dasselbe gilt in wohl noch stärkerem Maße für die 1950 erfaßte Mitgliederzahl der **Evangelischen Gemeinschaft** (113 im Kreis), der sonst in Württemberg prozentual stärker vertretenen Separation von den Methodisten (1803 durch den Methodistenprediger J. Albrecht in Pennsylvania/USA unter deutschen Einwanderergemeinden in Auseinandersetzung mit dem angelsächsischen Einfluß erfolgt; ihr Mittelpunkt in Württemberg und Sitz eines Predigerseminars ist Reutlingen). Sie unterhält in Balingen (dort mit Heselwangen ca. 100 Anhänger) einen eigenen Prediger und die 1954 dort erbaute Christuskirche; in Frommern-Dürrwangen (um 200 Anhänger) und Streichen (um 60 Anhänger) hat sie Betsäle für die Andachten ihrer dortigen Mitglieder gemietet.

Dem **Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden** gehören die im Kreis vertretenen, früher selbständigen Baptistengemeinden und die Darbysten an. Nach der Volkszählung 1950 zählte der Kreis insgesamt 321 Mitglieder dieses Bundes, wobei etwa 90 v. H. auf die **Baptisten** entfallen dürften. Deren Zentrum ist mit einer größeren, sich selbst verwaltenden Gemeinde (um 100 Mitglieder), die sich in einer sog. „Vereinigung“ zusammengeschlossen hat, seit rund 100 Jahren Zillhausen. Dort ist seit 1938 ein gewählter Prediger ansässig, dem die seelsorgerliche Betreuung aller Baptisten im Kreis obliegt. Diese finden sich sonst noch in Balingen (etwa 30 Mitglieder), Stockenhäusen (über 50 Mitglieder) und mit jeweils nur wenigen Familien in Burgfelden, Frommern, Laufen a. d. E., Ostdorf, Pfeffingen und Weilstetten. Während der Methodismus in Lehre und Verkündigung auf dem Boden der Reformation steht und keine eigene Bekenntnisbildung darstellt, trägt bei den Baptisten die Lehre von der Gnadenwahl und vom Abendmahl wie auch der Gottesdienst calvinisches Gepräge. Verpflichtend ist nicht das Bekenntnis, sondern allein die Bibel, kirchliche Oberhäupter werden abgelehnt, der Erwachsenentaufe wird — entsprechend ihrer Gemeinschaftsbezeichnung — große Bedeutung zugemessen. Die Gemeinschaft der **Darbysten**, die sich untereinander „Brüder“ oder auch „christliche Versammlung“ nennen, entstand im Widerstreit der Auffassung der richtigen Feier des Abendmahls zwischen der englischen Staatskirche und dem Pfarrer J. N. Darby (geb. 1800 in London), der sich dabei lossagte. Nach diesem sollen sich frei von kirchlicher Organisation „Brüder“ im Namen Jesu unter Verzicht auf Sonderbenennung und Sonderbekenntnis versammeln⁴². Mittelpunkt der Zusammenkünfte der Darbysten ist denn auch im Kreis, wo sie nur in Meßstetten mit einer nennenswerten Mitgliederzahl (etwa um 30) und einem eigenen Betsaal in Erscheinung treten, jeweils die sonntägliche Feier des Liebesmahls, das sie als „Brotbrechen“ bezeichnen.

An Angehörigen sonstiger evangelischer freikirchlicher Gemeinschaften wurden bei der Zählung 1950 im Kreis Balingen lediglich noch 6 **Mennoniten** und 6 Mitglieder der interkonfessionellen, aus dem Methodismus erwachsenen **Heilsarmee** verzeichnet. Zur letzteren bekannten sich 1946/47 in Ebingen 42 Personen.

Zu den abendländischen romfreien katholischen Christen, d. h. zu den **Altkatholiken** zählten 1950 nur 9 Kreisbewohner (6 in Ebingen), zu den morgenländisch-katholischen Christen, d. h. Angehörigen griechisch- oder russisch-orthodoxer Kirchen, jedoch insgesamt immerhin zusammen 109, davon

allein 87 in Ebingen. Bei diesen orthodoxen Christen dürfte es sich außer bei 10 Heimatvertriebenen aus dem Osten fast ausschließlich um aus ost- und südsteuropäischen Ländern stammende Personen handeln, die als ausländische Arbeitskräfte oder als Flüchtlinge, hauptsächlich im Gefolge des zweiten Weltkrieges in den Kreis gekommen sind.

Zumindest ebenso groß wie die 1950 für die evangelischen Freikirchen angegebene Mitgliederzahl (1043) ist die tatsächliche Anhängerzahl der **christlich orientierten Sondernergemeinschaften**, als deren Mitglieder sich in jenem Jahr insgesamt 883 Kreisbewohner (= 1,07 v. H. der Kreisbevölkerung) bezeichneten. Aus Scheu vor dem endgültigen Bruch mit der Ev. Landeskirche unterließ auch hiebei vielfach der Austritt aus dieser und die Angabe einer Zugehörigkeit zu einer der außerkirchlichen Vereinigungen, die meist aber den Kirchnaustritt fordern. Deren Glaubensgrundlage sind nicht mehr allein die Bekenntnisse der Reformation, sondern weit stärker die Weissagungen und Gesichte ihrer Propheten⁴³. Demzufolge werden sie mit Recht als **Sekten** bezeichnet. Unter ihnen werden nach ihrer Grundausrichtung drei Gruppen unterschieden, die, fast ausnahmslos ausländischen Ursprungs, im Kreis alle erst nach dem Ersten Weltkrieg nennenswert Boden fassen konnten. Die Erschütterungen der Weltordnung durch den Zweiten Weltkrieg und diejenigen, die ein kommendes Atomzeitalter noch erschreckender vielen bereits anzuzeigen schien, bewirkten einen ungewöhnlich starken Sektenzuwachs. Dies trifft vor allem für die Gruppen zu, die sich in der Endzeit der Menschheit befindlich wähnen und in Erwartung der Wiederkunft Christi ihre Anhänger als die Schar der Auserwählten Gottes nach dem nahen Weltuntergang betrachten. Dazu gehören — wie schon der Name besagt — die **Adventisten**, die **Apostolischen Gemeinden** und die **Zeugen Jehovas** (Bibelforscher). 1950 zählte man im Kreis nur 32 **Siebenten Tag-Adventisten**, die den Sabbat (= Samstag) statt des Sonntags zum Ruhetag und Feiertag des Herrn erklären und als solchen begehen. Sie finden sich dabei vereinzelt außer in Balingen und Ebingen in Frommern und Ebingen. Den stärksten Zuwachs unter den Freikirchen und Sekten hat vor allem seit 1945 die **Neuapostolische Kirche** zu verzeichnen. Die von der Statistik für 1950 erfaßte Mitgliederzahl der Apostolischen Gemeinden (745) hat sich inzwischen durch anhaltenden Zustrom im Kreis auf zumindest 850 — 900 erhöht. Größere Neuapostolische Gemeinden haben die Städte Balingen (gegen 200 Anhänger), Ebingen (um 100 Mitgl.) und Tailfingen (um 350 Anhänger) mit eigenen Gotteshäusern, aber auch Onstmettingen (um 60 Mitgl.) mit einem Betsaal und in Weilstetten wurde 1956 für die dortigen Mitglieder (etwa 40)

eine kleine Kirche erstellt. Jeweils einige neuapostolische Familien finden sich ferner vor allem in etlichen weiteren evangelischen Orten des Oberen Bezirks. Neben den Neuapostolischen sind heute im Kreis die **Ernst Bibelforscher oder Zeugen Jehovas** (mit 2 Richtungen) die aktivsten Bewegungen unter den apokalyptischen, d. h. die bereits angebrochene Endzeit und das (nach der Offenbarung des Johannes) nahe Weltende verkündenden Gemeinschaften. Für sie ist die Bibel eine einzige Weissagung auf die Heilszeit eines kommenden Gottesreiches auf Erden, dem als Überlebende des apokalyptischen Untergangs und Auserwählte nur die angehören werden, die sich als „Zeugen“ ihrer Bewegung angeschlossen haben (vgl. Fiedler⁴⁴). Doch eben diese unterlassen es aber, bei Volkszählungen vielfach bewußt, obschon sie von ihrer „Vorangstellung“ überzeugt sind, sich als „Zeugen Jehovas“ anzugeben. 1950 konnten mithin im Kreis insgesamt lediglich 70 Bibelforscher ausgezählt werden, obwohl ihre Anhängerzahl bei fast täglich in Erscheinung tretender Aktivität allein in Tailfingen-Truchelfingen auf etwa 120 angestiegen sein dürfte; in den Städten Balingen und Ebingen sind sie mit nur 10 — 20 Mitgliedern und sonst noch in einigen weiteren evangelischen Orten auch nur vereinzelt vertreten. Die „**Gesellschaft des deutschen Tempels**“ des 1815 in Leonberg geborenen Bürgermeistersohns Christian Hoffmann⁴⁵ hatte im letzten Jahrhundert auch Anhänger im Kreis (s. darüber in der Kreisbeschreibung Balingen unter Ortsbeschr. Ebingen und Tailfingen) von denen dann etliche in den 60er Jahren als „Sammlung Gottes“ nach Palästina auswanderten, um dort „in sittlich-religiöser Erneuerung der Christenheit“ mit dem Aufbau eines Gottesstaates zu beginnen. Diese rein württembergische Gründung ist seit einigen Jahrzehnten mehr und mehr im Absterben begriffen; 1950 bezeichnete sich nur noch 1 Kreisbewohner als Tempel (1890 in Ebingen noch 10).

Literaturverzeichnis:

- 1) Calwer Kirchenlexikon, Stuttgart 1941
- 2) Fiedler, Emil, Die Vielgestaltigkeit religiösen Lebens in Baden-Württemberg seit der Jahrhundertwende (1900—1950). Insbesondere Wesen, Eigenart und Verbreitung der verschiedenen Freikirchen und religiösen Gemeinschaften. In: Jahrb. f. Stat. u. Landesk. v. Baden-Württemberg, 1. Jahrg. 4. H., Stuttgart 1955.
- 3) Hermelink, Heinrich, Geschichte der Evang. Kirche in Württemberg von der Reformation bis zur Gegenwart, Stuttgart-Tübingen 1949.
- 4) Hutten, Kurt, Seher, Grübler, Enthusiasten. Das Buch der Sekten, Stuttgart 1953, 3. Aufl.
- 5) Kunz, Ulrich, Viele Glieder — ein Leib, kleinere Kirchen, Freikirchen und ähnliche Gemeinschaften in Selbstdarstellungen. Stuttgart 1953.
- 6) Pfeiderer, E., Die außerlandeskirchlichen evangelischen Religionsgemeinschaften (Freikirchen und Sekten) in Württemberg nach den Ergebnissen der Volks- und Berufszählung vom 16. Juni 1925. In: Württ. Jahrb. f. Stat. u. Landesk., Jahrg. 1929, S. 19 ff.

Der Heuberg ist offen / Von Dr. habil. G. Stockmann, Tübingen

Der Kleine Heuberg — einst eine Große Markgenossenschaft

— 3. Beitrag —

(Schluß)

Mündliche Überlieferungen auf den heutigen Heuberghöfen und in den alten Heubergdörfern

Es lag auf der Hand, der Frage nachzugehen: Was weiß unser heutiges Heubergvolk von alten Zeiten und insbesondere von der Geschichte des „Kleinen Heubergs“? — Bringt die mündliche Überlieferung andere Angaben als die oben wiedergegebenen beiden schriftlichen Berichte oder bestätigt sie diese vor etwa hundert Jahren abgefaßten Berichte?

Zwei Vorbemerkungen:

1. Der Verfasser hat diese Überlieferungen selbst gesammelt und bittet den Leser um Nachsicht, wenn er den Bericht über diese Sammeltätigkeit, um ihn anschaulich gestalten zu können,

in der Ich-Form bringt (hier unten in Kleindruck);

2. die gesammelten Mitteilungen sind hier (gekürzt) in Balingener Mundart wiedergegeben. — Da ich trotz langjährigem Umgang mit schwäbischen Bauern, Arbeitern und Handwerkern mit den Feinheiten gerade der Balingener Mundart nicht genügend vertraut bin, haben wir den unseren Lesern wohlbekanntesten Mundartkennner und -dichter, Herrn Hauptlehrer Karl Hötzer, früher Balingen, jetzt Tübingen, gebeten, meine schriftdeutschen Aufzeichnungen ins Balingener-Heubergische zurückzuübertragen.

Fahrten, die ich zum Studium von Landvolk und Landbau des Kreises Balingen mehrfach machte, gaben mir Gelegenheit, nebenher z. B. auch nach der Geschichte der Heuberghöfe und daran anknüpfend nach der Geschichte des Kleinen Heubergs zu fragen. So lernte ich durch die Rundfahrten des Landwirtschaftsamts Balingen und des Versuchsringes Balingen-Rottweil auf

dem Heuberg die Hofbauern Wilhelm Frommer, Häsenbühlhof, und Michael Sautter, Schorenhof, kennen. Vor einigen Wochen war ich allein auf Rundfahrt. Gegen Abend kam ich von Rosenfeld über Isingen an den Kleinen Heuberg, bog vor dem Hangwald halbwegs in einen Waldweg ein, schob das Fahrrad steil bergauf und kam bald aus dem Wald heraus auf eine Baumwiese und dann auf freie, ebene Acker und Wiesen. Einige hundert Meter weiter hin ließ ich den frei auf der ebenen Hochfläche stehenden Hof „Langmad“ links liegen und kam bald an eine Talmulde mit zwei weiteren Bauernhöfen (es sind dies der Hof „Schieferhalde“ und etwas rechts davon und etwas weiter unten näher dem Wald der „Seehof“). — Über eingezäunte Weidekoppeln ging's weiter, durch zwei mit Stangen verschlossene Durchfahrten hinunter zur Schieferhalde; der Hofhund schlug an. Bald konnte ich beim Bauern Auskunft über den Weg zum Häsenbühlhof einholen und erfuhr dabei auch allerhand über seinen Betrieb. Als ich dabei auf die „alten Zeiten“ zu sprechen kam, holte er bereitwillig seinen Schwiegervater, Herrn Martin Dietherle, aus dem Haus, einen trotz seiner 77 Jahre recht rüstigen Altbauern. Bald waren wir mitten im Gespräch; er wurde ganz lebhaft, während er mir schilderte, was er aus eigenem Erleben und aus Erzählungen anderer, vor allem auch seines „Ähne“ (Großvaters) über den Kleinen Heuberg weiß. Wir standen im Vollmond in der lauen Nacht am Zaun des kleinen Bauerngärtchens und der Schwiegersohn lehnte an der nahen Hundehütte, damit der Hofwächter Ruhe hielt. — Dann fuhr ich über die Felder der Hochfläche, die den Blick auf die stattliche Bergwand des Abtraufs freigibt, hinüber zum Häsenbühlhof zu Familie Wilhelm Frommer und erfuhr dort (und am nächsten Tag durch Herrn Eugen Frommer, Ostdorf) manches Wissenswertes, denn dort beim jetzigen Häsenbühlhof lag einst der Festplatz des Heubergheuet. — Am nächsten Morgen frug ich in Geislingen nach dem alten Herrn Clemens Brobell (früher Facharbeiter und Felerabendbauer, zeitweilig auch Stellvertreter des Ortsobmannes), den ich früher als lebendige Chronik von Geislingen kennengelernt hatte, mußte aber zu meinem Leidwesen erfahren, daß er im vergangenen Winter gestorben sei. Ich wurde an einen der ältesten Bürger von Geislingen, Herrn Schuhmacher Klärer, Isinger Straße, verwiesen, den ich bei seiner Arbeit antraf. Er erzählte mir gern, was er einst als Bub von alten Dorfleuten über den Kleinen Heuberg erfahren hatte.

Sautter, Michael, Hofbauer, Schorenhof, Markung Leidringen: „Dr Heuberg tuet se uf“, sait ma z Leidrenge noh; aber ma woast nit nemme reacht, was des bedeut.“

Klärer, Schuhmachermeister (etwa Jg. 1876), Geislingen, Isinger Straße: „Beim Heuet ist allemol Ta'z gsei' do hobe. Do hot ma s letz Heu gholet, dobe uf em Heuberg, ond des hot ma bekannt gmacht, ond no ist ma nuf, alle mitenand. — Die' Red: „Dr Heuberg ist offe“, kenn i guet.“

Dietherle, Martin, Bauer, Schieferhalde (Markung Isingen) (Jg. 1881), gebürtig von Leidringen: „Wenn mei Ähne Holz gspalte hot, no hot-r ei's Büeble gearn verzällt, wie-n-es fröhner gsei ist, ond d Frau Wörner vom Rosefeldertal bei dr Burg hot mr ao allerhand drüber gsait, wie-n-es fröhner uf em Heuberg zuegange-n ist. Wenn die Baure gheuet hont, hont se a Fest gfeiret, uf em Häsebühlhof. S ist freile sellemol bei ei's a rechte Armetei gsei, ond a fremder Ma', mo grad amol zue deam Fest komme-n ist, hot drom gsait: „Do sott ma renge brölle, statt ta'ze“ („da sollte man lieber heulen anstatt zu tanzen“). Dr König Wilhelm*) sei ao amol über de Heuberg gfare, no sei-n-es em reacht öd vürkomme, ond wie ma no an e Schofhaus komme sei, häb r gsait: „Do sott e Baurehaus staoh“. Des sei no ao oas baut woare, ond so sei dr Schieferhaldehof entstande, ond der soll dr ältst uf em Heuberg sei'. Noh voar fufzgjohr, wie'n i de Hof übernomme hao, hont mr do hobe schier alleweil reacht schleachte Johr ghet. S ist seiterhaer besser woare, voar allem dur d Entwässereng.“

Gebrüder Frommer vom Häsebühlhof, Markung Isingen (Wilhelm, Häsebühlbauer und Eugen, in der Ölmühle Ostdorf), beide, auch von ihrer Mutter her, für Heimatgeschichte interessiert. — Wilhelm Frommer fand beim Umbruch alter Weideflächen nahe seinem Hof kürzlich die Reste des „Kaisersteins“ aus der Römerzeit.

„Ei'se Muetter hot e Freud ghet a' so alte Sache; drom hot se ao veil drvo bhalte könne. Die' Ebene om ei'sern Hof rom ist allemol vo de Nochbermoindene mitenand omtriebe woare. Em Juli, wenn en de Flecke

alles Heu dahoam gsei' ist, hot-s ghoabe: „Dr Heuberg tuet se uf“. Mit deane Woart hat ma en deane Gmoindene om de Heuberg rom de A'fang vom Heubergheuet a'gsait. No hont se d Mähder grücht ond send uf de Heuberg zoge ond hont om d Wett gmäht. Henedrei hont se no „s Heukatz-Fest“ gfeiret, s mueß allemol e graoß Fest gsei' sei, daß ma noh so lang drvo gschwätzt hot. Vielleicht hot ma des Fest ao noh, wie ma de Heuberg schao lang uf-toalt ghet hot, a paar Johr weitergfeiret.

Dr Festplatz ist grad bei ei'srem Hof gsei, grad nüber vom Wohnhaus. Uf dr andere Seit vo deare alte Landstroß Balenge, Isenge, Rosefeld, Oberndorf. Deart hont mir Buurscht ao ällbot alte Münze gfonde en de Maulwurfshäufe. A paar hont mr em Lehrer vo Isenge brocht. Se send onderschiedlich graoß gsei; s hot ao e paar silbrige dronter ghet, ond vo oare hont se gsait, se sei noh vom Napoleon. Dr Häsebühlhof, mo anne 1825 beim alte Festplatz baut woare-n ist, hot noh-dr-Ha'd s Reacht ghet zom Schnapsbrenne ond Brotbache, daß ma hot könne de Leut ufwaarte, mo vrbeikomme send.“ (Vielleicht gehen die Anfänge dieser Gaststätte noch weiter zurück, da doch gewiß die Straße auch schon früher (vor 1825) erheblichen Verkehr aufwies. Sto.)

Die Schutzlage (und das Alter) der Heuberghöfe

Bei den alten Dörfern ist die schützende „Nestlage“ sehr üblich - in flachen Talmulden und dergleichen. Dies gilt auch für die

Mehrzahl der alten, am Fuß des Heubergs liegenden Dörfer - und insbesondere auch für fast alle a u f dem Heuberg liegenden Höfe. Für die Höfe Schieferhalde und Seehof ist sie schon oben erwähnt und auch zwei weitere Heuberghöfe liegen in einer solchen Talmulde, nämlich die etwa 800 Meter weiter SSW liegenden Höfe: Danneckerhof (Markung Täbingen) und Schorenhof (Markung Leidringen). Der Häsenbühlhof genießt den Schutz des nahen „Eschwaldes“. — Auch die beiden Hofgüter (Großbetriebe) des Kleinen Heubergs - weiter im Südosten gelegen - haben Schutzlage: der Waldhof liegt im Schutz des Waldrandes der „Hart“ und die Domäne Bronnhaupten liegt weit östlich der Hart am Ostrand des Heubergs in Nestlage im Beginn eines Bachtals. — Von den acht auf dem Heuberg gelegenen Höfen sind also sieben durch Gelände oder Wald geschützt, nur der Langmadhof steht frei auf der Hochfläche, der Witterung schutzlos ausgesetzt.

Die sechs Bauernhöfe der Heuberghochfläche sind sämtlich um 1825-1835 angelegt worden (sie sind daher allesamt bereits auf den Flurkarten der Landesvermessung von 1838/39 eingetragen). — Der Waldhof ist sogar erheblich älter (wurde aber nach und nach, vor allem zwischen etwa 1880 und 1930, erheblich vergrößert) und der Hof Bronnhaupten steht bereits seit dem Mittelalter.

*) König Wilhelm I., der 1816 seinem vom Herzog zum König aufgestiegenen, Vater Friedrich in der Regierung folgte.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Gesammelt von Dr. Hermann Bizer, Rosenfeld

Nr. 7 Dautmergen

Brauchtum

Der Santi Klos ist hier ein Festtag für die Jugend, an dem sie auch beschenkt wird. Teilweise kommt der Santi Klos mit dem Rupprecht zu den Kleinen, welche Sprüche, Gebete und Liedlein vorsagen müssen.

Auch das Pfeffern ist noch teilweise im Brauch. Die Kinder kommen mit einer Rute in die Häuser und sagen:

Ich komm herein mit frohem Mut
und habe eine Pfefferrut.

Soll de a bißle pfütza?

S wut de aber net viel nütza!

An Fasnachtsmontag ist die Kinderfasnacht mit Umzug in Masken und Verkleidung. Am Dienstag war früher ebenfalls Umzug der Erwachsenen, wobei eine Musikkapelle vorauszog. 8 bis 10 Rottweiler Masken (Scheller) waren immer vertreten. Seit dem letzten Kriege wird wenig mehr geboten.

Am 1. Fastensonntag wird auf dem „Hagelberg“ das Fackelfeuer entfacht. Kinder und Erwachsene beteiligen sich daran mit Fackeln und Lampions. Lieder werden gesungen, und anschließend ist Umzug durch das Dorf, wobei gesungen wird:

Soma, streck de,
weck de,
daß de Gott behüt!

Kirchweih, hier „Kilbe“ genannt, wird immer noch gefeiert. Kuchen und neuer Most werden dabei verzehrt.

Bei Hochzeiten begibt sich der Zug nach der Trauung unter Voranschreiten der Musikkapelle in die Wirtschaft, wo der erste Tanz, der stattfindet, „Schappel“ genannt wird.

Sage

Vor etwa 40 Jahren ist hiesigen Männern zwischen hier und Dormettingen einigmal ein großer Mann begegnet, und zwar in der Abenddämmerung. Sie haben ihn ange-

sprochen; doch gab er keine Antwort. Auf die Frage: „Kannst net schwätza?“, war der Riese auf einmal verschwunden. Man nennt ihn noch heute den „Lurengest“. (Luren, auch Krumme Luren ist Flurname in D.)

Nr. 8 Dormettingen

Brauchtum

Ähnlich anderen Orten, geht der „Santi Klos“ als Bischof verkleidet in die Häuser, lobt und tadelt in gebundener oder freier Rede, muntert auf und spendet aus seinem Sack, den sein Begleiter, der Knecht Rupprecht, mitträgt. Besonders gepflegt wird das Herbergsuchen der Mutter Gottes neun Tage vor Weihnachten. Eine Gruppe Jugendlicher und Erwachsener geht abends in Prozession mit Wachskerzen und betend in ein bestimmtes Haus, wobei sie eine Statue der Maria mittragen, die sie dann einen Tag diesem Hause (der „Herberge“) belassen. Die Marienstatue wird feierlich empfangen, begrüßt und auf einem eigens hierzu hergerichteten Hausaltar aufgestellt. Am folgenden Tag holt die Prozession die Statue wieder ab, um sie in ein anderes Haus zu bringen. So geht es weiter bis zum Heiligen Abend. Die Leute bringen in das Herbergs Haus besondere Opfer und Spenden. An „Santi Klos“, Weihnachten und Ostern gehen die Kinder zum Götte und zur Gotta und holen sich Geschenke, bringen auch manchmal Gegengeschenke mit. Am 1. Fastensonntag („Vaklasonnteg“) abends nach dem Ave-Maria-Läuten findet ein Umzug der Kinder mit Fackeln oder Lampions statt, worauf die Verwandten besucht und dort Geschenke entgegengenommen werden. An Pfingsten ist das Bärenreiben üblich. Die Buben sprechen dabei: „Alle Bär ommer da, jetzt ist der Sommer da, jetzt ist die schönste Zeit, wo man die Bären treibt. Alle Bär danz!“ (Nun dreht sich der Pfingstbär, der an einer Leine geführt wird).

*) Im ganzen zeigt sich die Gemeinde als eine Arbeiterbauerngemeinde.

Spruchweisheit: „Obadraot geit a drucka Naenebraot, Morgaraot geit a naß Naenebraot.“ „Trägt der Bleichten (Plettenberg) einen Hut, wird das Wetter morgen gut.“ „Schocha wia a Huat, send für alle Wetter guat.“

Mundartliches

Die Dormettinger führen den Neck-(Über-)namen die Klotzmesser oder „Klotzer“, denn als beim Messen eines gefällten Waldbaumes einmal kein Metermaß greifbar war, wurde der Vorschlag gemacht, den Stamm doch mit dem Gesäß abzumessen.

Nr. 9 Dotternhausen

Brauchtum

Von altem Brauchtum ist heute nicht mehr viel vorhanden. Die Industrie (Zementwerk, Fabrikfilialen) war demselben auch hier sehr abträglich. Vorgenommen wird noch das „Fackla“ am Sonntag nach der Fasnacht. Dabei werden „Pechfackla“ und „Strohfackla“ unterschieden. Bis vor ungefähr 60 Jahren war mit dem Fackeln ein Flurumgang verbunden, und vor dem Anzünden des Feuers betet der Feldschütz. Das Fackelfeuer wurde früher auf dem Schloßgarten, wo jetzt das neue Schulhaus steht, angezündet. Einzelne Ortsteile hatten auch ein zweites oder gar drittes Feuer.

Es besteht noch die Erinnerung daran, daß früher am Nikolausabend der „Heilig“, weiß gekleidet, im Dorf herumging. Er pflegte aus einem Buch vorzulesen. Sein Begleiter, der schwarz gekleidete Ruprecht, hatte die Rute und „schlug zu“.

Vom „Stupfen“ bei Metzelsuppen weiß man nichts, dagegen war oder ist das Ausschicken derselben üblich, wofür man den Ausdruck „senden“ kennt. Das Wort wird dabei stark gebeugt: „Hot ma' deamm schao' gsonda?“

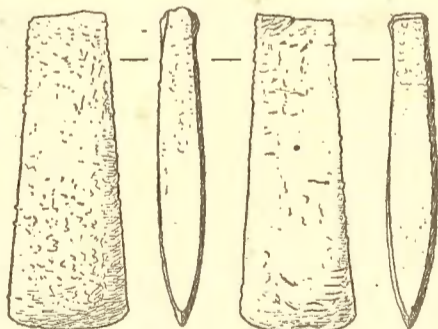
Der Pfingstbär ist hier nicht bekannt.

Das Binsdorfer Kupfer-Flachbeil

Ein vorgeschichtlicher Fund aus der Zeit vor 4000 Jahren

Binsdorf (Kreis Balingen) 1955.

In Parzelle 3777/1 der Flur Hasloch (Haasloch, Hasenloch), 1250 m NW von Binsdorf (Kirche), wurde 1955 in einem am Vic. Weg Nr. 11/2 nach Norden anliegenden städtischen Sand- und Steinbruch im Stubensandstein (mittlerer Keuper, km) 170 m in Richtung N 109° W vom Trigonometrischen Punkt 588,4 (Signalstein Reutwasen III) und rund 200 m SW vom Sportplatz ein 505,5 g schweres Kupfer-Flachbeil gefunden.



KUPFER-FLACHBEIL (505,5 g)
2000-1600 v. Chr. „Kupferzeit“
Fund: 1955 BINSDORF Baden-Würt.
(im Stubensandstein) Sandbruch „Hasloch“, 1250 m NW
[Bl. 618 r 3481,35; h 5352,80]

Nach Sprengungen in der Ostwand des Steinbruches hatte sich in den Abraumas-

Wirtschaftliches

Vor dem Eingang der Industrie lebten die Bewohner in sehr ärmlichen Verhältnissen. Schon die OAB von Rottweil (1875) bemerkt: „Die Vermögensverhältnisse der Einwohner gehören mit Ausnahme einiger Wohlhabender nicht zu den günstigen und der vermöglichste Bürger besitzt 40 Morgen, der Mittelbegüterte 15 Morgen und die ärmere ziemlich zahlreiche Klasse mit Einschluß der Allmandtheile 2 Morgen Grundeigentum.“ Infolgedessen waren früher die Handwerker (hauptsächlich Gipser, Maurer und Zimmerleute) gezwungen, mit dem beginnenden Frühjahr auswärtige Arbeitsstellen zu suchen. So gingen meistens etwa 70 Arbeiter insbesondere in den Schwarzwald (Freiburg i. Br.) und ins Elsaß. Man kennt noch das Sprichwort:

Dr Heiland treibt d' Teufel aus
ond d' Maurer zuamm Heuberg naus,
wobei die erste Zeile eine Erinnerung an einen um dieselbe Zeit üblichen Predigttext (Lukas 11?) sein soll.

Das Verhältnis zu Dormettingen

Das Verhältnis zu dem benachbarten Dormettingen war von jeher ein gespanntes. Die Dormettinger waren „größere Bauern“, waren vermöglicher, während die Dotternhausener sich etwas darauf zugute taten, daß sie „in der Fremde“ gewesen waren. Als die Dormettinger noch die Post in Dotternhausen abholen mußten, sollen sie das öfters nur auf Schleichwegen getan haben. Wurden sie erblickt, so erscholl der Ruf: „Uh je, a Dormettinger!“

Die verschiedene Wesensart der Bewohner beider Gemeinden zeigte sich zum Beispiel bei den letzten Gemeinderatswahlen. Der Wahlkampf in Dotternhausen war sehr lebhaft, es wurden vier Listen aufgestellt. In Dormettingen dagegen, so wird berichtet, sei ein Anschlag an einen Baum genagelt worden, der die Aufforderung enthielt, man solle die alten Gemeinderäte wieder wählen, da man mit ihnen zufrieden gewesen sei.

sen, die zu Sand verarbeitet werden, ein etwa kopfgroßer harter Sandklumpen gezeigt, der wegen seiner tiefgrünen Farbe besonderes Interesse bei den Steinbrucharbeitern erregte. Beim Aufschlagen des Klumpens fand sich im Kern ein schwerer flacher Gegenstand, der von Grünspan umkrustet fast mit der umgebenden Sandmasse verbacken war.

Herausgelöst, wurde das Flachbeil in einer Werkstatt auf die Art des Metalls untersucht und dabei an den oberen schmälere Flachseiten durch Hammerschläge und durch Anschleifen der Schneide etwas beschädigt. Das an diesen Stellen blank hervortretende Metall war Kupfer.

Mit freundlicher Unterstützung von Herrn Dr. S. Junghans vom Württembergischen Landesmuseum in Stuttgart, Altes Schloß, wurde von Herrn Dr. M. Schröder im dortigen Laboratorium eine Mikro-Bohrprobe für die spektralanalytische Untersuchung des Flachbeiles entnommen. Nach dem Analyseergebnis (A Nr. 1248) besteht das Metall im wesentlichen aus Kupfer und enthält lediglich nur noch 0,1 Prozent Nickel.

Artefakte dieser Art gehören dem Zeitraum zwischen Jungsteinzeit und Bronzezeit, der Kupferzeit („Kupferalter“) an, die man früher als Unterabteilung der jüngeren Steinzeit ansah. Das Kupfermetall dieser Zeit erschien am häufigsten in einer Form, die derjenigen der noch undurchbohrten steinernen Flachbeile entspricht, ferner als roh-

gegossene Keile, die fast das Aussehen von Barren haben und wohl erst durch Hämmern ihre definitive Gestalt erhalten sollten und schließlich als keilförmige Beilklingen, sogenannte Kelte, wie in vorliegendem Fall. Für die Kupferzeit gilt allgemein der Zeitraum zwischen 2000 — 1800 v. Chr.

Das auf den Flachseiten leicht bikonvex und auf den Schmalseiten bikonkav gearbeitete Kupfer-Flachbeil weist allein durch die knollig-traubige Oxydation und den stellenweise dicken Grünspanüberzug an der rauhen Oberfläche auf ein hohes Alter hin.

Eine nähere Untersuchung des Fundortes ergab, daß das Kupferbeil in dem durch zahlreiche größere und kleinere Verwerfungen stark zerklüfteten Gebiet des mittleren Keupers dieser Landschaft (Kleiner Heuberg) sich mindestens zwei Meter tief von der Oberfläche des Waldbodens abwärts in eine Spalte hinein gesenkt hatte, etwa 80 cm über der abgeräumten Steinbruchsohle. Auch dieses Argument weist auf ein hohes Alter des Beiles hin. Mit seinen fast 4000 Jahren darf es als der bisher älteste vorgeschichtliche Fund dieser Art auf Binsdorfer Gemarkung angesprochen werden.

Geologisch-tektonisch gesehen liegt der Fundpunkt am Südrand eines von SO 1 km nach NW und von SW 1,5 km nach NO sich ausdehnenden, schwach hügeligen Stubensandsteingebietes, das von den Rändern in Schluchten über die Bunten Mergel und den Schilfsandstein abfällt. Er liegt außerdem zwischen der Grabenversenkung W von Binsdorf, die der Stunzach die NW-Richtung gab und der parallel hierzu O von Binsdorf verlaufenden Erlaheimer Störung. Kaum 1/2 km N vom Fundpunkt überschneidet ein Ausläufer des Hohenzollergrabens, die unter dem Namen „Binsdorf-Bickelsberger Graben“ bekannt gewordene Brittheimer Grabenversenkung die vorher genannten Verwerfungen. — Der außergewöhnliche Fund eines Artefakts inmitten der Felsen eines Steinbruchs, sein Hinabgleiten um wahrscheinlich mehr als 2 m unter die Oberfläche des Gebirges längs einer Spalte, die sich später wieder zu einem kompakten Felsen zusammenschloß, läßt die Annahme nicht abwegig erscheinen, daß manche der durch die erwähnten Verwerfungen dokumentierten tektonischen Vorgänge in der Zeit von 4000 v. Chr. bis jetzt stattfanden. (Ich verweise an dieser Stelle auf die ansehnlichen Verschiebungen der 7 km langen römischen Wasserleitung zwischen Obernau und Rottenburg innerhalb der letzten 1800 Jahre).

Die unmittelbare Umgebung des Steinbruchs im Hasloch läßt überall trichterförmige Abbaustellen im Walde erkennen, die wieder überwachsen sind und auf eine Nutzung des Stubensandsteins in älteren Zeiten schließen lassen. Ob der Platz für eine Kupferzeit-Niederlassung (zwei Quellen befinden sich erst in 750 und 850 m Entfernung vom Fundort) geltend gemacht werden kann, ob das Beil eines Menschen jener Zeit hier zufällig verloren ging oder ob es von einem echten Fundpunkt in jüngerer Zeit hierher verschleppt wurde, läßt sich aus diesem Einzelfund noch nicht ermes-

sen. Ein nicht alltäglicher vorgeschichtlicher Fund blieb durch die Aufmerksamkeit des Pächters Karl Stehle und seiner Mitarbeiter für die Geschichte der Stadt Binsdorf erhalten. Das Kupfer-Flachbeil wurde für die Sammlungen des Balingener Heimatmuseums gestiftet und wird dort in einiger Zeit von jedermann besichtigt werden können.

Geographische Koordinaten des Fundpunktes: Gitternetz-Angabe der Reichskarte 1:100 000, Blatt 618 (Freudenstadt), SO-Ecke — Bl. 618 r 3481,35; h 5352,80. —

Weitere Karten:

Topographische Karte 1:25 000, Blatt Nr. 7618 (Halgerloch), unten, Mitte. — Geologische Spezialkarte von Baden-Württemberg 1:25 000, Blatt Nr. 7618 (alte Nr. 119). —

Flurkarte 1:2500, Blatt S.W. XXI.20, oben, Mitte, NW von „Kringskreis“ und Blatt S.W. XX. 20. —

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingener Volksfreunds“, der „Ebinger Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Die Schlacht bei Döffingen am 23. August 1388

Werner von Rosenfeld im Blickpunkt dieser Schlacht / Von Kurt Rockenbach

Zur allgemeinen Kennzeichnung der Zeit, an deren Ende in militärischer, mehr noch in politischer Hinsicht einer der vollständigsten Siege auf deutschem Boden errungen wurde, sei daran erinnert, daß ein in den Freien Reichsstädten verkörpertes starkes Bürgertum die Unabhängigkeit gegenüber den Landesherren anstrebte. Städte in Schwaben und am Rhein schlossen Bündnisse. 1385 traten diesem Bündnis auch die Schweizer Städte bei. Im Gegensatz zu dem Städtebündnis der Deutschen Hanse, die im wesentlichen rein wirtschaftliche Ziele verfolgte, waren diese Zusammenschlüsse rein politischer Art.

Bei der damaligen kläglichen Schwäche des Reiches mit einem den Mantel immer nur nach dem Wind hängenden Fürsten an der Spitze, steigerte sich vollends der traurigste Zustand der Zerrissenheit, der noch durch eine doppelte Papstwahl gefördert wurde. Es entwickelte sich ein Kampf aller gegen alle.

In diesem Kampf war Eberhard der Greiner (d. h. Zänker), der alte Rauschebart, ein ebenbürtiger Mitspieler, ein typischer Vertreter deutscher Dynastien und Hausmachtpolitik. Als vierter Regent eines aus dem Zusammenbruch des Stauferreiches hervorgegangenen und davon profitierenden Fürstengeschlechts brachte sein ganzes Naturell es mit sich, der Ausschlaggebende und die Seele der Regierung zu sein, obwohl er diese gemeinschaftlich mit seinem jüngeren Bruder Ulrich IV. übernommen hatte. Zeitgenossen schildern ihn als einen durch und durch tapfer drauf losgehenden alten Hauden, der aber auch ebenso zugreifen konnte, wo etwas zu holen war. Land- und herrschgierig, stolz und selbstbewußt hatte er Eigenschaften an sich, mit denen er sein Land höher bringen konnte, aber auch, je nach den Umständen, sich und sein Land in schwere Not zu stürzen. Gewitzt und gestählt durch verschiedene Schlappen, die ihm die Stäcker besonders in der unglücklichen Schlacht bei Reutlingen am 14. Mai 1377 versetzt hatten, gründete er mit Erfolg verschiedene Rittergesellschaften und faßte sie zu schlagkräftigen Kampforganisationen zusammen. Zum Hauptschlag gegen ihn waren die Stäcker ihm nicht mehr gewachsen.

Nach einem zehnjährigen, aber recht schwülen Friedenszustand planten die Stäcker für den August 1388 einen vernichtenden Schlag gegen ihren gehäßigsten, aber auch tüchtigsten und klügsten Gegner, den Grafen Eberhard (II.) den Greiner von Württemberg (1344-1392). Schon im Juni hatten sie zu Ulm diese „streichende Reise“ verabredet, die sie in zwölf bis vierzehn Tagen glücklich zu beenden hofften. Am 7. August hatte ihr Heer Augsburg verlassen und war verwüstend in das Herz des Landes vorgestoßen. Königshofen berichtet darüber: „Und sunderliche Swobenlant und der Herren von Württemberg Lant wurdent so gar verherget und verbrant, das do an menigen Enden ussewendig den Stetten und Vesten in zehn oder zwanzig Mylen nirgent

Dorf noch Haus stunt.“ - Von Eblingen zog das Heer der Stäcker südlich an Stuttgart vorbei über die Filder nach Weilderstadt, einem ebenfalls zugunsten der Stäcker befestigten Stützpunkt.

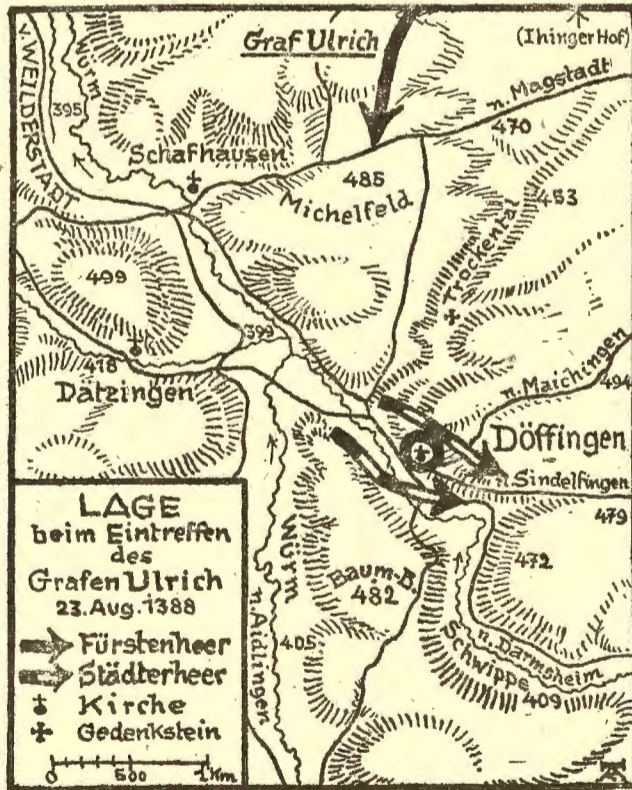
Inzwischen war auch der Greiner nicht untätig geblieben. Zu seiner Unterstützung waren bereits am 3. August starke Verbände seiner Verbündeten, des Pfalzgrafen vom Rhein und des Markgrafen von Baden, verwüstend in Heilbronner Gebiet eingefallen. Graf Eberhards Störungsmanöver hatten unzweifelhaft zur Folge, daß die Stäcker in ihren Bewegungen unschlüssig wurden. War doch der vorgesehene Termin für diesen Feldzug bereits überschritten. Ihre Unentschlossenheit spielte folgerichtig das Gesetz des Handelns dem Greiner zu.

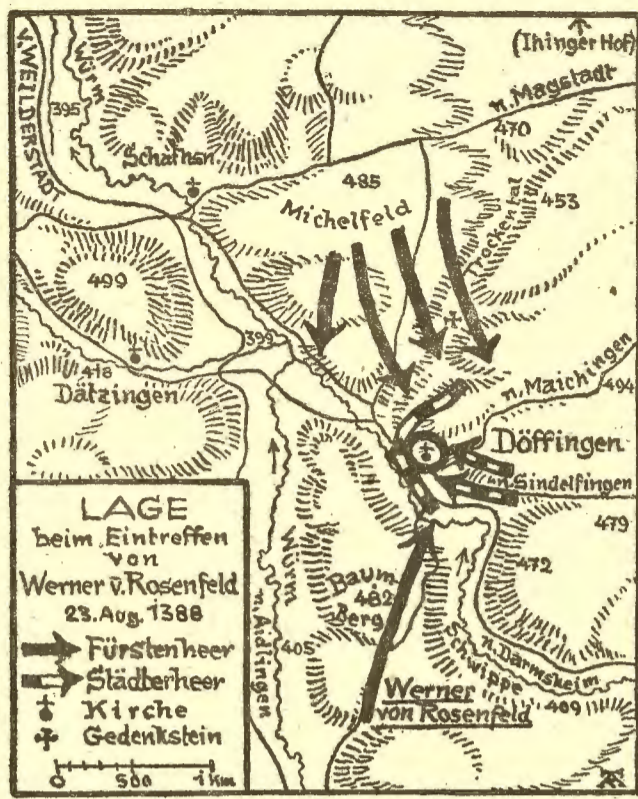
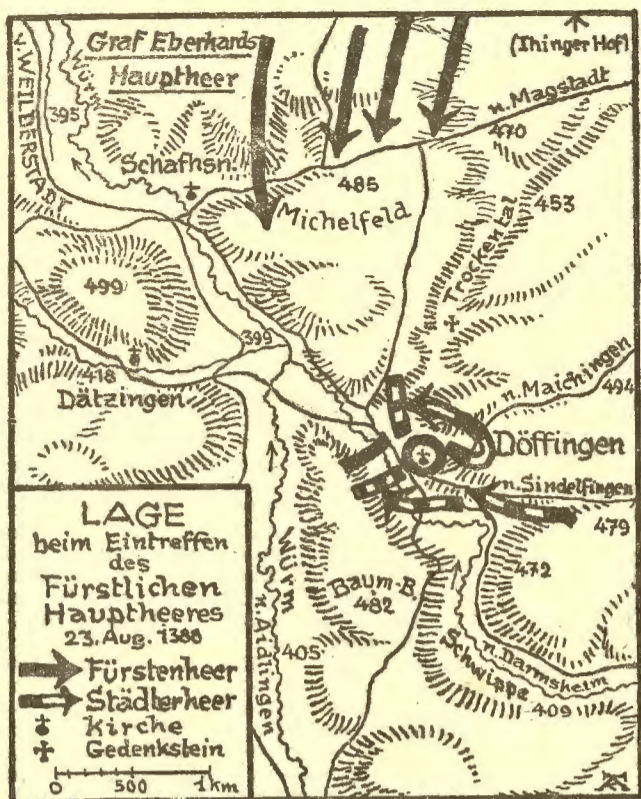
Bei diesem sich hinzögernden gegenseitigen Abtasten wurden durch einen törichten Vorstoß des „Rappenherr von Wyl“, eines angesehenen Bürgers von „Weil der Stadt“, die Karten der Stäcker voreilig aufgedeckt. Rappenherr, in der Absicht, auf einem Beutezug in die nach seiner Ansicht noch unbesetzte Nachbarschaft, Vieh und Getreide nach Weilderstadt zu bringen oder an der Marschstraße des Städteheeres im Würmtal bereitzustellen, war am Abend vor der Schlacht in dem sechs Kilometer südlich des Stützpunktes gelegenen Döffingen auf eine starke Abteilung nicht nur bewaffneter Bauern, sondern auch gepanzerter Ritter mit ihren Knechten gestoßen. Diese hielten

den in zwei Erdstufen angelegten und ummauerten Friedhof besetzt, auf den sie sich bei Annäherung der Weilderstädter Truppen zurückgezogen hatten. In einem tapferen Kampf hielten sie diese Stellung während der restlichen Stunden des Abends und der Nacht. Graf Eberhards Truppen, württembergische Lehensleute und bewaffnete Bauern, standen zur gleichen Zeit, am Abend des 22. August, in und bei der befestigten Stadt Leonberg. Fast zur gleichen Stunde hatten die in aller Stille aus der Pfalz, Baden und vom Nürnberger Burggrafen zusammengebrachten Männer, die ihren Verwüstungszug gegen die Freie Stadt Heilbronn beendet hatten, ihre Aufstellung vermutlich bei Markgröningen genommen. In Erwartung einer weiteren Reserve aus dem Süden versuchte der Greiner mit allen Mitteln den vorzeitigen Abzug der Stäcker von Weilder-

stadt nach Süden aufzuhalten. Die bedrohliche Umklammerung fühlend, beeilten sich diese wiederum, den einzig möglichen, aber sehr bedenklichen Ausweg nach Südosten zu gewinnen und aus der „hohlen Gasse“, dem engen Tal der Schwippe bei Döffingen herauszukommen, ehe die zu erwartende und bereits fühlbare „Zange“ angesetzt wurde. Schlimmstenfalls sollte durch einen geschickten Schwenker wenigstens das freie Feld zwischen Döffingen und Sindelfingen gewonnen werden. Aber dazu war es schon zu spät. Wohl erreichte das Heer der Stäcker am Morgen des 23. August mit seiner Spitze Döffingen. Aber der flüssige Vormarsch war gehemmt. In Erkenntnis der für ihn im bevorstehenden Kampf außerordentlich günstigen Lage, setzte der Greiner, der noch beim Haupttheer bleiben mußte, die Vorhut seines Heeres in Bewegung mit dem Befehl zum Angriff. In unerhörten Eilmärschen erreichte Graf Ulrich, der Sohn Eberhards, etwas nordöstlich von Döffingen von Flur Michelfeld in das Tal der Schwippe herunterstoßend die feindliche Macht in ihrer Nachhut. In blitzschneller Erfassung ihrer gefährlichen Lage machte diese sofort Front und ging zum Gegenangriff über, an der sich nun auch die vom Vormarsch zurückflutenden Verbände beteiligten.

In diesem ungleichen Kampf fiel Ulrich an der Spitze seiner nach damaliger Sitte zum Fußkampf abgessenen Reiterei und mit ihm noch 50 bis 60 seiner Mitkämpfer. Ein Teil wurde verwundet. Inzwischen hatte Graf Eberhard, der mit dem Haupttheer von der Straße Leonberg-Weilderstadt abgewichen und über den heutigen Ihinger Hof in Richtung Döffingen marschiert war, etwas





ostwärts von Schaffhausen ebenfalls die Höhe des Michelfeldes erreicht. Dem kaum schon zum Kampf formierten Heer voraneilend, kam er gerade noch recht, die wankende Vorhut seines gefallenen Sohnes wieder zum Stehen zu bringen. Damit aber war der weitere Kampf an den Ort Döffingen gebunden und zur Feldschlacht geworden.

Eberhard ließ sich nicht von dem Schmerz um den Verlust seines tapferen Sohnes verwirren, der durch seinen Tod die 1377 vor Reutlingen erlittene Niederlage wieder ausgemerzt hatte. Im Gegenteil. Mit den erlösenden Worten: „Niemand acht auf meinen Sohn, daß er erschlagen ist; und fechtet mannlich, da die Städte alle dahinten fliehen, sie sind zehand (alsbald) alle unser“, wußte der alte Graf die Niedergeschlagenheit seines Heeres wieder aufzurichten.

Mit großer Wucht, dabei aber stets nördlich der Schwippe bleibend, stieß das gräfliche Heer am Nordstrand des Dorfes auf den Feind. Der Kampf setzte sich auf den Höhen nördlich des Dorfes nach Osten hin fort. Dem starken Druck des Ritterheeres mußten die Städter schon nach dem ersten Aufprall im Flankenstoß nachgeben. Es wäre jetzt noch Zeit und Gelegenheit gewesen, durch Einschwenken in nördlicher Richtung im kämpfenden Rückzug über die Höhen ostwärts das letzte Heil zu suchen und trotz des entschlossenen Angriffs des gräflichen Heeres rechtzeitig einer vernichtenden Niederlage auszuweichen. War es Verbissenheit oder waren die Städter, wie dies so häufig in solchen Situationen in der Geschichte geschah, derart von ihrem Glauben an einen totalen Sieg überzeugt und deshalb wie mit Blindheit geschlagen, daß sie nicht mehr mit dem herannahenden Verhängnis, dem dritten Teil des gräflichen Heeres unter den Herren von Bitsch und dem Herrenberger Vogt Werner von Rosenfeld rechneten?

Werner von Rosenfeld entscheidet die Schlacht

Diese hatten von Süden her den direkten Weg an Nufringen vorbei über Gärtringen nach Aidlingen gewählt, dort die Würm überschritten und waren mit 100 Gleven – das sind 300 Mann Hilfstruppen (auf je einen Berittenen kamen zwei Mann Fuß-

volk) – auf die rechts der Würm gelegenen Höhen gestiegen. Von dem hundert Meter über den Tälern der Würm und der Schwippe gelegenen Baumberg (482 m) aus konnten sie das Schlachtfeld genau übersehen und den Zeitpunkt des richtigen Einsatzes nach ihrem Belieben wählen. Dies geschah derart überraschend, daß die zum Teil wohl sehr entmutigten und abgekämpften Städter wichen und die Schlacht zu Gunsten des Grafen von Württemberg entschieden war.

Die Niederlage war vernichtend. Da es ein Ausweichen nicht mehr gab, hatten die Städter nur die Wahl, entweder auf der Stelle kämpfend zu unterliegen oder auf einer hoffnungslosen Flucht nach Süden erschlagen zu werden. Die Angaben über die Zahl der aufmarschierten Krieger wie über ihre Verluste lauten verschieden. Etwa 600 Gleven (= 1800 Mann) zählten die Truppen aus der Pfalz, aus Baden und des Nürnberger Burggrafen gegenüber 800 Gleven (= 2400 Mann) des Städteheeres. Fußtruppen waren es beiderseits je 2000 Mann. Zum gräflichen Heer rechneten zusätzlich die 100 Gleven des Herrenberger Vogtes (= 300 Mann). Über ein Halbttausend, nach anderen Berichten 5000 Gefallene hatte das Heer der Städter auf dem Schlachtfeld lassen müssen. 400 Streiter gerieten in Gefangenschaft. Auf württembergischer Seite fielen rund 400 Kämpfer. Die empfindlichsten Verluste auf städtischer Seite erlitt das benachbarte Weilderstadt bei seinem Kampf um den Döffinger Friedhof. Es waren 66 Mann, für die noch bis zum Jahre 1803 alljährlich am Sonntag vor Bartholomä unter Verlesung der Namen der Gefallenen ein Seelenamt abgehalten wurde.

Die vom Tode ihres Gemahles schwer getroffene Gräfin Elisabeth, eine Tochter des König Ludwig von Bayern, kannte ihren Schmerz nicht verwinden und kaufte sich in der Gegend an, wo Ulrich vermutlich gefallen war. Von Kunz Söhr, dem Kirchherrn von Simmozhem und dessen Frau Else erwarb sie 1397 „all ihr Gut samt Zugehör“ um 270 Gulden. Heute erinnert im Gewand „Erschel“ ein anlässlich der 500-Jahr-Feier der Schlacht im Jahre 1888 errichteter Gedenkstein an dieses blutige Kapitel württembergischer Geschichte.

Auswirkungen und Bedeutung

Von dieser gewaltigen Niederlage, der noch andere bei Worms 1388 und in der Frankfurter Gegend bei Eschborn 1389 folgten, erholten sich die Städter nie wieder. Der stets dem Sieger rechtgebende König Wenzel, seit 1376 bis zu seiner Absetzung im Jahr 1400 eine Schattenfigur ohne Kaiserkrone, neigte nun wieder auf die Seite der Fürsten und löste auf dem Reichstag zu Eger am 2. Mai 1389, willfährig wie er war, sämtliche Städtebündnisse auf. Den Städtern blieb nichts anderes übrig, ihre bisherigen Pläne aufzugeben und sich dem von Wenzel „erzwungenen“ Landfrieden zu beugen und anzuschließen. Endgültig wurde 1391 mit Ulm, als der letzten beteiligten Stadt, Frieden geschlossen. Die Städter mußten namhafte Geldsummen als Buße zahlen.

Als Graf Eberhard ein Jahr später, am 15. März 1392, die Augen für immer schloß, hatte er dem Land Württemberg die Gewißheit einer gefestigten Herrschaft von Heilbronn im Unterland bis Reutlingen und von Gmünd bis nach Neuenbürg im Schwarzwald hinterlassen können. Die Döffinger Schlacht hatte eindeutig zu Gunsten der herrschaftlichen Territorialherrschaft entschieden. Weit darüber hinaus waren ihre Auswirkungen von staatsrechtlicher Bedeutung. Die Entscheidung war nicht gegen eine Machtgruppe, sondern gegen das bündnische Prinzip schlechthin gefallen.

Von nun an bestand keine rechtsrheinische Organisation mehr, die Träger einer bündnischen Staatsauffassung hätte sein können. Zwei Jahre zuvor hatten die Schweizer in der Schlacht bei Sempach ihre Unabhängigkeit von Österreich erkämpft. Sie blieben allein auf weiter Flur. Was aber wäre bei gegenteiligem Ausgang der Döffinger Schlacht geschehen? Diese Frage ist einer wissenschaftlichen Untersuchung wert. Nach einem Sieg der Städter über die Dynastien wäre eine Entwicklung möglich gewesen, wie etwa in der heutigen Schweiz, meinen einige Forscher.

Für die Behandlung solcher Fragen sind gewiß nicht Allgemeinplätze des Denkens leichtfertig als Dogma, sondern vor allem auch geographische und völkische Perspektiven mit heranzuziehen. In dem ande-

gearteten weiträumigen Vorland wäre eine bündnische Isolation, wie sie in der hochgebirglichen Schweiz zustande kam, zur damaligen Zeit immer wieder vielfältigen Auflösungen und unbeständigen Neugruppierungen unterworfen worden. Die Geschichte hat es bewiesen.

Formaljuristisch gesehen hat die Schweiz sich als Streiter praktisch seit den Schlachten von Sempach und Näfels von den europäischen Kriegsschauplätzen ferngehalten. Geschichtskenner aber weisen entschieden das Ammenmärchen zurück, Schweizer Bürger seien seit 570 Jahren unkriegerrisch und friedfertig geblieben. Wie anderwärts wurde auch in der Schweiz Geschichte mit Blut geschrieben und der innere Friede erst nach jahrhundertelangen Kämpfen verwirklicht. Das eine aber war trotz aller separatistischer Wirren in der Schweiz früh schon als gerader Weg vorgezeichnet: alle Angriffe von außen wurden bis zum heutigen Tage mit gemeinsamen Kräften abgewiesen.

Mit der Verdingung kriegslustiger und beutesuchender Elemente als Söldner für fremde Nationen, gewissermaßen als Kaufpreis in einem geschickten Handel für die Erhaltung des äußeren Friedens, ist das moralische Schuldkonto der Schweiz ebenso belastet wie bei den anderen Nationen. Für die aus „Reiskäufern“ zusammengestellten Schweizerregimenter war ganz Europa der Fechtboden. Sie füllten die oft schwach gewordenen europäischen Heere mit frischen Truppen auf, und nicht selten standen sich Schweizer ihren eigenen Landsleuten gegenüber. Hervorragenden Anteil nahmen Schweizer an den Kämpfen in Italien. Frankreich schlug seine Schlachten jahrhundertlang mit Schweizer Regimentern, deren Ruhm als Soldateska ebenso zweifelhaft war wie die der übrigen Heere. 1790 standen zwölf Regimenter mit 1400 Mann Schweizer in Frankreich. Als „Franzosen“ kämpften sie noch 1812 in Napoleons I. Feldzug nach Rußland. Die als zuverlässige einheimische Infanterie von Maximilian I. mit Hilfe des Grafen von Zollern und Georg von Frundsberg im 15. Jahrhundert begründeten Landsknechtshere hätte es nie gegeben, wenn die Schweizer nicht vom Reich abgefallen wären.

Es mag richtig sein, daß die Schweiz unter der Fremdherrschaft der Österreicher zugrunde gegangen wäre. Im Gegensatz hierzu entstanden den in der Schlacht bei Döfingen geschlagenen Städtern keine nennenswerten Nachteile. Sie hatten zwar einen erheblichen Teil ihres politischen Einflusses aufgeben müssen. Ihre dabei erlittene finanzielle Einbuße hatten sie als heranwachsende Träger des Handels bald wieder wett gemacht.

Werner von Rosenfeld

Dem kleinen württembergischen Obervogt Werner von Rosenfeld, Landvogt (Statthalter) seit 1384 von Mömpelgard, gebührt der ungeschmälerte Ruhm, unbewußt ein wenig Weltgeschichte gemacht zu haben. Mit einer Handvoll tapferer Mannschaft entschied er, gleichsam als Zünglein an der Waage, die Schlacht. Als treuer Gefolgsmann war er dem Aufgebot seines Landesherrn gefolgt und tat nur seine Pflicht. Der lebenswichtigen Bedeutung der Wendung in der fast verlorenen Schlacht sehr wohl bewußt, belohnte der alte Rauschebart seinen Retter am 11. Dezember 1389 mit der Freiheit von Steuern, Schatzung und Diensten für seinen Sitz in Rosenfeld und für die dazu gehörigen Güter. Diese Freiheit blieb mit dem Schloß in Rosenfeld verbunden, bis es in der Neuzeit in bürgerliche Hände kam und war der Anlaß vieler Streitigkeiten mit der Stadt Rosenfeld.

Werner von Rosenfeld, eigentlich ein Herr von Schalksburg, war, aus der Ehe des „Burkli“, Burkhardts des Jüngeren von Schalksburg mit der letzten Erbin unbe-

kannten Namens der älteren Herren von Rosenfeld hervorgegangen. Eine Schwester Ursula war Nonne in Stetten. Werner gilt als Begründer der Linie der jüngeren Herren von Rosenfeld, die im roten Schild eine silberne Burg mit zwei Türmen führten, während die ältere Linie im silbernen Schild drei kleine rote (2:1) Rosen zeigte. In der Zeit zwischen 1376 und 1397 ist Werner als (Ober-)Vogt in Tübingen, Herrenberg und Leonberg, 1399 in Rosenfeld und von 1384 bis 1403 als Landvogt in Mömpelgard beurkundet, wo er wohl 1408 starb. Seiner Ehe mit Anna Böcklin von Rottweil († 1409) entstammen zwei Söhne und drei Töchter, Eberhard, Katharina, Margarete, Ursula und Walter. Die Adelslinie erlosch 1525 mit dem Geislinger Kaplan Eberhard von Rosenfeld. Ein Teil der bürgerlichen Geschlechter mit dem Namen Rosenfeld, die es heute noch gibt, sind direkte Nachfahren des Döfninger Siegers Werner von Rosenfeld.

Vor einigen Jahren wurde zur Erinnerung an Rosenfelds wohl bedeutendsten

Die auferkirchlichen Religionsgemeinschaften im Kreise Balingen

Von Dr. Helmut Boßler, Herrenberg

(Schluß)

Die zweite Sektengruppe umfaßt die **Pfingst- und Heiligensbewegungen**, die zum Teil aus dem amerikanischen Baptismus, zum Teil aus dem Methodismus hervorgegangen sind. Das religiöse Verlangen der unter sich verschiedenartigen Gemeinschaften der Pfingstbewegung ist darauf ausgerichtet, in der „Geistertaufe“, d. h. im „Erfülltsein mit dem Heiligen Geist, die Gegenwart und Kraft des Göttlichen unmittelbar zu erfahren“^{2, 5}. Der Enthusiasmus und das Zungenreden werden teilweise hierbei bewußt gepflegt. In der weitverbreiteten Verzweiflung und Ratlosigkeit nach 1945 fand die Evangelisationsarbeit solcher Gemeinschaften einen günstigen Nährboden bei Menschen, die sich besonders stark nach einer seelischen Erweckung und inneren Aufnahme der vor Evangelisatoren beschworenen göttlichen Kräfte sehnten. Da die im Kreis hauptsächlich vertretenen Pfingstgemeinden keine Trennung ihrer Mitglieder von der Landeskirche fordern, entspricht die 1950 für die Pfingst- und Heiligensbewegung ermittelte Mitgliederzahl (zus. nur 8) nicht dem tatsächlichen Mitgliederstand. Die nach 1945 starke Anziehungskraft der Pfingstgemeinden hat inzwischen allerdings — schon da sie nicht straff organisiert sind — sehr nachgelassen, so daß außer in Balingen und Ebingen nur noch in Dürnwangen, Endingen, Leidringen, Meßstetten, Ostdorf, Rosenfeld, Tailfingen und Winterlingen, also in Orten, in denen hauptsächlich der Pietismus zuhause ist, kleine Gemeinschaften (mit in den Städten um 40, in den Dorfgemeinden etwa 10 bis 30 Anhängern) bestehen. Dabei handelt es sich meist um Anhänger der größten deutschen Pfingstgemeinde, des „Christlichen Gemeinschaftsverbands Mülheim-Ruhr“ (gegründet 1909), dessen Mitglieder heute in sehr gemäßigter Anschauung vielfach aktiv im Kirchengemeindeleben mitarbeiten, oder um solche der seit 1945 von Leonberg aus geleiteten **Philadelphia-Bewegung** des ehemaligen Basler Missionars Christian Röckle, bei dem der „Entrückungs“-Gedanke ein wichtiges Glaubensmotiv bildet (in Tailfingen um 40 bis 50 Anhänger). Die im Kreis, in Ebingen, Endingen und Bitz auftretende Gemeinschaft des Züricher ehemaligen Katholiken **Joh. E. Keller**, der um den Ersten Weltkrieg einen strengen Biblizismus mit stark spekulativen Zügen lehrte⁶, die von der internationalen täuferischen Pfingstgemeinschaft „Church of God“ gegründete „Gemeinde Gottes“ des in Krehwinkel bei

Sohn, den Landvogt und Statthalter von Mömpelgard, Werner von Rosenfeld, die frühere „Hintere Gasse“ in „Mömpelgard-Straße“ umbenannt.

Anmerkung: In seiner Ballade „Die Döfninger Schlacht“ läßt Uhland den Ritter Wolf von Wunnenstein als Retter des Grafen Eberhard erscheinen. Man kann dem Dichter jedoch deswegen nicht den Vorwurf eines geschichtlichen Irrtums machen, weil ihm nur die ausgeschmückte Erzählung eines Chronisten zur Verfügung stand und keine urkundlichen Unterlagen.

Literarnachweis und sonstige Angaben:

Martin Hanselmann, Döfingen, Aufsätze in der Beilage des „Böblinger Boten“, „Schönbuch und Gäu“, 1950, Nr. 11, 12 und 13.

Illustrierte Geschichte von Württemberg, Stuttgart, 1886.

Geschichte der Schweiz, diverse Werke.

Hans Jänichen, Stammtafel der Herren von Rosenfeld, bearbeitet 1955 (nicht veröffentlicht).

Schlachtenstizzen nach Martin Hanselmann, Döfingen, mit Ergänzungen nach der Wanderkarte von Baden-Württemberg, 1:100 000, dreifarbig, Blatt Nr. 7 (Stuttgart-Tübingen-Balingen).

K. Rockenbach: Mehrere Besichtigungen des Schlachtfeldgeländes an Ort und Stelle.

Schorndorf ansässigen Zeltpredigers Hermann Lauster und die „Biblische Glaubensgemeinschaft“ (seit 1952 Sitz in Stuttgart-Zuffenhausen), die auf Wanderevangelisationen ebenfalls ein nahes Weltende verkünden, hatten nach 1918 bzw. 1945 vorübergehend größere örtliche Erfolge zu verzeichnen, zählen heute (1957/58) aber lediglich noch in Balingen 36 Mitglieder der „Gemeinde Gottes“ (mit eigenem Prediger und Saal) und sonst nur vereinzelt einige wenige Anhänger im Kreis. Von der Heiligensbewegung beschränkt sich eine von den USA aus 1911/12 in Tübingen-Lustnau gegründete täuferische Gemeinschaft, die sich „Jünger Jesu“ oder „Wahre Christen“, auch „Freunde“ oder „Namenlose, nicht organisierte selbständige evangelische Religionsgemeinschaft“ nennt⁷ und aus ihrer Mitte paarweise Evangelisatoren zur Bekehrung aussendet⁸, mit wenigen Mitgliedern auf Endingen.

Zu einer dritten Sektengruppe, bei der besondere, zum Teil ausgesprochen absonderliche Vorstellungen ein wichtiges Glaubensmotiv bilden, gehören vor allem die „Evangelischen Taufgesinnten“ oder sog. „Nazarener“. In ihrem Gemeinschaftsgründer Johann Jakob Wirz (1778 — 1858), einem Basler Seidenweber und Verkünder apokalyptischer Gedanken und theosophischer Lehren, verehren sie eine neuzeitliche Inkarnation Gottes⁹. Ihre auf Balingen und Umgebung beschränkte Anhängerschaft stammt im Kreis fast ausschließlich aus Heimatvertriebenenfamilien der ehemaligen Deutschensiedlung Neu-Pasua in Jugoslawien. Durch stetigen Zuzug und Konzentration früherer Neu-Pasuaner hier im Balingen Raum ist die Mitgliederzahl der Ev. Taufgesinnten oder Nazarener inzwischen auf etwa 120 angestiegen. 1955 erstellten sich die Angehörigen dieser Sekte selbst ein eigenes kleines Gotteshaus in Balingen. Eine Sekte besonderer Art ist ferner die „Erste Kirche Christi, Wissenschaffter“ der Amerikanerin Mary Baker Eddy, die u. a. die mögliche Heilung vom Krankheit und die Überwindung des Todes durch „geoffenbarte Christuskräft“ lehrt. Nur in Ebingen sind um 30 Einwohner, in Balingen 5—6 Familien als solche „Scientisten“ bekannt. Ebenfalls nur vereinzelt Anhänger in den drei größten Städten zählt die im Rahmen der christlich orientierten Gemeinschaften eine Sonderstellung einnehmende „Christengemeinschaft“ des Pfarrers Friedrich Rittelmeyer, der sich an die Anthroposophie Rudolf Steiners anlehnt. Für all die letztge-

nannten Gemeinschaften wurden 1950 insgesamt lediglich 27 sonst keiner Kirche mehr zugehörige Mitglieder ermittelt.

Ganz unbedeutend ist schließlich die Zahl der Angehörigen nichtchristlicher Religionen, denn die der **Jüdischen Religionsgemeinschaft** ist auf nur 5 im Kreis zurückgegangen. Im übrigen ließen sich 1950 noch 2 Kreisbewohner feststellen, die sich zur **Bahai-Religion** bekennen, die, aus einer mohammedanischen Absonderung hervorgegangen, besondere Vorstellungen von der Gottesoffenbarung im Weltenablauf hat und eine religiöse Menschenverbrüderung anstrebt.

Zuletzt nimmt im Verhältnis zur Mitgliederzahl der außerkirchlichen Religionsgemeinschaften die Gruppe der **Freireligiösen Angehörigen von Weltanschauungsgemeinschaften und der Gemeinschaftslosen**, zu denen sich 1950 insgesamt 703 Kreisbewohner (= 0,85 v. H. der Kreisbevölkerung) rechneten, eine immerhin beachtliche Stellung ein, ist ihre Stärke doch mit der der Methodistenkirche zu vergleichen und liegt nicht erheblich unter der ermittelten Mitgliederzahl der größten Sekte im Kreis, der Neupostolischen Kirche. Es handelt sich hier im Kreis teils um Mitglieder der Anthroposophischen Gesellschaft oder anderer freireligiöser philosophischer Gemeinschaften, sicher aber nur noch vereinzelt um solche von völkischen Weltanschauungsgemeinschaften, die in der nationalsozialistischen Zeit in der Verkündung einer sog. „artgemäßen Gotterkenntnis“ besonders regsam waren. Vor dem Ersten Weltkrieg trat ein „Sozialistischer Freidenkerverein“ als „Monistenbund“ in Ebingen sehr aktiv in Erscheinung, hat aber seitdem unter geänderten politischen Verhältnissen keinerlei Bedeutung mehr. Den zweifellos größten Teil der Gruppe „Freireligiöse und Gemeinschaftslose“ bilden die letzteren, worunter alle Gottgläubigen, Konfessionslosen, Religionslosen und sonstige nichtkirchlich gebundene Kreise fallen. Diese finden sich vor allem in den Städten Balingen Ebingen

und Tailfingen (zus. über 500) und mit einigen wenigen Familien in den Industriegegenden Meßstetten und Onstmettingen. In den noch industriearmen evangelischen Dörfern des Kreises fehlen sie ganz. Die Zahlen derjenigen, die sich als **Gottgläubige** oder **Religionslose** bezeichnen, erfuhren vom Ende der zwanziger Jahre bis in die ersten Kriegsjahre gerade unter der Stadt- und Industriebevölkerung, beeinflusst von einem sich ausbreitenden Materialismus, einem religionsfeindlichen technischen Fortschrittsglauben und von zunehmender Vergnügungssucht eine Steigerung, nach dem Zusammenbruch von 1945 unter veränderten politischen Verhältnissen jedoch allerdings eine gewisse rückläufige Bewegung durch Wiedereintritte in die Kirchen oder Anschlüsse an christlich orientierte Sondergemeinschaften.

In 83 Fällen blieb bei der Volkszählung 1950 die Frage nach der Religionszugehörigkeit **ohne Angabe**. Hierbei handelt es sich vermutlich teils um Sektenangehörige (z. B. Zeugen Jehovas, vgl. oben), die derlei Angaben verweigern, großenteils aber wohl um Religionsentfremdete der obengenannten letzten Gruppen.

Literaturverzeichnis:

- 1) Calwer Kirchenlexikon, Stuttgart 1941
- 2) Fiedler, Emil, Die Vielgestaltigkeit religiösen Lebens in Baden-Württemberg seit der Jahrhundertwende (1900—1950). Insbesondere Wesen, Eigenart und Verbreitung der verschiedenen Freikirchen und religiösen Gemeinschaften. In: Jahrb. f. Stat. u. Landesk. v. Baden-Württemberg, 1. Jahrg., 4. H., Stuttgart 1955.
- 3) Hermelink, Heinrich, Geschichte der Evang. Kirche in Württemberg von der Reformation bis zur Gegenwart, Stuttgart-Tübingen 1949.
- 4) Hutten, Kurt, Seher, Grübler, Enthusiasten. Das Buch der Sekten, Stuttgart 1953 3. Aufl.
- 5) Kunz, Ulrich, Viele Glieder — ein Leib, kleinere Kirchen, Freikirchen und ähnliche Gemeinschaften in Selbstdarstellungen. Stuttgart 1953.
- 6) Pfeiderer, E., Die außerlandeskirchlichen evangelischen Religionsgemeinschaften (Freikirchen und Sekten) in Württemberg nach den Ergebnissen der Volks- und Berufszählung vom 16. Juni 1925. In: Württ. Jahrb. f. Stat. u. Landesk., Jahrg. 1929, S. 19 ff.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Gesammelt von Dr. Hermann Bizer, Rosenfeld

Nr. 10 Ebingen

Brauchtum

Die alte OAB führt an: „Nach Meier S. 427 pflegte man in Ebingen am Tage Johannes d. T. auf öffentlichem Platze, der die Burg heißt, Feuer anzuzünden und Erbsen daran zu kochen. Das sind die sog. „Hansersehe“, Johanniserbsen. Jetzt kocht man sie gewöhnlich in den Häusern.“

Eine bis in die jüngste Gegenwart herein geübte Sitte ist die Verteilung des „Pfefferlesbrotes“ an die Kinder auf Grund einer alten Stiftung, die von der Stadt weitergeführt wurde, als die Mittel aufgebraucht waren. Am Mittwoch vor der Konfirmation erhielt jedes Schulkind einen zweipfündigen Laib Brot. Außerdem durfte jedes Schulkind ein nichtschulpflichtiges Kind mitbringen, das dann einen Viertelslaib bekam. Schon auf dem Weg nach Hause bissen die Kinder von ihrem Laib herunter. Einem Kleinkinderschüler stand ein halbes Brot zu.

Das Amtsgrundbuch der Stiftungspflege enthält um 1890 folgendes: „Das sog. Pfefferlesbrot war in früheren Zeiten gewöhnlich von dem Hospitalfruchtkasten einer in den Jahren 1837/39 zur Ablieferung gekommenen Schwenninger Gült von 21 Scheffeln Dinkel und neben diesem Dinkel noch sechs Simmer Bohnen verwendet worden. Der Grund dieser Brotausteilung kann nirgends erforscht werden, übrigens geht schon aus den ältesten Rechnungen hervor, daß das sog. Pfefferlesbrot nicht nur an Schulkinder, sondern auch an Stadterne und sogar an Beamte und Honoratioren alljährlich, je-

doch in sehr verschiedenen Quantitäten abgegeben wurde.“

Bereits 1814 wurden von dem Zehnten 21 Scheffel Dinkel, laut Anweisung höheren Orts, für diesen Zweck freigegeben. Im Jahr 1584 wurde eine Stiftung gemacht, „den Armen zu Brod.“ Herzog Ludwig spendete jährlich 200 Gulden „zu Brod“ für die Armen von Ebingen und Bitz. Aus diesen Stiftungen scheint das „Pfefferlesbrot“ hervorgegangen zu sein.

Der Lehrer hatte Anspruch auf einen Laib, der Schuldiener erhielt sogar von jeder Klasse einen Laib

Der Fuhrmann der die Schwenninger Zehntlieferung für das Pf.-Brot nach Ebingen brachte, war lange Zeit ein Mann namens Pfefferle. Daher soll der Name kommen.

In den Jahren zw. 1915 und 1925 und seit 1940 wurde das Pf. nicht ausgegeben. Im Ersten Weltkrieg bekam die Jugend dafür „Pfefferles-Äpfel“

Sieben Kreuze

Die ganz alte Steige auf dem Schwenninger Berg zieht sich durch den städtischen Wald Riedhalde. An einem Felsen, an welchem sie vorüberführt, sind sieben Kreuze eingehauen; diese sollen das unglückliche Ende einer aus sieben Personen bestehenden Beamtenfamilie von Stetten a. k. Markt bezeichnen. Diese Familie soll auf der Fahrt nach Ebingen begriffen gewesen und samt dem Gefährt über den dortigen Felsen abgestürzt sein. OAB.

In der Schneiderhöhle unter dem Schloßfelsen soll einstens eine Burg gestanden ha-

ben. Man sagt auch, daß dort noch ein Schatz begraben sei.

Das Stählerne Männle, ein Hügel zur Linken der Bitzer Steige, soll Attilas Grab bergen.

Redensarten

Wega dem muaß man den Märktbronna et decka. — Wia s dr Maute hao' will! Bist du denn s lebendig Wochablättele? oder: Bist du denn de alt Bloachere?

Nr. 11 Edingen

Bräuche

Am Thomastag werden Hutzeln geputzt zum Hutzelnbacken auf Weihnachten.

Das „Losnen“ geschah hier auf folgende Weise: 12 Nullen wurden über die Stubentüre geschrieben. Bei trübem Wetter werden die Nullen innen mit Kreide ausgefüllt, bei schönem Wetter aber frei „hohl“ gelassen. Für das Pfeffern kennt man hier den Spruch: „A Hutzelnbrot raus, oder i stupf a Loch ins Haus!“

„Am Aschermittwoch sind die Weiber Meister,“ ist eine Redensart der Edingen. An Ostern „Oalebala“ auf der Osterwiese bei Erzingen. Anschließend geht man ins Wirtshaus.

Am Himmelfahrtsmorgen ging man nach altem Herkommen auf die Lochen, suchte Himmelfahrtsblümchen und wand Kränze daraus, hernach oft nach Tieringen in die Wirtschaften.

Früher bekamen die Gänse an Pfingsten Kränze um den Hals. Der Gänseub ging am Montag in die Häuser und holte die ihm versprochenen Gänseeier. Schon um 1900 heißt es: „Kommt jetzt nicht mehr vor.“ An Pfingsten hängen manche Leute einige Ähren hinter Haus gegen Hagel.

An Allerseelen und Allerheiligen wird den Bäumen gehackt und Dung gebracht: sie geraten dann besser.

Die Kinder holt die Hebamme hier im „Schweinsgumpen“. Damit das Kind gesund bleibe, soll die Mutter ins erste Badwasser spucken.

Aberglauben

Am Mittwoch und Freitag solle man die Nägel an Händen und Füßen nicht schneiden. Mittel gegen Hagel: Das Tischtuch wird zum Fenster hinausgeworfen, worauf der Hagel aufhört oder nachläßt. Hanf an Hiob gesät nach altem Brauch (9. Mai).

Redensarten

Wear mr em Sommer gholfa hot, dear dearf auh uf d Metzgersupp komma. Wenn der Kuckuck schreit, em Wald, koa' Schnae maeh leit. Dear ist so alt wia dr Ehrhaldagraba. Dear hot sieba Leaba wia a Zwiebel sieba Häut. Dear ist so lang wia Dürrwa...

S schneit, s schneit,
daß s Featza geit,
dr Santi Kios ist nemme weit.

S rengalad, s rengalad,
d Baura füahrad Mist,
se hockad uf da Waga nuf
ond riefad hott ond wist!

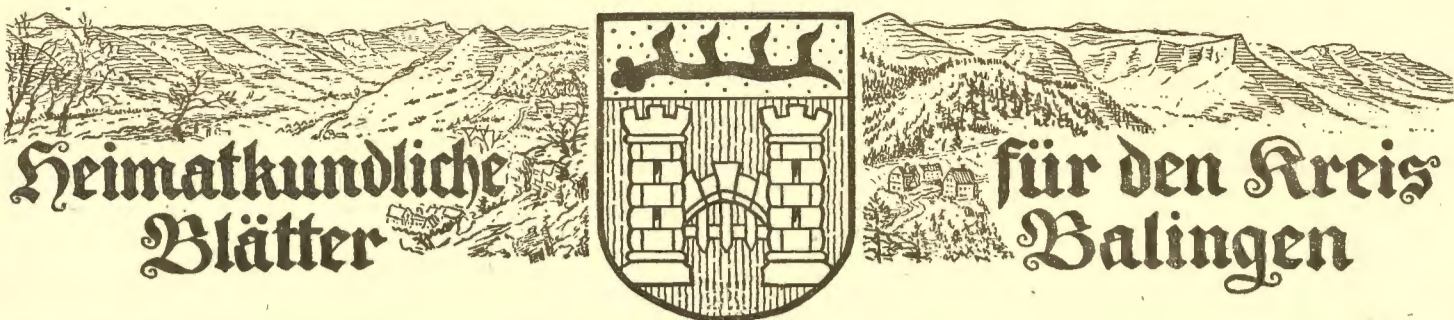
Sagen

Auf dem „Käppele“ gegen Bronnhaupten soll einst eine Kapelle gestanden haben. — Auf „Leutstetten“ sind noch viele Grabhügel. — Eine Römerstraße soll mitten durch den Ort führen.

Das Binsdorfer Kupferflachbeil

Dieser Beitrag, der einen vorgeschichtlichen Fund aus der Zeit vor 4000 Jahren behandelt und in der letzten Augustnummer der „Heimatkundlichen Blätter für den Kreis Balingen“ zu lesen war, stammte aus der Feder von Kurt Rockenbach, Rosenfeld.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.



Goethes Mutter / Zum 150. Geburtstag

Der weit verbreitete Glaube, daß alle großen Männer immer bedeutende Mütter gehabt haben müßten, wird vielfach von der Erfahrung widerlegt; es ist hingegen vielfach beobachtet worden, daß, wenn ein Kind eine hervorragende Befähigung zeigt, dies sich immer an den Eltern, Groß- oder Urgroßeltern nachweisen läßt. Goethe, einer der größten und berühmtesten Deutschen, gibt selbst zu, daß er seine Natur und seine Neigungen von den Vorfahren geerbt habe, und spricht es in folgenden Versen aus:

Vom Vater hat ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.

Die Mutter Goethes war die älteste Tochter des Schultheißen der freien Reichsstadt Frankfurt am Main, Johann Wolfgang Textor, und der Anna Margaretha, einer geborenen Lindheimer aus Wetzlar, wo ihr Vater als Prokurator am Kammergericht angestellt war. Das Porträt Textors zeigt einen stattlichen Mann mit der gewichtigen goldenen Kette und Medaille, die er von der Kaiserin Maria Theresia erhalten hatte, in einer Perücke mit acht Etagen, hochstirnig mit einer etwas abwärts gebogenen Nase. Goethe schildert den Großvater als einen würdevollen, einsilbigen, immer gleichmütigen Greis, der in einer burgartigen Wohnung in der Friedberger Gasse ein durchaus behagliches und geregelteres Leben führte. Die kleine Elisabeth, geboren am 19. Februar 1731, war ein hübsches und kräftiges, von der Natur an Körper, Geist und Gemüt gut ausgestattetes Kind, welches erfreulich heranwuchs, obgleich ihr kein gründlicher und planmäßiger Unterricht zuteil ward. An tüchtigen Lehrern war damals noch großer Mangel, und dem Vater, dessen Leben sich zwischen Amtsgeschäften und der Pflege seines Gartens teilte, fehlte die Zeit und wohl auch die Lust, die Lücken des Unterrichts durch eigene Belehrung auszufüllen. Bei ihrer natürlichen Begabung und den vielen Anregungen im elterlichen Haus und ihrem lebhaften Interesse für die Literatur wußte sie jedoch nachträglich ihre Ausbildung noch vortrefflich zu ergänzen und durch Lektüre und die lebendige Tätigkeit ihrer Phantasie baute sie sich eine reiche innere Welt von bemerkenswerter Originalität. Während die lebhaftere nächstjüngere Schwester in der Nachbarschaft umherstrich, um sich dort vernachlässigter Kinder anzunehmen, sie zu pflegen und herumzutragen, gefiel sich Elisabeth in ansprechender Kleidung bei den damals üblichen „zierlichen“ weiblichen Arbeiten oder im Lesen eines Buches. Sie scheint der Liebling des Vaters gewesen zu sein und ihn auch am besten verstanden zu haben. Er hielt viel auf Träume und Ahnungen; seine Vermutungen und Kombinationen gestalteten sich ihm zu bedeutenden Träumen, durch die er oft selbst von zukünftigen Dingen unterrichtet worden sei. So vertraute er einst seiner Frau, er habe geträumt, daß einer der Ratsherren ihm in sehr verbindlicher Weise seinen Platz angeboten habe; nicht lange darauf starb die-

ser am Schläge und seine Stelle wurde durch die goldene Kugel Elisabeths Vater zuteil. Als später der Schultheiß gestorben war, ward noch in später Nacht durch den Ratsdiener auf den anderen Morgen eine außerordentliche Ratsversammlung angesagt. Das Licht in der Laterne des Ratsdieners war abgebrannt; da rief der Vater aus dem Bett: „Gebt ihm ein neues Licht, denn der Mann hat ja doch die Mühe bloß für mich.“ — Niemand als Elisabeth hatte diese Worte beachtet, und sie glaubte auch fest daran. Als nun am anderen Morgen der Vater aufs Rathaus gegangen war, frisierete sie sich, zog die besten Kleider an und setzte sich mit einem Buche ans Fenster. Die Mutter und Schwestern glaubten, Elisabeth sei nicht bei Trost, diese aber sagte: „Ihr werdet bald hinter die Vorhänge kriechen, wenn die Ratsherren kommen, uns wegen dem Vater zu gratulieren, der heute zum Syndikus erwählt wird.“ Während nun die Schwestern noch über Elisabeths Leichtgläubigkeit lachten, sah diese vom Fenster aus den Vater im stattlichen Gefolge vieler Ratsherren die Straße daher kommen. „Versteckt euch“, rief sie, „da kommt er schon und alle Ratsherren mit ihm.“ Keine wollte es glauben, bis eine nach der anderen den unfrisierierten Kopf zum Fenster hinaus steckte und die feierliche Prozession daherschreiten sah; da liefen sie alle davon und ließen Elisabeth allein im Zimmer, um sie zu empfangen.

Als Kaiser Karl VII. im Jahr 1745, kurz vor seinem Tode noch einmal Frankfurt besuchte, sah Elisabeth am Karfreitag im langen schwarzen Mantel zu Fuß mit vielen Herren und schwarz gekleideten Pagen die Kirchen besuchen. Die Schönheit des Kaisers und sein Unglück erhöhte noch das allgemeine Interesse für ihn. „Überall“, erzählte noch später das damals vierzehnjährige Mädchen, „kniete er auf der letzten Bank unter den Bettlern und legte sein Haupt eine Weile in die Hände wenn er wieder aufblickte, erschreck ich allemal heftig und, wenn er durch unsere Straße ritt und nach den Fenstern herauf sah und mich grüßte, weinte ich vor Freude“. Auch als der Kaiser am anderen Tage schon in der Morgendämmerung abreiste, grüßte er die Töchter des Schultheißen, welche durch die Posthörner geweckt, an das Fenster gesprungen waren. Noch in späten Tagen gedachte Elisabeth des Kaisers, wenn sie ein Posthorn blasen hörte.

Im Jahre 1748 bewarb sich ein Frankfurter Reichsbürger, der kaiserliche Titularrat Johann Kaspar Goethe, der als wohlhabender Privatmann lebte, um die noch sehr junge Tochter des Schultheißen. Ohne bestimmte Neigung willigte das verständige Mädchen ein, und wußte sich auch vortrefflich in den etwas schroffen Charakter ihres Gatten zu schicken; so war denn auch diese Ehe keineswegs eine unglückliche, aber auch keine herzinnige zu nennen. Der bedeutende Unterschied des Alters wirkte weniger störend als die Verschiedenheit der Neigungen und des Temperaments. Die junge anmutige Frau Rat war zu fröhlichem Lebensgenusse geneigt; ihr Frohsinn bildete

einen Gegensatz sowohl zu dem altväterisch dunklen Hause, das sie nach ihrer Hochzeit bezog, als noch mehr zu dem ruhig besonnenen, kalten, etwas pedantischen Gatten. Die junge Frau Rätin übte sich in den ersten Jahren ihrer Ehe im Klavierspiel, im Singen und in der italienischen Sprache, so wie sie sich auch der Ausbildung anderer Fähigkeiten, wie fleißigem Schreiben oblag. Das Wort des gestrengen Herrn war im häuslichen Kreise Gesetz; nichtsdestoweniger wurde er von der Frau, den Freunden und später von den Kindern hochgeachtet, wenn auch wenig geliebt. Elisabeth entwickelte sich an der Hand des ernstesten Mannes zur trefflichen und tüchtigen Hausfrau. Ihr frisches naives Wesen füllte das Haus mit Leben und Behagen; in der Sorge für den Gatten war sie musterhaft und jede damit verbundene Pflicht wurde ihr leicht. In alles wußte sie sich rasch und gut zu finden und in Gesellschaften bewunderte man ihre kräftige, kernige Redeweise.

Am 28. August 1749 wurde der erste Sohn geboren, und schon am folgenden Tage nach seinem Großvater Textor, Johann Wolfgang, getauft. Der junge Goethe wurde in einer übergroßen, mit Elfenbein und Ebenholz eingelegten Wiege geschaukelt, die man noch lange in einem Dachkammerchen aufbewahrte. Auf ihn folgten mehrere Geschwister, die jedoch in früher Kindheit starben. Nur eine Schwester, Cornelia, blieb neben Wolfgang am Leben, so daß die ungeteilte Sorgfalt der Mutter sich diesen beiden und zumeist dem Knaben zuwenden konnte. Der kleine Wolfgang hatte zu der Schwester Cornelia, da sie noch in der Wiege lag, schon die zärtlichste Zuneigung. Er trug ihr alles zu und wollte sie allein nähren und pflegen und war eifersüchtig, wenn man sie aus der Wiege nahm.

Der untere, weitläufige Hausflur hatte einen offenen, mit einem Gitter versehenen Raum, das „Geräms“, wodurch man unmittelbar mit der Straße und der freien Luft in Verbindung kam. Viele Häuser hatten ein solches Gitterwerk. Hier saßen die Frauen, um zu nähen oder zu stricken; die Köchin säuberte ihren Salat und auch die Kinder hielten sich viel in dem Geräms auf. Eines schönen Nachmittags hörte Mutter Goethe ein lebhaftes Beifallrufen von der Straße her, und fand endlich den kleinen Wolfgang im Geräms, von neckischen Nachbarn angereizt, einen Teller, eine Schüssel nach der anderen auf die Straße werfend. Das Unglück war geschehen, die Mutter hatte für so viel zerbrochene Töpferware wenigstens eine lustige Geschichte. Die Nachbarn lachten und sie lachte mit.

Die kleine Familie bewohnte das Haus der Großmutter Goethe, dessen alte winkelhafte Beschaffenheit geeignet war, in kindlichen Gemütern Schauer und Furcht zu erwecken, der Vater aber suchte den Kindern frühzeitig alle Furcht vor dem Unheimlichen zu nehmen. Sie sollten daher auch allein und kalt schlafen, und wenn sie sich aus den Betten hervormachten und die Gesellschaft der Bedienten und Mägde suchten, stellte er sich ihnen verkleidet in umgewandten Schlafrock in den Weg und scheuchte sie in ihre Ruhestätte zurück. Die Mutter, stets heiter und froh, und anderen

das Gleiche gönnend, wußte ihren Zweck besser durch Belohnungen zu erreichen. Sie versprach den Kindern, wenn sie nachts ihre Furcht überwinden hätten, Obst („Pfirrschen“) oder andere Leckerbissen. Es gelang und beide Teile waren zufrieden.

Der Herr Rat, der im Besitze eines ansehnlichen Vermögens war, nahm niemals ein öffentliches Amt an, entwickelte aber zu Hause eine rastlose Tätigkeit. Er widmete sich seinen Studien, der Erziehung zunächst seiner Frau und dann seiner Kinder, die er selbst unterrichtete, wozu er später einige Fachlehrer zu Hilfe nahm. Im Jahre 1740 hatte er eine Reise durch Italien, Frankreich und Holland gemacht, von welcher er später nicht nur gern erzählte, sondern von der er auch eine genaue Beschreibung in der ihm lieb gewordenen italienischen Sprache verfaßte. Auch die Mutter mußte sich bequemen, bei ihm italienisch zu lernen; er sang auch, und täglich veranlaßte er sie, ihn und sich auf dem Klavier zu begleiten.

Des Vaters Mutter wohnte in einem großen Zimmer hinten hinaus; war nun die Mutter mit dem Hauswesen oder mit Lernen beschäftigt, so schlichen sich die Kinder zu der Großmutter und dehnten ihre Spiele bis an ihren Sessel, ja, wenn sie krank war, bis an ihr Bett aus. Sie wußte die kleinen Enkel in deren Freistunden mit allerlei Kleinigkeiten zu beschäftigen und mit allerlei guten Bissen zu erfreuen. Am Weihnachtsabend 1753 aber setzte sie allen ihren Wohltaten die Krone auf, indem sie den Kleinen ein Puppenspiel vorstellen ließ und so in dem alten Hause eine neue Welt erschuf. Er wurde Goliath und David aufgeführt, und es ist möglich, daß das deutsche Volk des Dichters Vorliebe für die Bühne diesem Puppenspiel verdankt. Die Schwester Cornelia verfertigte ihm die Garderobe für das Puppenspiel und kleidete die Puppen aus und an. Aber auch die Mutter nähte ihm zuweilen, vom Vater unbemerkt, Puppen, deren er für sein Spiel bedurfte. Die kleine Bühne wurde den Kindern umso wertvoller, als es das letzte Vermächtnis der Großmutter war, welche bald darauf der Familie durch den Tod entrissen wurde. Solange sie lebte, hatte der Rat nichts im Hause verändert, so unbequem auch die bisherige Einrichtung war. Das Haus bestand nämlich aus zwei durchbrochenen Häusern mit unzusammenhängenden Zimmern, deren Unebenheiten durch Stufen ausgeglichen waren. Da das Einreißen und Aufbauen allmählich geschah und die Familie während des Umbaus im Hause blieb, so hatte vor allen die Mutter eine sehr unruhige Zeit, und es gehörte ihr unverwüstlicher Humor dazu, bei dem ewigen Aus- und Einräumen den guten Mut nicht zu verlieren. Eine weitere verdrießliche Störung brachten Krankheiten der Kinder in das Familienleben. Wolfgang wurde von Fieber befallen, wodurch sich die Pocken ankündigten, die überall mit großer Heftigkeit wüteten. Der ganze Körper des kleinen Goethe war mit Blattern übersät, das Gesicht zugedeckt, und er lag mehrere Tage blind da. Man kann sich denken, daß die Mutter nicht von dem Bettchen wich, ihm möglichst Linderung verschaffte, und ihm goldene Berge versprach, wenn er sich ruhig verhalte und das Übel nicht durch Reiben und Kratzen vermehre. Welche Freude für die besorgte Frau, als es ihm nach traurig zwischen Furcht und Hoffnung verlebter Zeit wie eine Maske vom Gesicht fiel, ohne daß die Blattern eine sichtbare Spur auf der Haut zurückließen!

Die muntere und nachsichtige Mutter hatte ein merkwürdiges Geschick, zu ihrem und ihrer Kinder Vergnügen Märchen zu ersinnen. „Ich konnte nicht ermüden, zu erzählen, so wie Wolfgang nicht ermüdete, zuzuhören. Wenn ich saß und erzählte, verschlang er mich fast mit seinen großen schwarzen Augen; und wenn das Schicksal

irgend eines Lieblings nicht nach seinem Willen ging, da sah ich, wie die Zornader auf seiner Stirne schwoll, und wie er die Tränen verbiß. Wenn ich nun Halt machte und die Katastrophe auf den nächsten Abend verschob, so rückte er sich bis dahin alles zurecht, und so ward mir denn meine Einbildungskraft durch die seinige ersetzt. Früher vertraute mir die Großmutter, deren Liebling er war, allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung noch gehen werde, und Wolfgang, ohne sich je als Urheber der merkwürdigen Ereignisse zu erkennen, sah mit glühenden Augen der Erfüllung seiner kühn angelegten Pläne entgegen und begrüßte das Ausmalen derselben mit begeistertem Beifall“.

Die Zeit des siebenjährigen Krieges rückte heran, im Jahr 1756 hatte derselbe eine Besetzung Frankfurts durch französische Truppen zur Folge, deren Lieutenant du roi oder Zivilkommissar, wie wir ihn heute nennen würden, Graf Thorane, im Goetheschen Hause einquartiert wurde. Da der Rat Goethe den Franzosen, welche mit Friedrich II. verbündet waren, sich feindlich gegenüberstellte, so fiel der Frau Rat die Aufgabe zu, die Vermittlung zwischen ihm und dem unerwünschten Gast zu übernehmen und sie lernte zu diesem Beruf aufs schleunigste die Sprache desselben. Zugleich suchte sie für ihren Sohn Vorteil aus dem Umstand zu ziehen, daß eine französische Bühne in Frankfurt etabliert worden war, für welche sie ihm, durch Beihilfe ihres Vaters, aber gegen den Willen ihres Gatten, ein Freibillet verschaffte, das der junge Wolfgang eifrigst benutzte. Allein die Sorge, die ihr heiteres Gemüt am wenigsten ertragen konnte, lag schwer auf ihr, da eine Schlacht in der Nähe Frankfurts, vielleicht eine Erstürmung und Verteidigung der Stadt selbst zu befürchten stand. Zu dieser Unruhe, die sie in ihrer Angst zu häufigem Gespräch mit dem Königsleutnant führte, gesellte sich die Furcht, daß ihr Mann sich durch seinen Haß gegen die Franzosen zu einer unbedachten Handlung fortreißen lassen könnte. Dies trat auch wirklich ein, und der Graf Thorane befahl im höchsten Zorn die Verhaftung des Rates Goethe. Doch in der allgemeinen Verwirrung war Frau Goethe die einzige, welche nicht den Kopf verlor. Sie bemächtigte sich des Adjutanten, der die Ordre zu vollziehen hatte, und wußte ihn mit weiblicher Klugheit und Überredungskunst so lange hinzuhalten, bis ein Freund des Hauses durch Vorstellungen und Bitten vom Königsleutnant eine Zurrücknahme des Befehls erlangt hatte.

Papa Goethe hatte neben seinen Kunstliebhabereien auch Sinn für Poesie und besonders zu den reimenden Dichtern, dagegen war er ein abgesagter Feind der deutschen Hexameter, so daß Klopstocks berühmte Messiade ausgeschlossen war; durch einen Hausfreund gelangte dieselbe aber gleichwohl in die Hände der Frau Rat, die sich ungemein daran erfreute. Die Kinder lernten die bedeutendsten Stellen, sowohl die zarten, als die heftigsten auswendig. Eines Tages deklamierten Wolfgang und Cornelia wechselweise das wilde Gespräch von Satan und Adramelech, während der Vater eben im Nebenzimmer barbiert wurde; darüber erschrak dann der gute Barbier so heftig, daß er das Seifenbecken über den Herrn Rat ausschüttete, was dann die Folge hatte, daß die Messiade wiederum vom Hause verbannt wurde.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß die allzu gute Mutter ihren ebenso wohlbegabten als wohlgestalteten Wolfgang etwas verzog; sie vertuschte manches, was der Vater schwerlich so frei hätte hingehen lassen. Liebevoll entdeckte sie zuerst den in kindlichem, oft kindischem Spiel sich gestaltenden Genius ihres Sohnes, an dessen Stelle der Vater zürnend Ausdauer und strenge Methode des Lernens forderte. Sie unterstützte den Knaben in den kleinen

Liebhabeereien, welche die Jahre in ihm weckten. Mit Entzücken und banger Hoffnung horchte sie auf seine pathetisch-deklamatorischen Übungen, auf die ersten Knittelverse, in denen sein Drang nach Gestaltung sich offenbarte. Wie sie als treue Mutter über seine Kindheit und seine Irrungen wachte, so bändigte sie auch mit sanfter Hand den Ungestüm des heranreifenden Knaben, und suchte sich als Vertraute der ersten Herzensregungen des Jünglings zu erhalten.

Die Frau Rat bewahrte sich in jeder Lebenslage ihre innere Zufriedenheit und ließ einen jeden in seinem Kreise gewähren. „Fröhlichkeit“, sagte sie, „ist die Mutter aller Tugenden. Weil man zufrieden und froh ist, so wünscht man alle Menschen vergnügt und heiter zu sehen“. In dieser Sinnesart zeigte sie bei manchen Scherzen des Sohnes in seinem Knabenalter, wo der Vater mit strenger Rüge eingetreten sein würde, viele Nachsicht. Die Liebe des Vaters für Kunst und Literatur und die gesunde poetische Natur der Mutter übten frühzeitig einen bildenden Einfluß auf den Knaben und trugen zur Erweckung und glücklichen Entwicklung seiner universalen Begabung bei. Die Frau Rat sagte zuweilen in scherzhafter Laune: „Ich und mein Wolfgang haben uns halt immer verträglich zusammengehalten; das macht, weil wir beide jung und gar nicht so weit als der Wolfgang und sein Vater auseinander gewesen sind“.

Man kann sich denken, wie sehr die Frau Rat ihren Wolfgang vermisse, als derselbe 1765 im sechzehnten Jahr die Universität Leipzig bezog, wo er die Rechte studieren sollte. Die dortigen Vorlesungen befriedigten ihn jedoch nicht, und es bildete sich schon hier in ihm das Bedürfnis aus, alles was ihn erfreute, quälte oder sonst beschäftigte, in ein Gedicht zu verwandeln. In gestörtem Gesundheitszustand kehrte er nach drei Jahren im August 1768 zurück. Er hatte in Leipzig einen heftigen Blutsturz gehabt und schwankte mehrere Tage zwischen Leben und Tod. Frau Rat war damals um den Sohn und zugleich um ihren eigenen Vater in Sorgen. Der alte Schultheiß Textor hatte damals einen Schlaganfall, von dem er sich niemals wieder ganz erholte. Er starb im Jahr 1771. Bald kam ein neuer Schrecken. Im Dezember wurde der Sohn von einer heftigen Kolik befallen, so daß er die furchtbarsten Schmerzen litt. Die Mutter schlug in der äußersten Not ihres Herzens ihre Bibel auf und fand: „Man wird wiederum Weinberge pflanzen, pflanzen wird man und dazu pfeifen“. Sie fand für den Augenblick Trost und in der Folge manche Freude an dem Spruche. Einige Tage hielt der schreckliche Zustand des Kranken an, und er mußte noch lange das Zimmer hüten.

Zur Fortsetzung seiner juristischen Studien bezog Goethe im nächsten Frühjahr die Universität Straßburg, wo er Doktor wurde; später ging er nach Wetzlar als Referendar, worauf er in Frankfurt für dortige Handelshäuser Rechtsgeschäfte besorgte. Die Frau Rat, noch mehr aber der Vater, fingen an besorgt zu werden: der Doktor, wie Wolfgang jetzt genannt wurde, hatte zwar schon verschiedene vortreffliche poetische Werke verfaßt und stand in naher Beziehung zu vielen hervorragenden Männern seiner Zeit, aber obwohl schon fünf- undzwanzig Jahre alt, wies sich nach keiner Seite hin eine den Wünschen des Vaters genügende oder ihn selbst befriedigende Stellung. Namentlich durch seinen „Götz von Berlichingen“ und den „Werther“ hatte Goethe die Augen von ganz Deutschland auf sich gezogen; auch der Erbprinz von Sachsen-Weimar hatte des jungen Dichters persönliche Bekanntschaft gemacht und lud ihn nach seinem Regierungsantritt an seinen Hof. Der Vater riet ab, das Sinnen und Trachten der Mutter ging aber darauf, die Aussichten, welche sich dem geliebten Sohn in Weimar öffneten, zu verwirklichen, so

schwer es ihr auch fallen mochte, sich von ihrem Liebling zu trennen. Sie besiegte den Widerstand des Vaters, er gab seine Einwilligung und der Sohn folgte also dieser Einladung; er ward der Freund seines Fürsten, geheimer Rat und später in den Adelsstand erhoben. Die Schwester Cornelia vermählte sich 1773 mit Johann Georg Schlosser, starb aber schon 1777 zu Emmendingen, der Vater selbst zu Frankfurt 1782.

Die Mutter Goethes ist eine der ansprechendsten Erscheinungen in der deutschen Literatur. Ihre unvergängliche Heiterkeit und Frische war ganz entschieden in ihrem Angesichte ausgeprägt. Auf dieser breiten Stirn, welche uns ihr Bildnis zeigt, thronte ewiger Sonnenschein. Ihr Gesichtsausdruck war der des Dichters; jedes Wort, das ihr vom Munde ging, oder das sie schrieb, drang ursprünglich, frisch und ergötzlich aus ihrem reichen Gemüt hervor. Diese einfache herzliche Natur machte sie allen teuer. Sie war das Entzücken der Kinder, der Liebling von Dichtern und Fürsten. Der Ruhm ihres großen Sohnes stieg immer höher und machte die „Frau Rat“ zu einer weitgefeierten Persönlichkeit. Der Herzog von Weimar machte wiederholt Besuche in Goethes Vaterhaus. In der Frau Rat glaubte man das treue Ebenbild der sorgsamsten Hausfrau des Ritters Götz von Berlichingen zu finden und nannte sie deshalb Aja. Frau Aja aber stieg wie eine Burgfrau in ihren Keller hinab und kam mit staubigen Flaschen aus den besten alten Jahrgängen zurück. Kein Fremder von Bedeutung hielt sich in Frankfurt auf, ohne das alte Patrizierhaus am Hirschgraben zu besuchen; der höchste Adel und selbst Fürsten bezeugten der alternden Frau ihre Ehrerbietung. Ihre Wohnung, von Goethes Verehrern Casa santa benannt, wurde eine Wallfahrtsstätte interessanter und ausgezeichneter Männer. Wieland, Merck, Bürger, die Frau von Stael, Dalberg und viele andere kamen, um Goethes Mutter kennen zu lernen; und alle fühlten sich von der lebensheiteren, gemüt- und geistreichen Frau so angezogen, daß sie gern wieder kamen. Wenn auch Goethe zu Zeiten wohl einmal der geliebten Mutter weniger gedenken mochte, so trug sie ihn dagegen lebenslang im innersten Herzen und erfüllte ihre Seele immer mehr mit dem Bilde ihres Wolfgang. Sie sah im hohen Alter die Wende des Jahrhunderts und blickte in das kommende hinüber. Ihr ward das seltene Glück, mit weißem Scheitel, doch ungebeugter Gestalt neben ihrem ergrauten Sohne zu stehen und den vollen Becher der Anerkennung eines Kontinents mit ihm zu teilen.

In ihrem Charakter begegnet uns ein besonderer Zug, der sich auf den Sohn ganz entschieden fortpflanzte, nämlich eine sehr zarte Scheu vor allen heftigen und gewaltsamen Eindrücken, welche sie in allen Lebenslagen möglichst zu entfernen suchte. Es wird von ihr erzählt, sie habe beim Anstellen einer Magd oder eines Bedienten unter anderem folgende Bedingungen zu stellen gepflegt: „Ihr sollt mir nichts wiedererzählen, was irgend Schreckhaftes, Verdrießliches oder Beunruhigendes, sei es nun in meinem Hause, oder in der Stadt, oder in der Nachbarschaft, vorfällt. Ich mag ein für allemal nichts davon wissen. Gehts mich nah an, so erfahre ichs noch immer zeitig genug. Gehts mich gar nichts an, bekümmerts mich überhaupt nicht! Sogar wenn es in der Straße brennt, wo ich wohnte, so will ichs auch da nicht früher wissen, als ichs eben wissen muß.“ So wagte denn auch bei einer lebensgefährlichen Krankheit Goethes im Jahr 1805 niemand aus ihrer Umgebung in Frankfurt der Gefahr, worin der Entfernte schwebte, zu erwähnen. Erst als er in völliger Besserung begriffen war, brachte sie selbst das Gespräch auf ihn und sagte zu ihren Freundinnen: „Ich hab halt alles wohl gewußt, habt ihr gleich nichts davon gesagt und sagen wollen, wie es mit dem Wolfgang

so schlecht gestanden hat. Jetzt aber mögt ihr sprechen; jetzt geht es besser. Gott und seine gute Natur haben ihm geholfen. Jetzt kann wieder von dem Wolfgang die Rede sein, ohne daß es mir, wenn sein Name genannt wird, einen Stich ins Herz gibt.“

Als sie einmal einige Wochen von den Beschwerden des hohen Alters geplagt worden war, sagte sie einer Freundin, die sich nach ihrem Befinden erkundigte: „Gottlob, nun bin ich mit mir wieder zufrieden. Seit her bin ich völlig unleidlich gewesen und habe mich wider den lieben Gott gewehrt, wie ein Kind, das nicht weiß, was an der Zeit ist. Gestern aber konnt ichs nicht länger mit mir ansehen; da hab ich mich selbst recht ausgescholten und zu mir gesagt: Ei, schäme dich, alte Rätin! Hast guter Tage genug gehabt in der Welt, und den Wolfgang dazu, mußt, wenn die bösen kommen, nun auch für lieb nehmen und kein so übel Gesicht machen! Was soll das mit dir vorstellen, daß du so ungeduldig und garstig bist, wenn dir der liebe Gott ein Kreuz auflegt? Willst du denn immer auf Rosen gehen, und bist übers Ziel, bist über sieben-

zig Jahre hinaus! So habe ich zu mir selbst gesagt, und gleich ist ein Nachlaß gekommen und ist besser geworden, weil ich selbst nicht mehr so garstig war“.

Bis zu ihrem letzten Augenblick war die Liebe zu ihrem Sohne, die Freude an seinem Talent, der Stolz auf ihres Wolfgang's Ruhm und seine Liebe zu ihr die Freude ihres Alters gewesen. Er hatte sie bei sich in Weimar zu haben gewünscht, aber der Kreis alter Bekanntschaften und langjährige Gewohnheit hielt sie trotz der damaligen Kriegsruhen in ihrer Vaterstadt fest, wo sie allgemein verehrt wurde. Sie starb am 13. September 1808 in ihrem achtund-siebenzigsten Jahre, wie sie gelebt hatte, heiter bis ans Ende. Als während ihrer letzten Krankheit noch eine Einladung an sie kam, antwortete sie: „Die Frau Rat kann nicht kommen, die Frau Rat muß allweil sterben!“ Ihr Leichenbegräbnis ordnete sie selbst so pünktlich an, daß die Weinsorte und die Größe der Brezeln für den Leichenschmaus genau von ihr bestimmt war; sie wollte auch im Tode keine unfreudlichen Gesichter um sich haben.

Ostdorf — eine fränkische Gründung?

Von Fritz Scheerer

Ostdorf, die einst stattlichste Bauerngemeinde des Kreises, liegt über einer tiefeingeschnittenen Schlucht des zur Eyach eilenden Geislinger Riedbaches, umgeben von einem Ring von Feldern und Obstgärten. Weithin grüßt sein weißer zeltgedeckter Kirchturm, von dem man eine herrliche Aussicht auf die Albberge vom Oberhohenberg bis zur Achalm genießt. Die schönen Bauernhäuser mit ihren großen Hofräumen verraten noch heute eine gewisse Wohlhabenheit seiner bäuerlichen Bevölkerung, die auf eine reiche Tradition zurückblicken kann, wie die Jahreszahl 1574 auf einem Balken eines Bauernhofes und die alten Bauerngeschlechter des Ortes beweisen. Schon im 15. Jahrhundert galt Ostdorf als die reichste und größte Dorfgemeinde des Amtes Balingen. Auch das neugeschaffene Wappen, ein goldener Holzpfug in schwarzem Feld, darüber im goldenen Schildeshaupt eine schwarze Hirschstange, zeigt uns eine Gemeinde von rein bäuerlicher Prägung.

Wie kommt es nun, daß gerade Ostdorf zu einer der reichsten Bauerngemeinden im Albvorland unserer Heimat wurde? Selbstverständlich gehört dazu eine gewisse Sparsamkeit und ein außerordentlicher Fleiß der Bewohner. Daneben gaben aber Lage und Bodenbeschaffenheit der Markung die erforderlichen Voraussetzungen. Sanftlinig, weiche Geländeformen, eine weite Ebene mit geringen Höhenunterschieden, bedeckt mit fruchtbaren Äckern kennzeichnen die Markung Ostdorf. Wogende Ährenfelder umfängen uns im Sommer, von Lerchengetriller klingt die Luft. Erst weiter im Norden, wo der Weg zu den Feldern zu weit wäre, stellen sich kleine Bauernwälder und große stattliche Waldungen (auf Malbstein und Keuper) ein. Das meiste Land hat der Pflug in Arbeit genommen, denn wir haben einen fruchtbaren Boden. Auf vier Fünftel der Markung finden wir einen Kalksteinboden (Arietenkalk) mit felsigem, klüftigem Untergrund. Tonig-mergliche Zwischenlagen und mürbe Hüllen der festen Bänke sind so reichlich entwickelt, daß eine für den Feldbau bis 60 cm tiefe, gute Bodenkrume von einem an Feinbestandteilen reichen, sich gut krümelndem und bei seiner dunklen Farbe auch leicht erwärmendem Boden entsteht. Wenn gegen den Rand zum Eyachtal durch Abspülung und durch Ausblasung der Feinbestandteile der Gehalt geringer ist, so ermöglicht der Feinbodgehalt auch hier noch in nicht zu trockenen Jahren erfolgreichen Ackerbau, vor allem von Kartoffeln.

Der günstigen physikalischen Beschaffenheit der Böden auf Arietenkalk kommt noch ein besonderer Chemismus zu Hilfe; denn Kalk, Magnesia, Kali, Phosphor und Schwefelsäure sind in recht erheblichen Mengen vorhanden. Hinzu kommt, daß auf über ein Viertel der Markung, besonders im nördlichen Teil, eine Decke von Löß und Lehm die Fruchtbarkeit des Bodens erhöht. So kann ein lohnender Getreidebau betrieben werden und konnte hier ein reiches, stolzes Bauerngeschlecht heranwachsen. Nur gegen den Stettberg hin finden wir einen schweren, kaltgründigen Boden (Turneritone), der von Dauerwiesen eingenommen oder als Schafweide genützt wird.

Wie ganz anders sind die Verhältnisse auf der heutigen Markung Geislingen, obwohl es von Kirchturm zu Kirchturm nur eine halbe Stunde Weges ist. Nur auf einer kleinen Fläche, wo der Ort liegt, finden wir den Arietenkalk. Durch die tektonisch tiefere Lage und durch die weitere Entfernung von der starken Erosionsbasis der Eyach sind hier die höheren Schichten des Schwarzen Juras erhalten. Diese Bodendecke ist von zähtoniger Beschaffenheit, die weder chemisch, noch physikalisch an die Böden des Arietenkalkes heranreicht und daher weniger für den Ackerbau, aber für üppig gedeihende Wiesen geeignet ist. Erst auf der Höhe des Waldhofes finden wir aus der Verwitterung des Posidonienschiefers hervorgehende Böden, die eine gewisse Ähnlichkeit mit denen der Arietenschichten haben. Diese werden dann von der Landwirtschaft voll in Anspruch genommen. Auch die Landschaftsform ist auf der Markung Geislingen eine ganz andere. Eine reich gegliederte Hügellandschaft breitet sich vor uns aus, an der das Interesse an der Bodenkultur in den letzten Jahrzehnten sehr stark zurückgegangen ist. Im 19. Jahrhundert und zu Beginn dieses Jahrhunderts wurde ein großer Teil aufgeforstet. Die Waldaufforstung mag aber auch zum Teil damit zusammenhängen, daß durch das Aufkommen der Industrie für die Gutsverwaltung nicht mehr die nötigen Arbeitskräfte vorhanden waren, um die früher sehr zerstreut liegenden Stauffenbergischen Felder zu bestellen. Viele der heutigen Wälder wurden im vergangenen Jahrhundert noch als Äcker genützt.

Es wäre nun anzunehmen, daß die Alemannen den fruchtbaren Boden der Markung Ostdorf bei der Landnahme zuerst für eine Siedlung ausgewählt hätten, wie es sonst in anderen Gebieten der Fall ist. Tat-

sache ist aber vielmehr, daß Ostdorf nicht zu den ältesten Siedlungen unserer Heimat zählt, auf keinen Fall eine Siedlung der ersten Landnahmezeit ist. Schon die Ortsnamenendung „Dorf“ deutet darauf hin. Bekanntlich werden heute die „-ingen“-Orte als die Hauptklasse bestehender alemannisch-schwäbischer Siedlungen angenommen, die ihrer sprachlichen Bildungsweise nach mit ihrem Ausgange „en“ mehrzahlige Dative darstellen. Zugrunde liegen nachweisbar bei der großen Mehrheit Personennamen (bei Geislingen der Personennamenname Gisilo). Durch das zahlreiche Auftreten der „-ingen“-Orte in den ältesten Urkunden ist ein hohes Alter wahrscheinlich gemacht. Doch führen diese Zeugnisse nicht über das 8. Jahrhundert zurück; sie beweisen nur, daß die „-ingen“-Dörfer eine die Ortschaften anderer Benennung übertreffende Rolle spielten (Bohnenberger). Weiter zurück führt uns dagegen ihre Lage und die Geländeart. Im allgemeinen ist die Lage ungemüßig. Die von Natur offenen, leicht bebaubaren Landstriche und die schon von der vordutschen Bevölkerung hergerichteten, wurden bevorzugt. Waldige, sumpfige Gegenden oder enge Talgänge wurden gemieden.

Geislingen bietet hierzu ein treffendes Beispiel. Die Erforschung des römischen Straßennetzpunktes Häsenbühl durch Oskar Paret ergab 1953 die Richtung der Römerstraße, die im ganzen Mittelalter bis heute als Markungsgrenze beibehalten wurde, und das Bestehen eines großen stattlichen Denkmals auf aussichtreicher Höhe an der Straße, die von der Schweiz über Rottweil zum mittleren Neckar zog. Das Denkmal die Straßelinie verläßt und Alemannen nach der Besetzung des südwestdeutschen Raumes die Markungen ihrer Orte Geislingen und Binsdorf bzw. Isingen (s. unten) gegeneinander abgrenzten, benutzten sie eine Strecke weit die Römerstraße als Grenze, die aber im Bereich des Denkmals die die Straßelinie verläßt und zum Denkmal ausbiegt. Die Alemannen benutzten zwar nicht diese Stelle zur Anlage einer Siedlung, sondern verlagerten ihre Siedlungen nach Westen und Osten (Geislingen, Isingen, Leidringen, Täbingen, Dautmergen (1275 Tutmaringen), Dormettingen, Erzingen), alle in der Nähe der alten Römerstraße. Die Lebensbedingungen der Bewohner mögen eine entscheidende Rolle gespielt haben. Bei Geislingen bevorzugten sie sogar die etwas feuchte Talmulde, die für die Wasserversorgung besonders günstig war. Auch die vielen Wiesen konnten bei der vorherrschenden Viehzucht äußerst günstig genutzt werden.

Doch noch ein weiterer Beweis für das hohe Alter von Geislingen. Schon in den 70er-Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde auf der „Wart“ ein alemannisches Reihengrab mit Kurzschwert und Lanze gefunden. Am Hang des „Ellenberges“ an der Straße von Geislingen nach Ostdorf, dessen Namen mit dem althochdeutschen „Adal“, gleichbedeutend mit Geschlecht und Adel (also Friedhof oder Berg der „Edlen“), in Beziehung gebracht wird, wurde 1929 beim Setzen eines Mastes ein Grab mit Halskette, zwei Eisenschnallen und einem Goldringchen freigelegt und 1950 an derselben Stelle ein ganzes Gräberfeld ange-schnitten, dessen Belegung auf rund 100 Gräber geschätzt und auf die Zeit um 600 n. Chr. datiert wird (s. Heimatblätter 1954, Seite 22). Auch ein römischer Münzenfund ist von Geislingen nachgewiesen. Auf der Markung Ostdorf jedoch konnte bis jetzt kein altalemannischer Begräbnisplatz festgestellt werden. In dieselbe Richtung weist ein frühmittelalterlicher Weg (nach G. Wagner), der die Eyach an der oberen Ostdorfer Mühle im Gewann „Dietfurt“ (Name!) überquert und über Ostdorf zum „Hochgericht“ bei Geislingen führt. Ostdorf muß daher

trotz seines fruchtbareren Bodens jüngeren Ursprungs als Geislingen sein.

Quellen haben die Anlagen der alemannischen Siedlungen stets begünstigt. Geislingen hat eine Vielzahl von Quellen, während Ostdorf nur im Nordosten der Markung über dem Knollenmergel Quellen hat, die aber alle direkt zur Eyach abfließen. Früher mußte daher in Ostdorf in nicht

weniger als 5 Werten oder Hülen das Wasser, teilweise das Wasser der Dachrinnen von Wohnhäusern und Scheunen (daher „Dachwasser“ oder „Spatzenschisswasser“), gesammelt werden. Erst nachdem die Wasserversorgung durch den Anschluß an eine Wassergruppe gesichert war, konnten diese Hülen aufgegeben werden.

Fortsetzung folgt.

Volkscundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Gesammelt von Dr. Hermann Bizer, Rosenfeld

Nr. 12 Erlaheim

Brauchtum

Auch hier findet an der Fastnacht noch ein Umzug statt. Anschließend wird eine Narrenpredigt gehalten, worauf man in eine Wirtschaft geht.

Wenn im Frühjahr die Saaten grünen, besprengten sie die alten Leute mit dem „geweihten Dreikönigswasser“ zum Schutz gegen Gewitter.

„Geweihte Palmzweige“ werden im Haus gegen Blitzschlag und Feuersbrunst aufgesteckt.

Die Kleinkinder und Schulkinder durften bei Hochzeiten am Hochzeitmorgen Kuchen und Brot im Brauthaus abholen.

Sagen

Auf der Flur Achdorf sollen einstens acht Häuser gestanden haben, die durch eine Feuersbrunst zerstört worden seien. Das Beuronener Urbar verzeichnet (am Anfang des 14. Jhdts): in dem Esche uf Dachdorf.

Am südlichen Hang des Eichbergs soll früher Wein gebaut worden sein.

Als in Erlaheim noch keine Kirche war, gingen die Erlaheimer nach Binsdorf in die Kirche. Als ihnen aber die Binsdorfer den Zutritt in ihre Kirche verwehrten, schickten sich die Erlaheimer an, evangelisch zu werden und nach Isingen in die Kirche zu gehen. Und sie zogen mit Kreuz und Fahnen aus, trafen aber mit den auf dem Feld arbeitenden Binsdorfern zusammen, die sich nun eines besseren besannen und ihnen wieder gestattet, in ihre Kirche zu gehen. An der Stelle des Zusammentreffens stehen heute die „Drei Kreuze“.

Spruchweisheit

Morgarot geit a naß Neunebrot, Obadrot schö' Wetter em Hof.

Wia dr Vatter so d Buaba, wia dr Acker so d Ruaba.

Heu bis ann Giebel bringt äll Übel.

Früh Donner, spot Honger.

Kirbe, Kirbe, laß it noh, s send noh drei Be(r)ta (Kuchen) do!

Wear a Biederma' will bleiba, muaf Baesdorf meida.

Kommt die Esche vor der Eiche, hält der Sommer große Bleiche, kommt die Eiche vor der Esche, hält der Sommer große Wäsche.

Flurnamen

Anfang des 14. Jhdts. (Beuronener Urbar): bi bisings schür, hungerberg, vor tattenbol, an Hoedorf, uf büheln, Althaimer tal, uf Dachdorf, uf stein, letten, ob hoven, in lüczelütal, uf vildern, vor wauflberg(g), ob dellen, in dem sewe, vor Aichsberg, ze langwand(d), ze hüllan, in dem tal, ze Andolcz wisa, ze hüllan, under den löhern, in des husers rüti, ze den hürsten, gen willer tal, in gränzten riet, vor berghain (Berken), uf engrun.

Nr. 13 Erzingen

Nach den alten AOB zogen in Erzingen „die Schulkinder am heiligen Abend“ mit Glocken den ganzen Tag um die Kirche und läuten dem Christkindle, einer steinernen Figur, aus der alten St. Georgs-Kapelle stammend, welche leider in Stücke gebrochen wurde. Sie stellt, so weit zu erkennen, einen jungen Menschen dar, an einen

Stamm gebunden, wahrscheinlich ein altes, nicht übles Märtyrerbild.“

An der Fasnacht kamen früher „Fasnetsnarra“ aus den katholischen Orten der Umgebung, Dotternhausen, Schömberg usw.

Schon die OAB. erwähnt, daß die jüngeren Leute an Ostern auf die Osterwiese ziehen, wo sie Eier werfen und das Ballspiel treiben, „die älteren sehen zu, und schließlich geht alles ins Wirtshaus.“ Der Brauch besteht noch, jedoch mit dem Unterschied, daß heute nicht mehr alle Kinder daran teilnehmen wie früher. Die „Oaleswies“ war früher schon vor dem Morgengottesdienst ganz voll mit Kindern. Gerne wurden dabei auch Eier verkauft, das Stück um 3 Pfg. Auch das „Spicken“ wurde gepflegt. Auf das geschälte Ei wurde mit Pfennigen geworfen. Wessen Pfennig am besten darin Stecken blieb, der bekam das Ei.

Vor dem Eierwerfen wurden alle Steine von der Wiese weggelesen. In Edingen ging der Brauch früher als in Erzingen zurück.

Das Verhältnis zwischen den Erzingern und Edingern war früher nicht besonders gut. Es fanden wenig Heiraten zwischen Angehörigen der beiden Nachbarorte statt, und die Ledigen lieferten sich „Schlachten“. Die Edingern waren nicht so vermögend wie die Erzinger, was vielleicht als Grund der Spannungen mitgespielt haben mag. Zwischen Dotternhausen und Erzingen war die Freundschaft besser.

Sagen

„Der Bronnhaupter Geist wird als Licht gesehen und führt gerne die Leute irre. Es ist ein früherer Pächter des Hofes, der beim Abzug statt Korn Spreuer auf die Felder säte und nun als Licht umherirren muß.“ OAB. — Von einem „Bronnhaupter“ wird auch erzählt, daß er einst sein Roß habe in Erzingen beschlagen lassen, und zwar an einem Gründonnerstag. Als er dann in der Nacht auf den Karfreitag heimkam, hatte das Pferd kein Eisen mehr an den Füßen. (mündlich).

Türkenglocke gabs früher. Einer schlug einen Türken, mußte fliehen, rannte zur „Freihalde“, wo man sicher war.

Aberglauben

In der Karfreitagsnacht wurde früher Heu unter die Dachtraufe gelegt, daß die Pferde nicht rotzkrank werden sollten. OAB.

„In Erzingen soll man das Geflügel, wenn man es im Frühjahr zum erstenmal hinausläßt, über den linken Strumpfbügel laufen lassen, dann kommen sie wieder und verlegen nicht. — Wenn beim Zusammenleuten die Uhr dreinschlägt, muß jemand sterben. — Auf dem Friedhof soll man den Kindern keine „Bonbonle“ geben; die Zähne fallen aus.“

Mundartliches

Die Erzinger heißen spottweise „Pflomasäck“, weil (sie) einer einmal Pflaumen in einem Sack nach Balingen auf den Markt befördert haben soll, natürlich mit dem Erfolg, daß er, ohne es zu wollen, „Pflaumenmus“ bekam.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Ostdorf — eine fränkische Gründung?

von Fritz Scheerer

(Schluß)

Auch die fortschreitende Erschließung der Urgeschichte der Pfarreinteilung, die wir für Württemberg G. Bossert verdanken und die Hans Jänichen z. B. für die Kirche in Isingen nachgewiesen hat, hat ergeben, daß sich die Ursiedlungen häufig in „-ingen“-Orten vorfinden. Für Geislingen und Ostdorf ergibt sich aber das Seltsame, daß Geislingen bis in die Mitte des 15. Jahrhunderts Filiale von Ostdorf war. Die Geislinger mußten für die Seelsorge ihrer Gläubigen dem Ostdorfer Geistlichen ein Pferd stellen. Erst 1451 wurden die beiden Gemeinden kirchlich getrennt. Am 22. Oktober 1451 veräußerte Graf Ulrich von Württemberg den Kirchensatz von Geislingen an Wolf von Bubenhofen gegen denjenigen von Burgfelden. Der Ostdorfer Pfarrer Wagner, Ulrich, gab hierzu seine Einwilligung. Die Geislinger Kirche wurde „zu einer Pfarre gemacht“ (Monum. Hohenbergica). Die alte Geislinger Kirche, St. Ulrich geweiht, dürfte aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammen, wie die zwei Wappen mit den zwei geästeten Querbalken der Bubenhofer und das Horn, wahrscheinlich der Bach, mit der Jahreszahl 1499 und die Glocke von 1475 beweist, während die Heiligkreuzkapelle auf dem Friedhof erst 1665 durch den General Georg Schütz von Pürschütz und seine Gemahlin Anna Elisabeth von Hohenberg gestiftet wurde. 1502 werden dann 3 Priester von Geislingen in der Arnoldstiftung in Balingen erwähnt.

Nach dem „liber decimationis“ von 1275 besteht zu jener Zeit eine Ostdorfer Pfarre, die der Straßburger Kanoniker Rudolf von Zimmern innehat. Im Jahr 1341 wird ein Pfaff Kun von Sulgen genannt. Ein Abendmahlskelch, der aus getriebenem Silber mit darüber gehämmerten Goldblech besteht und ein Kleinod darstellt, wird von Sachverständigen auf die Zeit um 1300 geschätzt. Der älteste Teil der heute stehenden Kirche ist das sog. Glockenhäuschen. Es ist ein kleiner romanischer Bau und hat noch Ansätze zu einem Kranzgewölbe, so daß auch der Ostdorfer Kirchenbau weit älter sein dürfte als der von Geislingen.

Über das Alter der Ostdorfer Kirche dürfte uns vielleicht ihr Name Auskunft geben. Sie ist nämlich dem merowingischen Hauptheiligen Medardus geweiht, der Bischof war und in Frankreich von 457 bis 545 lebte. Dieser Kirchenpatron ist sonst nirgends in Württemberg zu finden. Wir müssen daher die Frage aufwerfen: Wie kam in dem anscheinend rein alemannischen Gebiet die Ostdorfer Kirche zu diesem Kirchenheiligen?

Im Alemannischen Jahrbuch 1954 behandelt Hans Jänichen „Die Dorf und Zimmern am oberen Neckar“. Bei der großen Zahl von „-Dorf“-Orten nördlich Rottweil (Göllsdorf, Epfendorf, Oberndorf, Römlinsdorf, Wittendorf, Seedorf, Lackendorf, Hochdorf (abgegangen bei Brittheim), Binsdorf, Dachdorf (abgegangen bei Erlaheim), Ostdorf) vermutet er, wie schon 1924 Bitzer in seinem Aufsatz über „Ortschaften mit Königs-

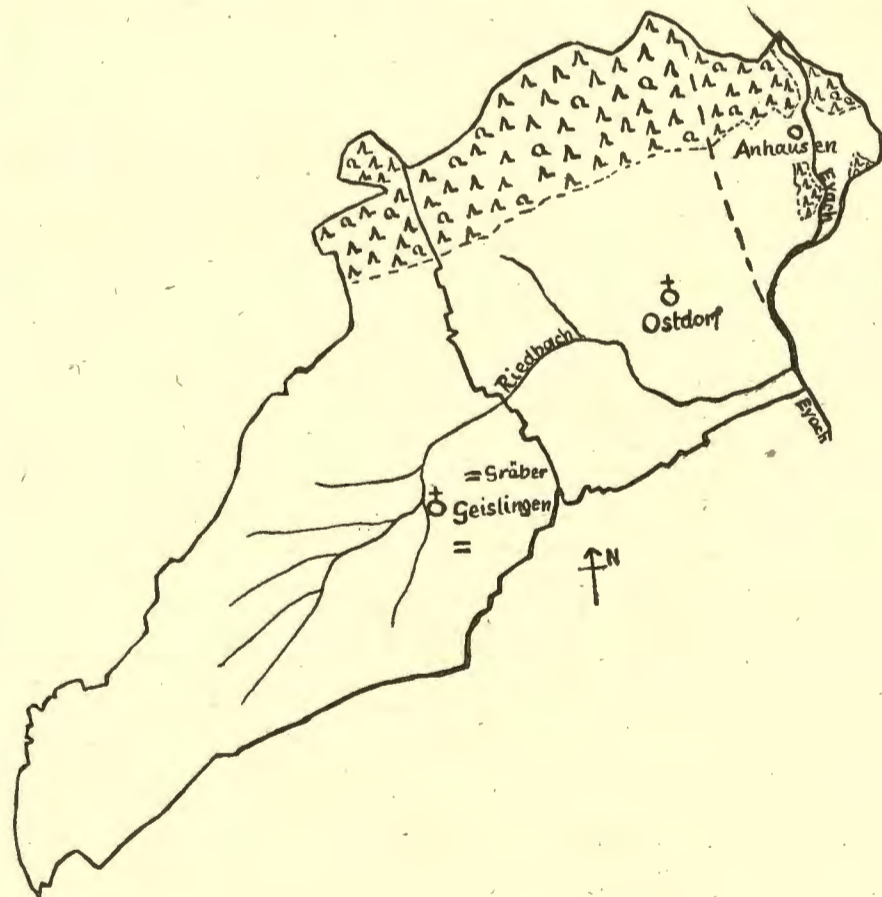
höfen“, daß in der Gegend von Oberndorf ein fränkischer Königshof vorhanden gewesen sein müsse, von dem aus die Ortschaften mit der Endung „Dorf“ gegründet worden seien. Sowohl bei Epfendorf als auch bei Altoberndorf wurden Gräberfunde aus der Zeit um 650—700 gemacht. Beffendorf wird 769, Oberndorf 782 und Seedorf 786 erstmals urkundlich genannt. Sie lagen nach Jänichen alle in der 786 erwähnten „Perihitilpara“ (= Berchtoldsbaar).

Ein umfangreicher Königsbesitz in dem Raum um Oberndorf gilt als gesichert: In der Seedorfer Kirche erzählen zwei Wandgemälde von königlichem Besitz in der Gemeinde. Eines berichtet, wie der Schwager Karl des Großen, Graf Gerold, im Verein mit seiner Verwandten Ata in den Jahren 786 und 797 seinen Seedorfer Besitz dem Kloster St. Gallen übergab. Ein zweites Gemälde zeigt die interessante Tatsache, daß im Jahre 1007 Kaiser Heinrich II. seinen Besitz in Seedorf durch Unterschrift und Siegel zur Gründung des Bistums Bamberg verwandte: Kaiser und Kaiserin (Kunigunde) nehmen nach dem Bild voll edler Würde an dem für Staat und Kirche wichtigen Gründungszwecke teil. Wenn auch diese Gemälde jüngeren Datums sind, so

zeigen Urkunden, daß königlicher Besitz in der Gegend um Oberndorf vorhanden war.

Die Witwe des 973 verstorbenen Herzogs Burkart II., Hadwig (gest. 994), vermacht das (Reichs)-Gut Epfendorf dem Kloster Petershausen. Nach einer Urkunde vom Jahr 1285 (Rottweiler Urkundenbuch), ausgestellt zu Konstanz, verpändet König Rudolf an Graf Albert von Hohenberg das Schultheißenamt und die Königsrechte in Rottweil und was er noch an Gut (Einkünfte, Gefälle — redditus vill(a)e nostr(a)e de Epfendorf) in Epfendorf besaß. Otto I. schenkte 948 einen Hof zu Oberndorf mit der dortigen Taufkirche. In Rottweil und Gölldorf gab es eine „Königsbreite“ (Über die Besitzungen des Grafen Gerold in Dunningen, Isingen usw. 786 s. Heimatblätter 1956 Seite 132 v. Rockenbach).

Die Urkirche in Oberndorf und Epfendorf ist dem fränkischen Kirchenheiligen Remigius geweiht. Am östlichen Schwarzwald finden wir diesen Kult noch in Nagold, wo bei der oberen Kirche auf einem früheren römischen Gutshof ebenfalls ein fränkischer Königssitz nachgewiesen ist. Das Gelände um den einstigen Hof heißt heute noch „Frankenbrühl“. Auf der Höhe zwischen Epfendorf und Altoberndorf liegt Harthausen, das bis 1921 auf dem Friedhof eine alte Michaelskirche hatte, die der Isinger Martinskirche ähnlich war. Die „Dorf“-Orte am oberen Neckar müssen also Sied-



lungen der Merowingerzeit sein, „die von der königlichen Güterverwaltung geschaffen wurden“ (Jänichen), da wird überall, wo „Dorf“ auftauchen, den Einfluß der fränkischen Herrschaft spüren, „während umgekehrt dort, wo die alemannische Adels Herrschaft weiter andauerte, keine solchen Orte zu finden sind“ (Jänichen).

Kehren wir wieder zu den Markungen Geislingen und Ostdorf zurück. Auffallend ist die Lage des Ortes Geislingen, der fast am östlichen Rande der Markung liegt, während Ostdorf in die Mitte seiner Felder hineingesetzt ist (s. Karte). Die Länge der Feldwege bis zu den äußersten Feldern beträgt hier höchstens 2 km. Die Gewanne mit dem guten Ackerland schließen sich gleich an die engere Dorf flur an, den Rand der Markung nehmen die weniger fruchtbare Allmand und die Waldlandschaft ein. Die Markung selber zeigt eine ziemlich regelmäßige und abgerundete Form. Gegen Geislingen hin ist sie, von der leichten Zakkung durch die anstoßenden Feldfluren der Gewanne abgesehen, fast wie mit dem Lineal gezogen und weist durchaus keine natürliche Grenze auf. Erst im Norden am Mildersbach haben wir eine natürliche Grenzziehung. Die Geislinger Markung dagegen hat die Form eines unregelmäßigen Dreiecks, das mit zwei spitzen Winkeln nach Südwesten und Nordnordwesten weist. Diese Zipfel sind in der Luftlinie vom Ortsmittelpunkt 4 bzw. 2 km entfernt.

Werfen wir nun die beiden Markungen zu einer zusammen, so bekommt Geislingen eine einigermaßen zentrale Lage. Trennen wir von der Markung Ostdorf noch den Teil der früheren Markung Anhausen, so bleibt ein rechteckiger Block als eigentliche Feldflur von Ostdorf (s. Karte), denn 1263 wird an Stelle der Böllatmühle ein Weiler Anhausen (Ahusen) genannt. Wir verstehen jetzt auch den Sprung der Markungsgrenze im Osten über die natürliche Grenze der Eyach hinweg. Sehr wahrscheinlich kam der Feldbesitz dieses Weilers erst später zu Ostdorf. Die Markung Ostdorf muß also einst aus den älteren Markungen Geislingen und Anhausen herausgeschnitten worden sein. Ähnliches weist Hans Jänichen mit demselben geradlinigen Grenzverlauf in Seedorf nach, das aus den Markungen Waldmössingen und Dunningen abgezweigt wurde.

Es dürfte verständlich sein, daß es nur ein großer und mächtiger Herr gewesen sein kann, der König oder sein Beauftragter, der sich erlauben konnte, solche rechteckige Flächen für neue Siedlungen aus alten Markungen herauszuschneiden. Daß auch noch in späterer Zeit neue Markungen aus alten herausgeschnitten wurden, beweist die frühere Markung Heselwangen, die aus einem Teil der alten Balingen Markung hervorging und in neuerer Zeit wieder mit Balingen vereinigt wurde, wobei Balingen immer den größten Teil des Waldes behielt.

Eine weitere Parallele Ostdorfs zu den „Dorf“-Orten am oberen Neckar besteht in der politischen Zugehörigkeit. Die Besitzer von Biffendorf waren in der späteren Zeit die Herzöge von Zähringen und nach 1150 die Herzöge von Teck. Auch Oberndorf war Zähringer Besitz und gelangte gegen Ende des 12. Jahrhunderts als St. Gallisches Schenknamt an die Herzöge von Teck, die es bis zum Jahr 1374 als Lehen trugen. Noch heute führt Oberndorf in seinem Wappen die schwarz und gold schrägrechts geweckten Rauten. Die frühesten Besitzer von Ostdorf, das erstmals 1246 urkundlich erwähnt wird, als frater Bertoldus de Ostdorf Zeuge des Hugo von Werstein ist (Monum. Hohenbergica), sind ebenfalls die Zähringer und dann deren Nachfolger, die Herzöge von Teck. 1287 verpfändete Herzog Konrad von Teck dem Kloster Wald seine Gülten zu Ostdorf. Die Herren von Teck müssen dann bis 1317 Besitzungen in Ostdorf gehabt haben, wenn sie auch schon

1302 einen Teil an einen ihrer Dienstmannen, Ritter Reinherr von Rütli, verkauften. Erst 1347 erwarben die Grafen Eberhard und Ulrich von Württemberg einen Teil des Ortes. Wann der Rest des Dorfes an Württemberg kam, ist nicht mehr festzustellen. Auf jeden Fall war es 1461 vollständig württembergisch (Graf Ulrich der Vielgeliebte verpfändete es an Wolf von Bubenhofen). Wir haben also auch in dieser Hinsicht wieder Beziehungen zum Oberndorfer Raum, auf die schon früher Veith hinwies und die wir bei Geislingen durchaus nicht feststellen können.

Geislingen wird zwar urkundlich erstmals 1188 erwähnt (Hugo de Gisingen Zeuge des Egino von Urach), ist aber, wie oben bewiesen wurde, schon in der Zeit der 1. Landnahme gegründet worden. 1331 hat das Kloster Alpirsbach kleineren Besitz in Geislingen. Seit dem 14. Jahrhundert scheint die Bubenhofsche Familie im Ort ansässig und später im Besitz von Schloß und Dorf (bis 1521). Neben dem Herrschaftsbesitz, auch nachdem die Schenken von Stauffenberg die Herren des Ortes waren, blieb für die Geislinger Bauern nicht viel Eigenbesitz. Sie erhielten entweder von ihrem Ortsherrn ein kleines Stück Land als Lehen oder verdingten sich als Ministerriale und Landarbeiter bei der Herrschaft.

Bei den Ostdorfer Bauern hat eine solch starke persönliche Abhängigkeit nie bestanden. Sie zahlen sogar verhältnismäßig wenig Steuern. Wir finden seit Anfang des 15. Jahrhunderts einen Schappelhof (so genannt nach einer Familie) mit 4 Schuposen (1 Schupose = $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{4}$ Hube) und im Spätmittelalter einen Kelhof mit 12 Huben (hier Schuposen) zu je 17 Jauchert (bei Wiesen eine Mannmahd, bei Äckern = 1 Joch, ein Tagewerk, $1\frac{1}{2}$ Morgen). (Dieselbe Größe eines Kelhofes weist Jänichen in Binsdorf nach). „Unter Hube wurde ein abhängiges Land im Verband einer Grundherrschaft verstanden, das ausreichte, den Hintersassen und seine Familie zu ernähren und die ihm vom Grundherrschaft aufgelegten Lasten zu tragen“ (Caro: „Die Hufe“). Baur weist nach, daß das Wesen der Schupose das Lehensverhältnis ist, wenn auch von Hause aus ein bestimmtes Größenverhältnis zu Grunde liegt. Nun ist im Capitulare de villis angeführt, daß jeder Richter in seinem Amtsbezirk gute Handwerker haben soll. Es darf daher vermutet werden,

daß der Reichtum an Schuposen (kleinere Höfe, von denen eine Familie nicht allein leben kann, Name vielleicht = Schuwersatz) in den „Dorf“-Orten zur Ansiedlung vieler Bediensteter und Handwerker geführt hat, die eine gehobene soziale Stellung einnahmen, da sie sozusagen fränkische Königsfreie waren (Eberling: „Das deutsche Königsgut“). Dieser von der Geschichte geschaffene soziale Unterschied zwischen Ostdorf und Geislingen mag dann, neben dem Unterschied der eingangs aufgeführten natürlichen Faktoren, ausschlaggebend gewesen sein für die folgende Entwicklung. Alte Bauernhäuser, die teilweise mit dem Giebel zur Straße stehen, was in unserem Gebiet eine Seltenheit ist, und schon in früheren Zeiten Wohn- und Wirtschaftsräume getrennt haben (wie im Frankenland) und einen großen Hofraum besitzen, sind neben den großen Häusern mit dem Trauf zur Straße das Kennzeichen Ostdorfs.

Nachdem wir durch das ganze Mittelalter Beziehungen zu dem Oberndorfer Raum nachgewiesen haben, dürfte eine Deutung des Ortsnamens Ostdorf nicht zu gewagt sein. Die Herkunft des Namens Ostdorf lag bis jetzt ganz im Dunkeln, vor allem nachdem im alten Amt Balingen und auf der ganzen Südwestalb kein Ort mit „Dorf“ anzutreffen ist und keine stichhaltige Erklärung für das Dorf im „Osten“ gefunden werden konnte. Die Ortsnamengebung ist größtenteils eine Angelegenheit und ein Bedürfnis der Nachbarn. Von dem alten Geislingen aus stimmt die Himmelsrichtung nicht, da Ostdorf von dort aus im Nordosten liegt und zudem unsere Vorfahren in ihren Benennungen sehr genau waren. Auch die andere Annahme von Weller, daß der Ort aus zwei Weilern, einem West- und einem Ostdorf zusammengewachsen sei, scheidet schon an dem „Dorf“ und dann wäre der Name Weiler beibehalten worden. Ziehen wir nun aber von Oberndorf eine Linie genau nach Osten, so trifft diese haarscharf Ostdorf, was sich mit unseren Untersuchungen des geschichtlichen Wandens deckt.

Strittig wäre nur noch das Alter der Gründung, da Ostdorf keine Reihengräberfunde hat und urkundlich sehr spät erwähnt wird, doch darf, wie Jänichen in „Dorf und Zimmern“ nachweist, angenommen werden, daß sich die Gründung vor 850 abgespielt hat.

Ist Venedigs Verfall unabwendbar?

Von F. H. Riedl

Kehrt man von Zeit zu Zeit nach Venedig wieder, so bemerkt man Zeichen des Verfalls, die der flüchtige und gelegentliche Besucher kaum sieht. Die Königin der Adria hat ernste Sorgen, städtebauliche und soziale Sorgen. Wer vor den modernen Bahnhof tritt und nun zum Markusplatz oder auf den Lido fahren will, wird sogleich inne, daß nicht nur der Vaporetto CG, der überall anliegende Circolare Canale Grande, diese Prunkstraße entlang fährt, sondern auch der bisher stets den abkürzenden Weg durch den Rio Nuovo fahrende Diretto, der schnelle Motoscafo D. Am Rio Nuovo sind nämlich Instandsetzungsarbeiten im Gange, um Einsturzgefahr von Häusern und Dämmen zu bannen. Deshalb ist er für den Verkehr gesperrt.

Vor eineinhalb Jahrtausenden suchten Flüchtlinge auf den Inseln der Lagune Schutz. Dämme festigten die 118 Inselchen und Brücken verbanden sie miteinander. Waren zuerst Hütten entstanden, so wurde später ein Bauverfahren entwickelt, das feste Häuser, Paläste und Kirchen auf dem von unablässig tätigen Wasser umspülten mulmigen Grund erbauen ließ. So entstand jenes Venedig, das heute eine Traumstadt der Welt ist. Aber der Raum von Venedig ist begrenzt und die Bevölkerung hat sich

auf dem gleichbleibenden Raum auf heute mehr als 300 000 vermehrt; vor 100 Jahren waren es noch 130 000. Venedig ist heute wirklich bis auf den letzten Winkel besiedelt und man spürt vielfach die Enge, in der gelebt und gearbeitet werden muß. Wer aus den Prunkgegenden in die Arbeiterquartiere der Westseite, oder in die Gegend am Arsenal kommt, der sieht, wie eng und gedrängt die Menschen leben! Es ist aber nicht allein die Raumnöt, die bedrängt, dazu gesellt sich noch die Gefährdung des Baubestandes.

Venedigs Häuser sind heute nicht nur überbelegt und es müssen vielfach auch fünf Personen in einem Raum leben, es sieht auch mit den hygienischen Einrichtungen traurig aus. Der Besitz eines Badezimmers gehört zu Traumvorstellungen, ist doch selbst die Trinkwasserzuleitung nicht überall sichergestellt. Dazu kommt, daß jährlich hunderte Häuser unbewohnbar werden. Auf der Fahrt durch den Canal Grande und andere Kanäle sieht man, wie nicht nur viele Fassaden in Verfall sind, sondern Sprünge durch die Mauern ziehen, Fenster- und Türrahmungen zersprengt sind, Wände sich neigen, Fenster durch Holzsperrn gestützt werden und Fundamente brechen. „Il Gazzettino“ hat erst am

12. Juni einen alarmierenden Artikel über die bedrohlichen Zustände veröffentlicht, welche bei den Restaurierungsarbeiten am Rio Nuovo sichtbar geworden sind. Vor einiger Zeit erklärte der Bürgermeister von Venedig, daß nicht weniger als 3761 Gebäude unbewohnbar geworden sind.

Ist es Altersschwäche, „vecchiaia di Venezia“, die Venedig mit Einsturz bedroht? Gewiß, auch die Gesamteinwirkung der Flut und der Wellen, der Meersalze und Algen, die Verwitterung des Gesteins und Fäulnis des Holzes spielt eine Rolle beim Verfall von Venedig, aber die Größe und das rasche Fortschreiten des Verfalles und die Zunahme der Schäden ist durch die zunehmende Motorisierung des Lagunenverkehrs verursacht. Der stetige und gesteigerte Wassersschlag erschüttert Unterwassermauern und Fundamente. Solange nur die Gondeln durch die Stadt führen, bestand keine Gefahr, aber seitdem Dampfer und schnelle Motorboote die Wasser aufwühlen und aufpeitschen und in steter Bewegung halten, wächst die Gefährdung aller Bauten. Mit der Schädigung der Grundmauern treten Senkungen und Zerrungen ein, welche sich auf die innere Struktur der Gebäude auswirken und schwer zu beheben sind. Vielfach sind die Fußböden in den oberen Stockwerken wellenförmig geworfen und beim Gehen schwankt das ganze Haus. Die Schäden zu beseitigen erfordert Milliarden Lire.

Wenn repariert wird, was oft nach einem Besitzerwechsel geschieht, so kostet die Reparatur oft das drei- und vierfache des Kaufpreises. Die architektonische Wiederherstellung ist überaus schwierig. Es muß vorerst ein Deich gebaut werden, damit der Kanal um das Haus trockengelegt wird, dann werden Beton-Korsetzstangen eingezogen. Heute wird der Boden mit Zement tragfähig und fest gemacht; dazu bedarf es großer Zementmengen und dennoch ist damit eine letzte Verfestigung nicht gegeben. Die alten Methoden sind sicherer. Da wurden bis zu zehn Meter Tiefe Eichenpfähle getrieben, bis sie dort auf den Tonmergel, den „caranto“ stießen. Auf die einen Rost bildenden eingerammten Pfähle wurden dicke Bohlen aus Lärche gelegt. Auf diese Unterlage wurden mit Mörtel aus Porzellanerde gebundene Marmorquadern gelegt. War dies geschehen, dann konnte der eigentliche Hausbau beginnen. Auf solchen Grundlagen ruhen die Palazzi und Dome von Venedig.

Zu diesen Sorgen um die Erhaltung der Bauten gesellen sich soziale Nöte. Venedig kann nicht allein als Stadt saisonbedingter Touristik bestehen, es bedarf auch eines aktiven Wirtschaftslebens. Es ist nicht so, daß Venedig einseitig von der Handelsmetropole von einst auf ein Fremdenverkehrszentrum umgestellt werden kann. Gewiß ist in der Umschichtung des Welthandels und seiner Wege eine Wandlung der Weltgeltung des Seehafens Venedig eingetreten, aber es hat und möchte seinen Platz haben neben den Adria Häfen Triest, Ancona, Bari und Brindisi und neben den Häfen Neapel, Livorno und Genua. Daneben aber müssen andere wirtschaftliche Möglichkeiten erschlossen werden. Die Industriezone von Porto Marghera bei Mestre am Festland mit ihren Werften, Öltanks und industriellen Anlagen bietet manche Möglichkeiten. Die Aussichten für die Glasindustrie von Murano und Spitzenindustrie von Burano dagegen sind begrenzt. Was aber geschieht für das seit 1104 bestehende Arsenal?

Die Gondolieri Venedigs haben unter der modernen Zeit sehr zu leiden. Führen im 16. Jahrhundert 10 000 Gondeln auf Venedigs Kanälen, waren es 1900 nur mehr tausend und sind es heute genau 437. Obwohl für die Kanäle der inneren Stadt die Geschwindigkeit mit 8 km begrenzt ist, jagen

Motorboote durch sie und gefährden wie die Existenz der Gondolieri auch die Stadt selbst. Bereits 1949 demonstrierten die Gondolieri gegen die unlautere Konkurrenz der Motorboote. Da zogen sie ihre Gondeln an Land, verschleuderten die Tauben vom Markusplatz und stellten dort ihre Gondeln in einer Reihe auf. Im Jahr darauf ließen sie über Nacht für einen Tag ihre Gondeln spurlos verschwinden. Und 1951 zogen sie in einer Trauerkundgebung über den Canale Grande. Nun hatten sie abermals mit Streik gedroht, und zwar wollten sie einfach langsam geschlossen über den Canale Grande fahren und damit den gesamten Verkehr Venedigs lahmlegen. Es war aber nicht

mehr notwendig, denn der Bürgermeister kam ihrem Wunsch entgegen und bestätigte ihr Privileg für die inneren Kanäle und verbot den Motorbooten durch diese zu flitzen.

Das sind einige der Sorgen und Nöte Venedigs, der Königin der Adria. Erfüllt sich Platens Wort oder wird Venedig doch vor dem Verfall gerettet?

Hilflos sinkst du dahin, unrettbar! Daß du so groß warst,
Daß du verdunkeltest einst, Mächtige, Rom
und Byzanz,
Frommt es dem Enkel? Es mehrt den unendlichen Schmerz und die Wehmut:
Alles vergeht; doch wird Schönes allein so beweint.

Volkskundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Gesammelt von Dr. Hermann Bizer, Rosenfeld

Nr. 14 Frommern

Brauchtum

Die alte OAB berichtet von einem abergläubischen Brauch am Karfreitag, der in Balingen, Frommern und Dürnwangen beobachtet worden sei und durch den bruchleidende Kinder geheilt worden seien.

In Frommern und einigen anderen der Umgebung war früher das Eierlesen üblich. Die OAB berichtet: „In Frommern . . . und etlichen anderen Orten ziehen vormittags ledige Bursche durch's Ort und sammeln Eier von Haus zu Haus und erhalten deren oft über hundert. Nachmittags geht's dann auf eine ebene Wiese, auf welche die Eier in doppelter Reihe je einen Fuß oder Elle von einander entfernt ausgelegt werden. Es bilden sich nun zwei Partien; die eine scharft sich um einen ledigen Burschen, der die Eier eines nach dem andern aufzulesen hat und sie einem Mädchen, das stets an derselben Stelle bleibt, in den Schurz werfen muß, welches dieselben so geschickt aufzufangen und in einen Korb zu legen hat, daß keins zerbricht (dies gilt als Ehrenstelle). Die andere erwählt sich einen zweiten Burschen, dem die Aufgabe zufällt, während der erste Eier liest, in ein Nachbarort zu laufen, entweder um einen Wekken zu kaufen oder seinen Namen an die Thüre der Kirche zu schreiben. Wer zuerst mit seiner Aufgabe fertig ist, dessen Partie hat gewonnen. Hierauf gehen beide Partien ins Wirtshaus und verzehren gemeinsam alle Eier. Bier und Branntwein muß die verlierende Partie meist allein bezahlen.“ (vgl. Bitz).

„In Frommern ist es Sitte bei einem Verlöbniß, daß die ledigen Bursche, welche etwas davon erfahren, im Hof des Hauses sich einfinden, Holz sägen und spalten mit viel Lärm, bis sie vom angehenden Bräutigam ins Wirtshaus geschickt werden, um auf seine Kosten sich göttlich zu tun.“ OAB. Die OAB erwähnt S. 124 auch einen Vers, der bei der Sittes des „Fürstentreuens“ beim Hanfbrechen gesprochen wurde. s. u.

Sagen

Der Gräbelesberg wird auch Riesenhut genannt. Man erzählt sich, daß vor langer einmal ein Riese ins Land gekommen sei. Die Bewohner seien mit Heugabeln und Sensen gegen ihn in den Kampf gezogen. Da nahm er seinen Hut und stülpte ihn über die Streiter. Auf den Rand legte er Steine. Mit der Zeit wurde der ganze Hut versteinert und wurde so zum Gräbelesberg.

Redensarten

Wenns donnert überm kahlen Wald, dann wird's gewiß noch einmal kalt.

Wenn der Kuckuck um Johann schreit, dann schreit er teure Zeiten. Wie der Freitagschwanz, so der Sonntag ganz.

Spruch beim „Fürstentreuen“:

Hier schüttl i meine Angla,
Den Herrn nem i g'fanga,
G'fanga müßt se sei,

Bis sie in Sack nei lange;
Dent se mr ebbes spendira,
So laß i ui passira,
Spendiret se aber nint,
So bleibet mr doch guot Frind.

Nr. 15 Geislingen

Die Volkskunde-Blätter . . . 1911, Nr. 3/4, Seite 17 bringen in einem Beitrag von Bohnerberger folgendes:

„Die Heuernte, wie sie früher auf dem Kleinen Heuberg zwischen Binsdorf und Schömberg abgehalten wurde, bietet vielerlei Interessantes. Einen kurzen Bericht darüber gibt A. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben 2, 425. Meine Versuche, mehr darüber festzustellen, waren bisher erfolglos. . .

Auf dem Heuberg stoßen neun Markungen zusammen, die von Erzingen, Geislingen, Erlaheim (O. A. Balingen), Binsdorf, Isingen, Leidringen (O. A. Sulz), Täbingen, Dautmergen, Dormettingen (O. A. Rottweil), teilweise in schmalen Streifen und spitzen Keilen. Scheidet man den etwas weiter abliegenden Anteil von Erlaheim und Leidringen aus, so verbleiben noch sieben Gemeinden, auf einem Streifen von 3/4 km Breite und 2 km Länge aneinanderstoßend. Schon der Lauf der Markungen zeigt, daß dies ehemals gemeinschaftlicher Besitz einer Gruppe von Ortschaften war, der später an die einzelnen Gemeinden aufgeteilt wurde, ähnlich wie es beim Münsinger Hart und bei anderen Wald- oder Weidegebieten war. Wie der Name besagt, muß dieses Balingen Hügelland früher der Heuwirtschaft gedient haben. Die Römerstraße von Rottweil nach Rottenburg führt durch und scheidet in augenfälliger Weise, so daß der Anteil von Dormettingen, Erzingen, Geislingen, Erlaheim östlich, der von Dautmergen, Täbingen, Leidringen, Isingen, Binsdorf westlich der Straße bleibt. Die Karten zeigen zahlreiche Grabhügel. Die Höhe des inneren, waldfreien Gebiets beträgt zwischen 650 und 680 m. Jetzt sind dort mehrere Einzelhöfe angelegt.

Ein Überrest der ehemaligen gemeinschaftlichen Benützung durch die beteiligten Ortschaften scheint in der von Birlinger beschriebenen gleichzeitigen Vornahme des Heuets vorzuliegen. An einem vom Vogt von Geislingen festgesetzten Tag seien die Mäher aus allen beteiligten Orten an die Arbeit gegangen. Geislingen scheint demnach eine Art von Vorort dieser Heuberggemeinden gewesen zu sein. Als sonstige beteiligte Orte nennt Birlinger Erlaheim, Binsdorf, Isingen, Dautmergen, Dormettingen. Mit dem Heuet verband sich nach Birlingers Beschreibung ein fröhliches Volksfest. Mittags folgte jung und alt den Mähern auf den Heuberg. Musikanten kamen herbei und Wirtschaften wurden aufgeschlagen. Bis in die Nacht hinein vergnügte man sich mit Essen, Trinken und Tanzen. Der Tanzplatz soll sich über die mitten durchführende Römerstraße erstreckt haben. Auch alte Händel zwischen den Bur-

schen der Nachbarorte wurden ausgefochten ... (Boh.).

Hiezu wird aus mündlicher Quelle (Bauer Frommer vom Häsenbühlhof, Is.) noch bemerkt: Rosenfeld hatte ebenfalls am Heuberg teil, so daß es also im ganzen 10 Orte sind. Die Markung Rosenfeld reicht ja auch wie mit einem langen Finger ganz auffällig auf die Heubergshöhe herauf, genau bis zu dem markierten Punkt 670,7 (Bl. 7718 der Karte 1:25 000). Der Heuberg-Heuet war im Anschluß an den allgemeinen bäuerlichen Heuet. In späterer Zeit schied Rosenfeld allerdings aus. — Der Ausdruck „Dr Heuberg tuat se, uf!“ bezeichnete den Beginn des Heuets. Der Tanzplatz befand sich beim Häsenbühlhof. In Maulwurfshügeln wurden schon Münzen gefunden. Der Häsenbühlhof soll 1825 als Bäckerei und Schnapsbrennerei gebaut worden sein. Für den Besitzer waren die Tage des Heuberg-Heuets die Saison oder Erntezeit. Die Geislinger, die kaum Privatbesitzer kannten, waren auf diese einmündigen Wiesen angewiesen. Große Stücke davon sind in Privatbesitz übergegangen und erfuhren dann weitere Teilung.

Sagen

Die alte OAB berichtet auf S. 129 eine Erdmännlein-Sage, die heute noch in Geislingen bekannt ist. Es ist aber wahrscheinlich, daß eben die OAB. hiezu viel mitgewirkt hat, so daß es sich um ein teilweise literarisches Wissen handeln dürfte. (Vgl. allg. Te¹)

Eigenschaften der Geislinger

Nach der Volksmeinung der Nachbarorte findet sich bei den Geislungen eine bemerkenswerte Musikbegabung und Sangesfreude. Die Geislinger sind gesellschaftlich. Wenig Heiraten mit Partnern aus anderen Orten.

Geister

Im Volksmund kennt man noch einige Örtlichkeiten, wo sich früher Geister umgetrieben haben. Am Schloß, so erzählte man früher, sei ein Geist, der sog. „Pelzrutischer“. Dann gibt es in der Erinnerung der Einheimischen den „Biergartengeist“, den Großgartengeist und einen Geist im Glockenhaus. Früher redete man auch viel von Hexen.

Am 5. Dezember werden sog. Hanselmannen oder Klosamanna gebacken und den Kindern geschenkt. Der Nikolaus (= Klosamann) geht zu den Kindern, die ihm beten müssen.

Gespräch eines Wirtes mit einem Jungen; der mit seinem Vater am 7. 12. 51 in der Wirtschaft anwesend ist: „Ja, send kanne Klösamanna komma?“ (Vater antwortet) „Ja, freile, s send komma!“ „Hand se ebbs bröcht?“ (Vater antwortet wieder) „Jö, dr höt müasa beta!“ (Sohn) „I hao' it vil beta müasa!“ (Vater) „Ha, freile, da höst beta müasa!“ (zum Wirt) „Dr höt m it gfuucht (=gefürchtet)!“ (zum Sohn) „Etz muast halt brav sei!“

Ein in Geislingen am 2. 2. 1955 beobachtetes Kinderspiel: Seilhüpfen der Mädchen mit folgendem Vers:

Teddybär, Teddybär, spring hinein!
Mach dich klein!
Dreh dich um!
Wirf den Stein!
Heb ihn auf!
Spring hinaus!“ (Mit den entsprechenden Aktionen während des Hüpfens).

Nr. 16 Hausen a. T.

Brauchtum

Auf den Nikolaustag werden „Hanselmannen“ gebacken. In Hausen a. T. ist jedoch kein Bäcker. Werden sie nicht im Gemeindefabrikhaus gebacken, so läßt man sie

sich von den Bäckern von Tieringen oder Ratshausen per Auto bringen.

An Weihnachten früher keine Christbäume und auch heute noch außer Backwerk wenig Geschenke.

Am „unschuldigen Kindlesteg“ (28. 12.) zogen früher (bis 1914, dann nach dem Krieg bis ca. 1930 oder bis zum dritten Reich, wo es von einem Lehrer als angebliche Bettelei verboten wurde) die Kinder von Haus zu Haus (meist Buben bis zu 14 Jahren). Anschließend an den Spruch: „Pfefferräb ist räb!“ beteten sie ein Vaterunser, worauf sie eine kleine Gabe erhielten (Hutzelbrot, einen Griffel, Brot, Äpfel).

Auf Neujahr werden Neujahrsbrezeln gebacken und von den Kindern beim „Götte“ und der „Gotte“ abgeholt. Früher war das Neujahrsingen noch üblich. Auch würfelten die jungen Burschen in den Wirtschaften um Brezeln (mit drei Würfeln) und steckten sie der Auserwählten zum Fenster hinein. Dies nannte man „ba a“. In den 80er und 90er Jahren noch im Schwange.

An der Fasnacht (früher oft schon drei bis vier Wochen vorher) verkleidet sich ein Mann als Hexe und tut den Leuten „welschen“ (in Rottweil „aufsagen“ genannt). Mit verstellter Stimme hält er ihnen ihre Fehler und Schwächen vor, erinnert an entsprechende Vorkommnisse usw. Der Betreffende geht auch in die Häuser (bei Nacht) und wird gelegentlich grob. — Auf den Straßen sieht man „Stroh bären“ und Masken wie in den Nachbargemeinden. Am Aschermittwoch neckt man sich durch Beschmutzen des Gesichts mit einem rußigen Lappen oder mit der Hand.

Am „Fackelsonntag“ hatte jeder „Zinken“ seinen eigenen „Funken“, im ganzen meist drei. Es war früher eine ernste Angelegenheit, es wurde dabei gebetet. Heute werden auch noch Funkenfeuer abgebrannt, doch ohne besondere religiöse Gebräuche.

Das „Maienstecken“ wird noch geübt. Teils werden kleine Bäumchen in die Dachrinnen gesteckt, teils wie anderswo bloßer Unfug verübt.

Von der Heukatzen wird noch gesprochen. Wirklich gefeiert wurde sie früher im Gut Oberhausen, das viel Dienstboten beschäftigte.

An der Kirchweih: Kilbetanz in den Wirtschaften. Von den Wirten wird neuerdings auch der „Hammellauf“ wieder aufgebracht. Man geht paarweise im Kreise. Welches Paar gerade über eine Markierung (oder ein Hindernis) geht, wenn der unter einem Tuch verborgene Wecker rasselt, erhält den bekränzten Hammel.

Am 30. November, dem Andreastag war früher das „Andrixeln“ üblich. Die Mädchen legten mehrere Zettel, auf denen ihre Liebhaber verzeichnet waren, unter das Kopfkissen. Der Zettel, der ihnen am Morgen zuerst in die Hände kommt, nennt ihnen ihren Mann.

Nr. 17 Hossingen

Bräuche

Hossingen ist arm an besonderen Bräuchen. Am Nikolaustag bekamen früher die Kinder von der Patin Gebäck. Am 1. Weihnachtstfeiertag singen der Gesangsverein und der Gemischte Chor bei dem vor dem Rathaus aufgestellten, elektrisch beleuchteten Christbaum.

An Silvester versammelt sich fast alles bei der Kirche. Nach dem 12-Uhrschlag gemeinsamer Gesang (Lieder, Choräle). Vor etlichen Jahren waren es erst wenige, die sich versammelten. Der Brauch ist also neu entstanden.

Am Dreikönigstag verkleideten sich

früher Knaben und Mädchen und gingen singend durch den Ort und sammelten Geschenke. Heute weiß man von Sternsängern nichts mehr. Fasnacht kein Umzug oder dergl.

Am Karfreitag geht alles, was laufen kann, auf den Gräblesberg. Der Ort sei an diesem Tag wie ausgestorben.

Ostern. Eierwerfen der Kinder heute noch. — An Ostern singt der Gesangsverein in der Kirche. Für derlei öffentliche Dienste erhält er einen Betrag aus der Gemeindefabrik.

Am 1. Mai nur noch Unfug, kein Tännchen mehr. Fürspannen bei Taufen noch üblich. Böllerschießen auf dem Scheibenbühl im Anschluß an den Taufgottesdienst war üblich, mag ab und zu noch vorkommen.

Am Tag vor einer Hochzeit wird noch selten eine Art Polterabend gehalten, hier „Straußmachad“ genannt. Der Hochzeiter zahlte in der Wirtschaft, wo die Hochzeit sein sollte, 2 bis 3 Faß Bier. Von Heukatzen und Sichelhenke sind die Namen noch bekannt, gefeiert wird nicht mehr.

Sagen

Alte OAB berichtet: In Hossingen, dessen Bewohnern längst nahe geht, daß die Lautlinger Markung ihrem Ort so nahe liegt, geht die Sage vom Kübelhans. Vor alter Zeit lief ein Lautlinger namens Kübel auf Hossingen zu, und die Hossinger liefen Lautlingen zu, und wo sie sich trafen, sollte die Grenze sein. Der schlaue Kübel aber hatte sich vertragswidrig zu bald auf den Weg gemacht und kam bis nahe an das Dorf Hossingen. Vorher hatte er Lautlinger Erde in seine Schuhe und einen Löffel unter seinen Hut getan und beschwor nun, er stehe auf Lautlinger Boden, so wahr ein Schöpfer über ihm sei. Die Hossinger verloren dadurch viele Äcker und waren sehr erbost. Der Kübel erhängte sich nachher und ward in einem Faß begraben ganz nahe der Hossinger Markung. Aber Ruhe hat er nicht, denn in der Adventszeit ist er dabei, wenn die Leute beim Vorübergehen des Nachts sehen, daß Geister mit feurigen Prügeln aufeinander schlagen.

Auf dem „Schlöble“ soll eine Burg gestanden sein. Es wurden dort auch schon Grabungen durchgeführt. Ob etwas gefunden wurde, ist nicht bekannt. Der „Burteless“ soll auf dieser Burg gehaust haben. Er diente früher als Kinderschreck („Der Burteless kommt, holt dich“).

Im „Wangenwald“ zwischen Hossingen und Meßstetten soll früher der „Wangengeist“ umgegangen sein. Im Wangenwald soll einst auch eine Siedlung gestanden sein. Ein unterirdischer Gang soll vom „Schlöble“ zum Gewann Leuzenfeld gehen. — Eines Morgens war ein Hossinger verschwunden. Er wurde überall gesucht. Nach ein paar Tagen sah man an der Halde bei der Hossinger Leiter Rauch aufsteigen. Der Mann wurde dort in einer kleinen Höhle, dem sog. „Muislochfels“, entdeckt.

Auf dem „Schuhmacherfels“ mußte ein Schuhmacher einmal ein Paar Schuhe sohlen oder nageln.

Berichtigung

In der Oktober-Nummer der „Heimatkundlichen Blätter“ für den Kreis Balingen erschien aus berufener aber nichtgenanntseinwollender Feder ein Beitrag über Goethes Mutter zu ihrem 150. Todestag — und nicht, wie es irrtümlicherweise in der Überschrift hieß: zu ihrem 150. Geburtstag.

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balingen Volksfreunds“ der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.

Braunjuraland, unsre Wildnis!

Von Hans Müller, Ebingen

Wilhelm Heinrich Riehl, der zu Fuß reisende Professor der deutschen Volkskunde, hat vor mehr als hundert Jahren die Erkenntnis gewonnen, daß zum gesunden Weiterleben eines Volkes in einem Lande ein bestimmter Anteil Wildnis notwendig ist. Haben wir die noch? Glücklicherweise ja! Nicht so sehr durch die vernünftige Einsicht der Menschen, sondern durch die Gegebenheiten der Natur selber. Es sind einfach noch Landstriche da, die sich der Normung durch den Menschen widersetzen.

Zu ihnen gehört ein breiter Saum vor der Schwäbischen Alb, der zwar von Forstämtern verwaltet wird — ganz richtigen Urwald können wir nicht erwarten — aber in seinem Unterholz und seiner Bodendecke so beschaffen ist, daß er noch sehr viel eigenes Naturleben bewahrt hat und vor allem für den Menschen recht schwer zugänglich ist. Nennen wir die scharfe Oberkante des Albraufs mit ihren Felsriffen, mit ihren weithin leuchtenden Rutschen, mit dem durchsonnten Mischwald den Albrand, so können wir unterhalb dieses Randes einen breiten Streifen ausscheiden, der bis zu den Baumwiesen der Ortschaften hinunterweilt und den ich als Albsaum bezeichnen möchte. Er ist ganz anders als der Albrand oder die Alboberfläche. Dichter Nadelwald verbirgt ein äußerst bewegtes Relief, das man nur kennen lernt, wenn man auf Waldpfaden eindringt. Es sind keine langgezogenen Wellen wie im Albvorland. Auch keine Kuppen, die man sich rund vorzustellen hätte. Es sind Buckel und Mulden aller Formen und Größen und Richtungen, manchmal tiefe Rinnen, die von Rinnsalen talab durchflossen werden, aber auch solche quer zum Hanggefälle, die von Rutschungen herrühren. Es ist einfach die Unruhe selber! Man sieht das nie aus der Ferne oder von den Fahrstraßen aus. Erst wenn man davorsteht nimmt man es wahr. Und dann hat man den Eindruck, daß hier die Natur selber noch herrscht. Es ist größtenteils unmöglich, über dieses unregelmäßige, rutschige Auf und Ab mit Traktoren das Holz aus den Forsten herauszuziehen. Hier werden noch oder wieder Pferde verwendet. Wo es einigermaßen trocken und der Wald zu hundertjährigen Beständen hochgewachsen ist, kann der Waldboden frei von Unterholz sein. Aber überall, wo in diesem gut durchfeuchteten Gelände die Sonne hinkommt, haben wir die allerschönste, schwer oder gar nicht durchdringbare Wildnis vor uns. Da sind auf den Meßtischblättern Waldwege eingezeichnet, die in Wirklichkeit gar nicht mehr da sind, völlig zugewachsen, verwildert! Versucht man jedoch auf einer Waldblöße voranzukommen, so läßt man das bald wieder bleiben. Man hat keinen festen Boden mehr unter den Füßen, er ist sehr feucht und schmierig, oft sumpfig und immer dicht verwachsen. Es ist ein Filz von Gräsern, dornigen Ranken und sogar Schlingpflanzen, alles trieft vor Nässe. Die Gebiete sind indessen botanisch ein wahres Paradies. Zwar sind außer der Fichte, gegen Westen zunehmend auch der Weißtanne, nicht viele Baumarten vertreten. Auf eigenem Antrieb wächst

noch die Esche, die Erle, die Zitterpappel. Die Königin der Albwälder, unsre herrliche Rotbuche fehlt weithin. Gebüsch, Stauden, Gräser und Moose fordern gebieterisch ihr Recht auf Leben. Am meisten fällt der vorweltlich anmutende, meterhohe Riesenschachtelhalm auf. Ihm gesellen sich große Bestände an Farnen. Mit Blättern, aus denen sich kleine Kinder Mäntel machen könnten, tritt die Pestwurz in Erscheinung. Der Wald-Ziest und die Engelwurz gehören ebenfalls zu den größeren und treten in ganzen Beständen auf. Es ist eigentlich wenig buntes Blüten im Bereich dieses Albsaumes zu bemerken. Um so mehr freut man sich über die vielen Knabenkräuter, die da und dort auftauchen und das vielfältige Grün beleben. Wo ein Wasserlein rieselt — und das ist sehr häufig der Fall, wächst der Scharbock und der Knöterich. An vielen Stellen bilden sich kleine Riede mit Binsen und Seggen, mit der Kugelblume (die allerdings auch an andern Standorten anzutreffen ist) und allerlei dunkelgrünen Sauergräsern. Im schattigen Schluchtwald macht sich der Bärlauch schon durch seinen knoblauchartigen Geruch bemerkbar. Ist einmal am Hang die Pflanzendecke abgerutscht, so beginnt sofort der Huflattich die Wunde zu schließen. An den völlig überwucherten Bächlein, die man nur hört, bis man hineingetappt ist, gedeiht die Sumpfdotterblume zu einer Größe, daß man sie kaum wiedererkennt. Der Albsaum ist eine Oase der Ruhe für das Wild, für die Vögel, aber leider auch für die Insekten, die einem lästig werden können oder sogar stechen. Aber man muß so eine Landschaft schon als Ganzes nehmen, mit allem, was dazugehört!

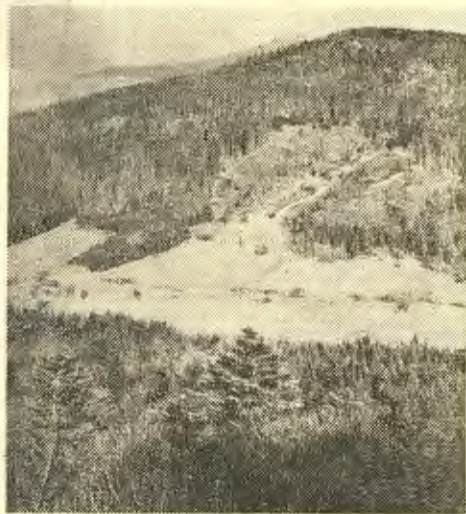


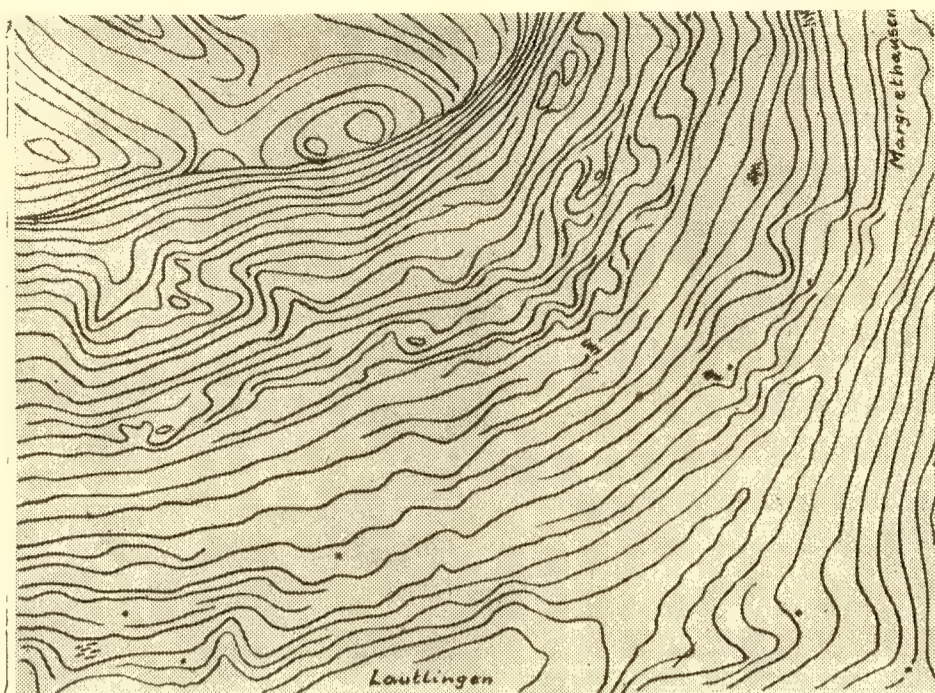
Bild 1 gibt einen schwachen Begriff des Geschilderten. Vom Auto aus sieht man auch nicht viel mehr. Es ist das Tal des Klingebaches (Thanheimer Steige) mit dem Anstieg zum Heiligenkopf. Durch Rutschung ist eine große Waldlücke entstanden, die sich wieder zu schließen beginnt. Die Rinnen und Bodenwellen kann man sich den-

ken, zu sehen sind sie aus dieser Entfernung nicht, so sehr sie den Wanderer am Vorwärtskommen hindern, wenn er davorsteht.

Um den Gegensatz zwischen Albrand und Albsaum recht eindrucksvoll zu empfinden, steigen wir hinauf bis zwischen die Felsriffe, die den Albrauf an so vielen Stellen säumen. Da haben wir festen, sogar steinigen Boden unter den Füßen, und was unten zu naß war, das ist da oben zu trocken. Die Felsenflora und die liebliche Steppenheide zwischen und hinter den Felsen, wo die Bäume noch nicht recht Fuß fassen können und die Schafweide noch nicht beginnt, ist in jeder Hinsicht das Gegenteil zu den Wäldern des Albsaumes. Oben finden wir sehr viele Pflanzenarten, (es gibt Steppenheide-Spezialisten!) aber von jeder nur verhältnismäßig wenig Exemplare. Und diese sind klein, haben winzige Stengelchen und oft unscheinbare Blättchen. Aber sie sind außerordentlich farbig und sehr aromatisch. Da oben regiert das Licht, die Wärme und das feinere Mineralische. Drünten haben wir wenig Arten, diese in sehr großer Verbreitung, und die einzelnen Pflanzen-Individuen sind groß, grob, saftig. Da überwiegt das Wasser, die Kühle, das gröbere Erdige. Eigentlich sollte man für solche Unterscheidungen ganz neue Wörter haben; sie erfordern eine vertiefte, intimere Betrachtung, die aber sehr wesentlich ist, will man der Natur selber nahekommen.

Nun könnte man sagen: Na ja, der Steigungsregen wirkt sich eben am Albanstieg aus, und darum ist es da so naß. Alles andere ergibt sich aus der Nässe und vielleicht noch daraus, daß oben mehr Wind weht. Das stimmt nicht. Steigungsregen wirkt auch noch eine Strecke im Lee, d. h. hinter der überstiegenen Gebirgskante. Der freieren Windströmung oben wäre die Windstauung an der Gebirgskante entgegenzusetzen, was man am Windbruch in den Wäldern ablesen kann. Wir müssen nach besseren Gründen suchen.

Nehmen wir doch das Wort „Grund“ ganz wörtlich! Sehen wir Gestein oder gar Felsen? Höchstens wenn sie von oben heruntergepoltert sind oder in der schmierigen Masse heruntergerutscht. Letzteres kann sehr langsam gehen und heißt dann Gekriech. Aber bodenständig (autochthon) ist nahezu nichts Festes da. Das sind wir von unsrer Alb eigentlich gar nicht gewöhnt! Wir befinden uns auch nicht mehr im Weißen Jura, der die Alb überhaupt erst zum Gebirge macht sondern im Braunjura. Die großen, dunklen Saumwälder vor den hohen Felsenstirnen sind Braunjurawälder, in denen der Wanderer von einer ganz andern Stimmung erfaßt wird, als er von einer Albwanderung gewöhnt ist. Der Braune Jura oder Dogger ist schwer zu fassen. Er versteckt sich überall unter die geschilderte dichte Vegetationsdecke, aber die erkennen wir leicht als sein erstes Charakteristikum, weil er in der Hauptsache aus Erde besteht, genauer gesagt überwiegend aus Tonen, die das Wasser nicht durchlassen. Da haben wir mit einmal den Grund für die Feuchtigkeit der Saumwälder und auch für die Unruhe des Reliefs. Der durchweichte, ewig quellende Grund gibt am Hang nach und rutscht. Man kann zuhause im Experiment gewisse Braunjuratone im Standglas um mehr als



2/9 quellen lassen! Die Feuchtigkeit ist wieder die Ursache für die Kühle und alles zusammen (natürlich auch die Kalkarmut der Tone) führt eben zu einem ganz bestimmten Pflanzenleben. Es wäre noch eigenartiger, wenn nicht aus dem Weißen Jura herab die Kalkdüngung käme, das Gekriech. Die Höhenlinienskizze 2 zeigt eindrucksvoll das Unruhige der Braunjuralandschaft bei Margrethausen und Lautlingen. Man sieht, wie durch deren Wegrutschen der feste Heersberg links oben mächtig angegriffen wird.

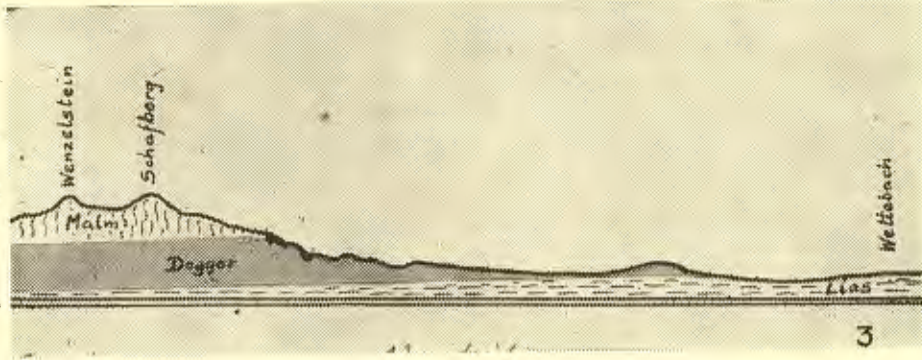
Der Braune Jura

Er ist die mittelste der drei Juraschichten und somit vom Weißjura überdeckt. Am Albanstieg und in den größeren Tälern „streicht er aus“, d. h. da tritt er ans Tageslicht. Das sind die Nadelwälder, die wir mit „Albsaum“ bezeichnet hatten. Unterlagert wird er vom Schwarzen Jura oder Lias, der im Albvorland austreicht und fast ausschließlich ackerbaulich genützt wird. Treffen wir hier einen bewaldeten Buckel an, so können wir sicher sein, daß es ein stehengebliebener Rest Braunjura ist. So z. B. bei Engstatt oder auf dem Kleinen Heuberg. Skizze 3 zeigt im Profil die drei Juraschichten vom Wenzelstein bis zum Wettbach oberhalb Endingen. So einheitlich wie es scheint („lauter Dreck“) ist der Dogger nicht, wenn auch seine Unterteilung bei weitem nicht so leicht ist wie beim Malm. Er beginnt von oben her mit dem gefürchteten Ornatenton, welcher unter den Impressamergerlen des unteren Malm liegt, aber leider — nicht liegen bleibt! Er rutscht leidenschaftlich gern weg und nimmt dabei Straßen, Wasserleitungen und Häuser mit. Auf dieser Rutschbahn wandert viel Weißjura ab, manchmal in ganzen großen Flächen, die abreißen und dann inselartig auf dem Albsaum liegen bleiben, so groß, daß ganze Dörfer darauf einen etwas festeren Halt gewinnen (z. B. Stockenhausen). Von Natur trägt der Ornatenton feuchte Wiesen (in Ortsnähe) sogar mit kleinen riedartigen Tümpeln, da er aber vom Weißjura stark beschottert wird, sind auch Äcker möglich. Die größten Flächen nimmt der Wald ein. Darunter liegen weitere Braunerden, teils mergelig, manchmal winzige Kalkbänkchen. Man kann in ihnen dicke Ammoniten finden, die Makrocephalen (Dickköpfe) oder sehr derbe Muscheln, ferner die grobzähnte Hahnenkammauster und den Riesenbelemnit (Tintenfisch), um nur einige zu nennen. Auffallend ist an allen ihre Größe und Derbheit; daß sie meist schlecht erhalten sind, wundert uns bei der erdigen Ein-

bettung nicht. Es wird auch immer klarer, wieso man den Dogger dem Wald überläßt.

Ein kalter, feuchter, quelliger Boden eignet sich nicht sehr für Ackerbau, besonders da, wo man noch Kalk düngen müßte. Er ist anbaufreundlich, siedlungsfeindlich und verkehrsfeindlich. Es gibt Straßen im Dogger, die ununterbrochen repariert werden müssen, man denke nur an den Thanheimer Stich, an die Schlichemstraße oder an Gosheim. Bei Weilen unter den Rinnen ist die Wasserleitung durchgeknickt worden, bei Roßwangen eine ganze Waldparzelle weggerutscht. — Erst im mittleren Dogger stellt sich so etwas wie eine gewisse Standfestigkeit ein. Unterhalb Tieringen oder zwischen Zillhausen und Pfeffingen gewahren wir kleine Terrassen mit gerundeten Kanten; sie tragen Wiesen, selten ein paar Äcker. Haben wir Glück, so finden wir an einem kleinen Aufschluß die Ursache: Blaukalkbänke! Aber sie sind nur blau, wenn wir sie im frischen Anbruch zu Gesicht bekommen, denn der Blaukalk überzieht sich mit einer dicken, dunkelbraunen Kruste von „Rost“ d. h. der Gehalt an Schwefeleisen geht in Eisenhydroxid über, weil Luft und Wasser hinzutreten. Da dies auch in den Spalten und Rissen vor sich geht, gibt es nur dicke, quadratmetergroße Blaukalkblöcke. — Unter dieser einzigen nennenswerten Kalkschicht im Braunjura kommt der Eisensandstein, derselbe, der bei Wasseralfingen verhüttet wurde und auch mit der „Minette“ in Lothringen auf gleicher stratigraphischer Höhe liegt. Aber bei uns ist er zu sandig. Beim





Verwittern mischt er sich mit Ton zu einem sandigen Lehm. Zillhausen liegt auf Eisensandstein. Die Kalkarmut führt zu einem Rohhumus, sodaß dieser Boden auch vielfach von der Landwirtschaft verschmäht wird und dem Wald, dem „Mädchen für alles“ anheimfällt. Es gibt Gegenden, wo Blaukalk und Eisensandstein landschaftsgestaltend auftreten, besonders in der Ostalb. Da sie nicht im Bereich dieser Betrachtung liegen, begnügen wir uns mit einigen Beispielen aus der Umgegend. Da ist der weit hin sichtbare Wochenberg bei Schörzingen, Hirnwiesen und Gehrn bei Gosheim und überhaupt der ganze Sockel von Deilingen, von dem man „wie von der Alb“ ins Vorland hinabschaut und auf welchen Lemberg, Hochberg und Oberhohenberg als Weißjura-Auslieger eben nur aufgesetzt sind. Die **Höhenschichtenskizze 4** zeigt das deutlich. — Nun fehlt noch das unterste Glied des Dogger, der Opalinuston. Er ist für sich allein so mächtig wie die anderen fünf zusammen, immer unsrer Umgebung zugrundegelegt. Sein Name sagt schon, was und wie er ist. Selbst das kleinste Bächlein schneidet in ihn eine tiefe „Opalinusschlucht“ ein, er ist völlig stein- und fast kalkfrei. Da die Eisensandsteine darüber standfester sind, gibt es vielfach einen Wasserfall, was den Übergangsschichten den Namen „Wasserfallsschichten“ eingetragen hat. Standortbeispiel ist bei uns Zillhausen, aber auch im Dobel zwischen Gräbelesberg und Winkel kommen sie vor, und selbst die Eyach macht bei Laufen einzelne Hopsen. Unterhalb Bahnhof Laufen hat der Fluß eine prächtige Steilwand im Opalinus stehen lassen. Bei Frommern wird er von der Ziegelei verwertet, eben weil er so stein-, sand- und kalkarm ist. Dieser Ton ist ebenfalls nur an der verwitterten Oberfläche braun, in der Tiefe geht er in grau über und deutet schon durch seine Farbe den Übergang zu Schwarzjura an. Als Ackerboden ist er schwer und naß, bei großer Trockenheit hart, sonst recht schmierig. Ich habe mit Bauern in Frommern gesprochen, die ihre Traktoren verkaufen und wieder Pferde anschaffen.

Besiedlung des Albsaums

Es genügt nicht, die Dörfer im Braunjura-gebiet zu zählen; man muß bei jedem einzelnen untersuchen, wieso es sich hier halten konnte. Einige ruhen auf Eisensandstein oder Blaukalk (Gosheim, Zillhausen), andere in Flußtälern, die sich ihre eigene Schotterflur aus mitgebrachtem Weißjura geschaffen haben; der Rest hat sich auf heruntergerutschten Weißjuradecken angesiedelt (Weilstetten, Stockenhausen). Die geologische **Skizze 5** gibt zwischen Neckar und Donau einen Überblick über den Dogger-Albsaum vom Farrenberg bis zum Wartenberg. Während man im Lias 48 Ortschaften zählen kann, sind es im Dogger 37. Davon liegen 13 in Tälern mit ausreichender Schotterflur, 11 auf herabgerutschten Weißjuradecken und 13 in engeren Tälern oder sonstwie direkt auf Braunjura. Diese sind durchweg sehr klein, und einige von ihnen haben ihre bewirtschaftete Flur nicht durchweg auf Doggerboden. Wenn man bedenkt, daß

die Erosion in den weichen Erdmassen leichtes Spiel hat, wundern einen die breiten unteren Abschnitte der Albtäler nicht. In sie ragt überall das Alvorland als Lias hinein. Aus der Verkehrsfeindlichkeit der Opalinusschluchten wird dadurch das Gegenteil. In diesen Tälern reicht auch der breite Albsaum tief in die Alb herein. Wenn er heutzutage in der Hauptsache dem Wald überlassen worden ist, so muß das nicht immer so gewesen sein. Es gab in diesem Gebiet einst mehr Orte als jetzt. So wissen wir vom Plettenberg und vom Burgfelder Massiv, daß sie umgeben waren von je 6 Dörfern mit der Endsilbe -hausen. Von diesen steht heute nur noch die Hälfte! Die übrigen sind abgegangen. Moos und Bäume wachsen

darüber. Es waren das nicht die ältesten Ansiedlungen! Dies ist aber wieder der Beweis dafür, daß sie nicht auf günstigem Boden angelegt wurden. Im Vergleich zu den Orten mit Endung -ingen sind sie viel jüngere Gründungen. Es darf angenommen werden, daß einige dem Frankenkönig ergebene Grundherren um ihren Hochsitz herum arme (vielleicht fränkische) Bauern angesetzt haben, um zu einem Gefolge zu kommen. Der Grund war also ein politischer, die Naturgegebenheiten wären in diesem Fall weitgehend mißachtet worden und — die Sache hatte keinen Bestand! Es gibt nur verschwendend wenige alemannische Ursiedlungen im Braunjura. Zur Zeit überwiegender Weidewirtschaft wird der Albsaum anders ausgesehen haben als später bei größerer Ackerbebauung. Da mußte seine Bedeutung für den Menschen zurückgehen. Die Stallfütterung hat ihn weiter absinken lassen, und was die heutige Industrie daraus macht, geht in gleicher Richtung. Zwar meidet man nicht mehr wie früher den Dogger bei der Anlage von Fernstraßen. Aber weil der Traktor auf dem Wiesengebuckel im Hintertreffen ist und man lieber in die Fabrik geht als von Hand zu mähen, wird wohl noch mehr Grund und Boden dem Wald anheimfallen. Nur kurz-sichtiges Gelddenken kann diese Entwicklung bedauern. Wer alle Lebensfaktoren in



Rechnung stellt, kommt zu dem Ergebnis, daß es nur gut ist, wenn irgendwo der Natur etwas zurückertattet werden muß.

Haben wir Menschen einstmals keine

Wildnis mehr, so werden wir an seelisch-geistiger Verwilderung zugrundegehen, an den dann fehlenden sicheren Maßstäben der Schöpfung.

ter ist sehr heilsam. Karfreitagseier halten das ganze Jahr. — Karfreitagseier geben lauter Hennen.

Sagen

Schon die alte OAB (Seite 130) berichtet die Sage von den Erdmännlein in der Mühle zu Laufen. — Auf der Schalksburg befindet sich eine tiefe Grube, „Teufelsloch“ genannt. Darin soll sich eine große Geldkiste befinden, die von einem schwarzen Pudel bewacht wird. Im Jahre 1900 noch lebende Bürger stiegen in das Loch hinab, bevor es aufgefüllt wurde. Im Jahr 1813 fand ein russischer Soldat, der sich hinunterwagte, den Tod. Es dürfte sich um den einstigen Burgbrunnen handeln.

Sprachgut

Zahlienschnitz. Jetzt soll auh 'oa' Mensch zwoamol dō na'gucka, wia drei Weiber iahre viar Kend fei'mol om sechs Pfenneng Bombole kaufa ond e' äächt Gückle-neu'möl ei'wickla lao'd!

Stoßseufzer. Ma' hōt s it leicht, wenn ma' viar Zentner wiegt ond soll sprenga ond mit Blei handla ond em viarta Stock wohnt ond Vatter vo' sieba Kend ist ond no' oa' Bett hōt ond koa's-will a' d Wa'd liega!

(Beides aufgenommen im Jahr 1925 von Dr. Erich Seemann, Freiburg i. B., bei Karoline Oehrle, Laufen).

Volksreim.

Wear em Heubad it gablad
ond e' dr Ernt it zablad,
ond em Herbst it frühah ufstōht,
dea'r ka' gucka, wia s m em Wei'tr göht!

„Mohear kennst Du mi?“

Dr Messerschmied Wagner, mo allemol so bsonders feine Kiefeadere gschnitte hāb zom Schreibe mit dr Tente, der hot en Buebe z Tuttleuge. E Gsell, mo neabed em gschaft hot, ischt wieder uf d Walz gange ond hot gsait, r gang über Balenge. „No grüescht ao mein Vatter!“ hot r em a'-kōndt. Jetzt ischt ao emol wieder dr Messerschmied obe a' s Stāhles Eck gstande, deert mo dr Stadtbach de Buckel na ischt, gege s Kameralamt zue. No ischt zmol a jonger Kerle uf en zuegloffte ond hot gsait: Grüeß Gott, Messerschmied, i soll Uich ao en Grueß sage vo Uirem Buebe z Tuttleuge.“ Dr Messerschmied hot no' so gucket ond hot gfroget: „Ja, mohear kennst denn Du mi?“ — „Ha, Uie Bue hot gsait, wenn e om de fei'fe rom d Stadt na lauf, ond s stand oar e me greane Schuurz a' sellem Eck, mo dr Stadtbach de Buckel nalauft, dees sei sei' Vatter!“

Karl Hötzer

Volkscundliche Überlieferung im Kreis Balingen

Gesammelt von Dr. Hermann Bizer, Rosenfeld

Nr. 18 Laufen

Namenstage

Entgegen anderen evangelischen Orten haben hier die Namenstage eine erhöhte Bedeutung. Lehrer Hagenlocher berichtet in seinem Konferenzsaufsatz (um 1900): „Das viele Andreas gibt, wird der Andreastag immer ein Tag der Freude“.

„Der verstorbene Kunstmaler Andreas Lang bewirtete fast seine ganze Lebenszeit hindurch an Andreas (30. XI.) seine Namensbrüder aufs reichlichste.“

Am Johannistag (24. VI.) feiern die Johannes ihren Namenstag. Soll einer etwas bezahlen, so sagt er, er sei ein „Wei'tr-johanne“ (27. XII., Namenstag des Evangelisten Johannes), im Winter sagt er, er sei ein „Sommerjohanne“.

Jahreszeitliche Gebräuche

Schon um 1900 wird berichtet: „Nikolausgeschenke kommen in Abgang“. Sie scheinen also ehemals in Übung gewesen zu sein. Am 24. XII. liturgischer Gottesdienst wie anderswo. An Neujahr hielten früher die Wirte ihre Stammgäste frei (um 1900). Am Erscheinungsfest kamen früher Buben von Lautlingen, die die drei Könige darstellten (weißes Hemd, goldene Krone, Bärte, Stern). Einer hatte einen Krummstab und einen Fächer. Sie sagten einen Vers und erhielten in jedem Haus 3—5 Pfennig.

Am Palmsonntag und am Karfreitag erhalten die Kinder Brezeln.

Wie schon in der alten OAB berichtet,

war hier früher auch das Ostereierlesen Sitte. Auf einer Wiese zwischen Laufen und Lautlingen waren 100 Eier in eine Wanne zu lesen. Ein anderer muß nach Lautlingen in die „Krone“ und eine Flasche Wein holen, aus der nichts verschüttet werden durfte (sie scheint also offen gewesen zu sein). Wer zuerst fertig war, hatte die Wette gewonnen. Nachher gingen die beiden Parteien ins Wirtshaus zu Eierkuchen, Bier und Brantwein. Einstmals machten sich die Mädchen an Himmelfahrt „Schäppele“ aus blauem Frühlingenzian und trugen sie beim Kirchgang. Heute noch flechten sie kleine Kränzchen, die in der Stube aufgehängt den Blitz abhalten sollen. — Früher wurde am Erntedankfest eine kleine Garbe aus allerlei Früchten von einem Mädchen auf dem Kopf in die Kirche getragen, wo sie aufgestellt wurde. Seit die ältere Person, die dieses „Gärblein“ machte, nicht mehr lebt, ist dieser Brauch in Abgang gekommen.

Wetterregeln

Wenn an Martini die Gans auf dem Eis läuft, so läuft sie an Weihnachten im Dreck.

Aberglauben

Je früher am 25. 12. das Vieh getränkt wird, desto fetter wird es. — Wenn am 24. 12. beim Betläuten die Tenne gefegt wird, dann liegen am andern Morgen die Fruchtarten so übereinander, daß die oberste Sorte die ist, die im kommenden Jahr am besten gedeiht. — Karfreitagsbut-

Balinger Bürger als Gefangene auf dem Hohen-Urach

Von Wilhelm Wik

Im Jahre 1461 verpfändete Graf Ulrich die Stadt Balingen mit einer Reihe anderer Ortschaften um 12 000 Gulden an die Herren von Bubenhofen, deren Stammsitz in den heutigen Tagen bei der Wirtschaft zur „Burg“ im Rosenfelder Tal ausgegraben wird. Durch die Härte Konrads von Bubenhofen kam es zu Unruhen und Meutereien gegen ihn. Ulrich kam dabei seinen Balingern zu Hilfe. Schon 1466 wurde daher die Pfandschaft wieder gelöst. Balingen und das Amt mußten den größten Teil des Lösungsgeldes selbst aufbringen. Dafür erfolgte 1469 durch Graf Ulrich und dessen Sohn Eberhard im Bart, Regenten im Uracher Teil, eine urkundliche Zusicherung, daß alle Einwohner Balingens auf ewige Zeiten von jeder Schatzung befreit sein sollten.

Seit dem 16. Jahrhundert wurden die Steuern unerträglich, besonders zur Zeit des verschwenderischen Herzogs Ulrich. Die Verschwendungssucht der württembergischen Herzöge im 18. Jahrhundert brachte es zum offenen Widerstand gegen den unerhöhten Steuerdruck. Balingen suchte vergeblich seine Schatzungsfreiheit wieder zu erlangen, die ja für „ewige Zeiten“ zugesichert war. 1764 wurde eine neue Vermögens- und Familiensteuer eingeführt. Zahlreiche Balinger Bürger weigerten sich, die Steuerzettel in Empfang zu nehmen, worauf jeder mit 14 Gulden und fünf Ratsmitglieder je mit 42 Gulden bestraft wurden. (Anm. Für einen Gulden konnte man einen Scheffel Dinkel kaufen.) Eine herzogliche Kommission richtete nichts aus, so daß am Karfreitag ein Dragonerregiment nach Balingen gelegt wurde. Zahlreiche widerspenstige

Bürger kamen in Arrest, während vier durch zwei Unteroffiziere und zehn Dragoner auf den Hohen-Urach abtransportiert wurden.

Als die neue Landesorganisation 1807 manche Änderung brachte, kamen neue Unruhen, bei denen die Bürger dem neuen Oberamtmann und dem abziehenden Dekan alle Bäume in ihren Obstgärten niederhieben. Vom April bis September 1807 kamen wieder 60 Mann Besatzung in die Stadt.

Inhaltsverzeichnis des fünften Jahrgangs

	Seite		Seite
Der Albrauf als Wanderungsgrenze		Das Flußgebiet der Lauchert und die	
Von Dr. Adolf Leidmair, Tübingen	193	Zollernab	
Schon die Steinzeitmenschen verwendeten		Von Hans Müller, Ebingen	217, 222
Zement	200	Der Heuberg ist offen	
Die Entwicklung der Grundherrschaft im		Von Dr. Stockmann, Tübingen	221, 226
Raum Balingen		Die außergewöhnlichen Religionsgemein-	
Von Dr. Wilhelm Foth	202, 216, 210	schaften im Kreise Balingen	
Die Schwarz-Jura-Ebene als Siedlungsland		Von Dr. Helmut Boßler, Herrenberg	225, 231
im Wechsel der Zeiten		Das Binsdorfer Kupfer-Flachbeil	
Von Fritz Scheerer	202, 207, 211	Von Kurt Rockenbach, Rosenfeld	228
St. Michael zu Burgfelden		Die Schlacht bei Döfingen am 23. August 1366	
Von Dipl.-Ing. R. Kerndter	203	Von Kurt Rockenbach, Rosenfeld	229
Das Ochsenberg-Massiv		Goethes Mutter / Zum 150. Todestag	233
Von Hans Müller, Ebingen	204	Ostdorf — eine fränkische Gründung?	
Keltische Befestigungsanlagen in unserer		Von Fritz Scheerer	235, 237
Heimat		Ist Venedigs Verfall unabwendbar?	
Von Rektor Kurt Wedler	205	Von F. H. Riedl	238
Zum 100. Todestag des Feldmarschalls		Braun-Jura-Land, unsere Wildnis!	
Radetzky		Von Hans Müller, Ebingen	241
Von Dr. Hans Kramer	207	Balinger Bürger als Gefangene auf dem	
Volkscundliche Überlieferung im Kreis		Hohen-Urach	
Balingen		Von Wilhelm Wik, Balingen	244
Von Dr. Hermann Bizer, Rosenfeld	209, 215, 218, 224, 227, 232, 236, 239, 244,		
Von der Werkstatt zur Fabrik			
Von Dr. Walter Stettner	213, 219, 224		
Volkscundliche Überlieferung im Kreis			
Balingen			
Von Fritz Scheerer	214, 218, 223		
Joseph Freiherr v. Eichendorff	216		

Herausgegeben von der Heimatkundlichen Vereinigung im Kreis Balingen. Erscheint jeweils am Monatsende als ständige Beilage des „Balinger Volksfreunds“, der „Ebingen Zeitung“ und der „Schmiecha-Zeitung“.